This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07572291 2

[illegible] NEW YORK
[illegible] LIBRARY
301134
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1904 L

NFQ1

Goethe-Briefe

Mit Einleitungen und Erläuterungen

Herausgegeben von

Philipp Stein

Band V

Im neuen Jahrhundert

1801—1807

Berlin 1904
Verlag von Otto Elsner

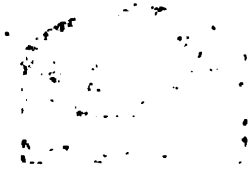
J. W. v. Goethe

Nach einer Kreidezeichnung von Friedrich Bury

[illegible] Jahrhundert

[illegible] - [illegible]

[illegible] von [illegible]
[illegible] Bezeichnung [illegible]



[illegible]
[illegible]

Im neuen Jahrhundert

1801—1807

Mit einem Bildnis von J. W. v. Goethe nach einer Kreidezeichnung von Friedrich Bury

Berlin 1904
Verlag von Otto Elsner

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
301184
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 4 L

Alle Rechte vorbehalten

Druck von Otto Elsner, Berlin S.

Einleitung.

Der vorliegende fünfte Band unſerer Briefausgabe führt die Entwicklung Goethes in den Jahren 1801—1807 vor. Er umſpannt einen etwas kürzeren Zeitraum als die früheren Bände, denn dieſe Jahre ſind reich nicht nur an inneren Erlebniſſen Goethes. Der Sturmwind, der im neuen Jahrhundert durch Deutſchland dahinfegte, verſchonte auch Weimar nicht; in die Stille der dem Muſendienſt geweihten Stadt grellt und ſchrillt der Kriegslärm hinein, und nach der Unglücksſchlacht bei Jena wird die Litteratenſtadt Weimar die Beute der franzöſiſchen Sieger. Bis dahin hatte Goethe und ſein Kreis den Wirren der neueren Zeit wie von einem ſtill umfriedeten, dem Lärm der Welt fernen Eiland zugeſehen — jetzt aber droht auch für Weimar der Zuſammenbruch aller Verhältniſſe.

Und in dieſen Weimarer Schreckenstagen nun treten zwei Frauen, die bisher im Dunkel geſtanden haben, heldenhaft in den Vordergrund: Herzogin Luiſe und Chriſtiane Vulpius. Die Herzogin, die immer überſtrahlt geweſen von dem Glanze der Herzogin-Mutter Anna Amalie und ihre Geiſtes- und Charaktergröße bisher nur in vornehmer Reſignation hatte erkennen laſſen, wird die Retterin Weimars und des Fürſtenhauſes, erweiſt ſich — wie Knebel es treffend bezeichnet hat — als „Heldenengel“. Als einzige des ganzen Hofes in Weimar zurückgeblieben, tritt ſie Napoleon ent-

gegen; ihre Frauenhoheit erzwingt ſich Achtung bei dem grollenden Sieger, der um ihretwillen Weimar und die Weimarer Fürſtenherrſchaft fortbeſtehen läßt. Und Chriſtiane Vulpius, die von der Weimarer Geſellſchaft Verläſterte und Vielgekränkte, wirft ſich beherzt und mutig den trunkenen Franzoſen entgegen, die Goethe anzufallen wagen, und rettet ihn vor Kränkungen und Fährlichkeiten. Wenige Tage darauf hat Goethe ſich mit Chriſtiane trauen laſſen und ſeiner Gewiſſensehe die geſetzliche Weihe gegeben.

Die Briefe aus den Jahren 1806 und 1807 nehmen naturgemäß einen großen Raum ein in dem neuen Bande, in dem der Menſch Goethe uns mehr als ſonſt als Kämpfer erſcheint, in dem mehr als ſonſt die Härten des Lebens auch dieſem Götterliebling fühlbar werden. Der Beginn des neuen Jahrhunderts bringt ihm eine ſchwere Erkrankung: „eine ſchreckliche Kriſe der Natur, in welcher ſich das Individuum zu verlieren ſchien.“ Und wenige Jahre ſpäter, da er wiederum krank darniederliegt, trifft ihn der ſchwerſte Schlag — Schiller ſtirbt. Das ergreifendſte und ſchlichteſte, was Goethe über dieſen unerſetzlichen Verluſt geäußert, ſind ſeine Worte an Zelter: „ich dachte mich ſelbſt zu verlieren, und verliere nun einen Freund und in demſelben die Hälfte meines Daſeyns. Eigentlich ſollte ich eine neue Lebensweiſe anfangen, aber dazu iſt in meinen Jahren auch kein Weg mehr.“ Und es wird herbſtlich im Goethekreiſe. Herder ſtirbt und die Herzogin-Mutter, und das luſtige Hoffräulein v. Göchhauſen folgt ihr bald nach — „manche Blätter des dreyßigjährigen Geſellſchaftsſtammes fallen ab und die Glieder der bisherigen Generation verlöſchen.“ Es wird herbſtlich um ihn und doch tauchen verheißungsvoll Keime auf, die auf neue Frühlingswunder hoffen laſſen. Im letzten Briefe dieſes Bandes ſpricht er von Minna Herzlieb und ſeiner Sonettendichtung. Ein Brief an Herrn v. Willemer führt unſere Gedanken auf

deſſen ſpätere Gattin Marianne und auf die Suleikadichtungen. Ein Brief Goethes aus Karlsbad erzählt von Frau v. Broeſigke und ihrer Tochter, der jugendlichen Frau v. Levetzow, der Mutter der damals zweijährigen Ulrike — es wird herbſtlich um Goethe und doch ſieht man die Sprößlinge keimen zu neuem Frühling.

Neue anregende Beziehungen Goethes eröffnet dieſer Band in reichem Maße. Die jungen Romantiker treten an ihn heran und er fördert ſie entgegenkommend. Als Theaterleiter erſchließt er den beiden Schlegels die Bühne, wodurch Kotzebues Haß gegen ihn noch geſchürt wird. Zwar vermag dieſer ſeine Abſicht, durch eine demonſtrative Schillerfeier die beiden Großen einander zu entfremden, nicht durchzuführen, aber er erreicht doch nebenbei, daß Goethes litterariſch-geſelliges Mittwochskränzchen geſprengt wird. In neue Beziehungen tritt Goethe, als er nach der Ueberſiedelung der alten „Allgemeinen Litteratur-Zeitung“ von Jena nach Halle mit energiſcher Einſetzung ſeiner Kräfte für Jena ein neues Litteraturblatt ſchafft. Wie als Theaterleiter, ſo hat er auch als geiſtiger Leiter dieſes Blattes nicht nur die großen Geſichtspunkte angegeben, ſondern auch wiederholt mit Einzelheiten, wenn ſie ihm prinzipiell wichtig erſchienen, ſich eingehend beſchäftigt. Ihn als Oberredakteur an der Arbeit zu ſehen, iſt von großem Intereſſe und darum ſind aus den Briefen an Eichſtädt mehrere Einzelheiten in dieſem Bande wiedergegeben. Der Briefwechſel mit Zelter wird inniger und immer mehr ein Bedürfnis für Goethe — aus ihm wie aus vielen andern Kundgebungen wird hier erſichtlich, wie ſchnell und wie entſchieden Goethe nach jedem Schickſalsſchlage immer wieder durch die Arbeit ſich von dem Drucke der Verhältniſſe zu befreien weiß. In die Totenklage um Schiller klingt bald das Verlangen hinein, das Gedächtnis des Freundes dichteriſch zu verherrlichen —

und es entſteht der Epilog zu Schillers Glocke, zunächſt gedacht im Anſchluß an die dramatiſche Vorführung des Schillerſchen Glockenliedes. Dem Theater gilt Goethes Intereſſe nach wie vor, wie aus den Briefen an Chriſtiane, an Kirms, an Rochlitz beſonders erſichtlich wird; und auf dieſem Gebiete erträgt er weniger leicht Widerſpruch als auf litterariſchem — er ſetzt Bertuch gegenüber ſeine ganze Autorität ein, um die Aufnahme einer hämiſchen Kritik Böttigers, des Herrn Ubique, in das „Journal des Luxus und der Moden" zu verhüten. Mit beſonderer Freude ſieht er, wie Iphigenie und Götz ſich nun die Bühne gewinnen.

Kann er in der Ungunſt des Augenblicks die Poeſie nicht kommandieren, ſo bethätigt er ſich in Ueberſetzungen — Voltaire wird überſetzt und „Rameaus Neffe" aus Diderots Manuſkript — die letzte Arbeit, zu der ihn Schiller angeregt hat. Dann wird an der Farbenlehre fleißig gearbeitet und „Eugenie" (die natürliche Tochter) einem vorläufigen Abſchluß entgegengeführt. In Karlsbad entſtehen einige kleine Novellen, die dann in „Wilhelm Meiſters Wanderjahre" Aufnahme gefunden haben. Sorgſamer Durchſicht werden die bisherigen Arbeiten unterzogen für die neue Cottaſche Geſamtausgabe ſeiner Schriften.

Es iſt wiederum ein an Offenbarungen reiches Stück Goethebiographie, das in dieſem Bande ſich uns bietet — und wohl mehr noch als in den früheren Jahren zugleich ein Kultur- und Zeitbild. Zur Ergänzung habe ich vielfach Berichte von Zeitgenoſſen, beſonders Briefe von Goethes Mutter, herangezogen. Letztere ſind auch bedeutſam für die Charakteriſtik und Wertſchätzung von Goethes Gattin, die ſeit Oktober 1806 den Namen trägt, der ihr gebührt: Chriſtiane v. Goethe.

Philipp Stein.

Inhalt.

		Seite
	Einleitung	V
952	An Elise Gore, 17. Januar 1801	1
953	An Cotta, 29. Januar	2
954	An Katharina Elisabeth Goethe, 1. Februar	3
955	An Schelling, 1. Februar	6
956	An J. F. Reichardt, 5. Februar	7
957	An Schiller, 11. Februar	9
958	An Kirms, 19. Februar	10
959	An Schiller, 18. März	10
960	An Rochlitz, 29. März	12
961	An Anna Elisabeth von Türcheim, 30. März	13
962	An Schiller, 3. April	14
963	An Marianne v. Eybenberg, 27. April	16
964	An Schiller, 27. April	16
965	An Schiller, 28. April	17
966	An Zelter, 29. Mai	18
967	An Holcroft, 29. Mai	20
968	An Heinrich Steffens, 29. Mai	21
969	An Christiane Vulpius, 6. Juni	22
970	An Christiane Vulpius, 26. Juni	23
971	An Christiane Vulpius, 12. Juli	25
972	An Christiane Vulpius, 24. Juli	26
973	An J. H. Meyer, 31. Juli	27
974	An Georg Sartorius, 10. Oktober	28
975	An Henriette Gräfin v. Egloffstein, 6. November	29
976	An F. H. Jacobi, 28. November	30
977	An Johanna Schlosser, 24. November	34
978	An Joh. Daniel Sander, 25. November	35
979	An W. v. Humboldt, 29. November	36
980	An J. F. Reichardt, 1. Dezember	38
981	An J. L. Tieck, 17. Dezember	39
982	An Schelling, 30. Dezember	40

		Seite
983	An F. J. Bertuch, 3. Januar 1802	41
984	An F. J. Bertuch, 12. Januar	41
985	An Wieland, 13. Januar	42
986	An Christiane Vulpius, 19. Januar	44
987	An Schiller, 19. Januar	45
988	An C. G. Voigt, 22. Januar	46
989	An Christiane Vulpius, 22. Januar	48
990	An Christiane Vulpius, 19. Februar	50
991	An Kirms, 28. Februar	51
992	An Caroline Kotzebue, 8. März	52
993	An Schiller, 16. März	54
994	An Schiller, 19. März	55
995	An Henriette v. Egloffstein, 25. März	56
996	An Herder, 26. April	56
997	An A. W. Schlegel, 3. Mai	57
998	An Christiane Vulpius, 4. Mai	58
999	An Schiller, 7. Mai	59
1000	An die Hoftheater-Kommission, 8. Mai	60
1001	An Kirms, 9. Mai	60
1002	An Schiller, 9. Mai	61
1003	An Christiane Vulpius, 11. Mai	62
1004	An A. W. Schlegel, 13. Mai	63
1005	An Herder, 14. Juni	63
1006	An Schiller, 5. Juli	64
1007	An Schiller, 17. August	66
1008	An Zelter, 31. August	68
1009	An Schelling, 18. September	69
1010	An Herzog Karl August, 28. September	70
1011	An Clemens Brentano, 16. Oktober	71
1012	An Zelter, 3. November	72
1013	An Friederike Unzelmann, 10. November	73
1014	An Mitglieder der Hofkapelle, 15. November	75
1015	An J. H. Voß, 30. November	75
1016	An Herzog Karl August, Ende November	76
1017	An Friederike Unzelmann, 2. Dezember	78
1018	An Zelter, 6. Dezember	79
1019	An Schiller, 16. Dezember	80
1020	An Schiller, 19. Dezember	80
1021	An Genast und Becker, 3. Januar 1803	80
1022	An Johann Jakob Willemer, 24. Januar	81
1023	An W. v. Humboldt, 27. und 29. Januar	82
1024	An Zelter, 10. März	87
1025	An W. v. Humboldt, 14. März	89
1026	An Friederike Unzelmann, 14. März	91
1027	An v. Hendrich, 21. März	92
1028	An Caroline Jagemann, 3. April	95
1029	An Marianne v. Eybenberg, 4. April	95
1030	An F. J. Bertuch, 13. Mai	97

Seite

1061 An Graff, 13. Mai 98
1062 An Schiller, 22. Mai 99
1063 An Christiane Vulpius, 21. Juni 101
1064 An Christiane Vulpius, 28. Juni 101
1065 An Christiane Vulpius, 7. Juli 103
1066 An Christiane Vulpius, 12. und 14. Juli 104
1067 An Christiane Vulpius, 20. Juli 106
1068 An Zelter, 28. Juli 107
1069 An Zelter, 29. August 110
1040 An Herzog Karl August, 31. August 112
1041 An Herzog Karl August, 1. September 114
1042 An Sabine Wolff, 1. September 115
1043 An Schiller, 6. September 117
1044 An J. G. v. Herder, 22. September 117
1045 An A. W. Schlegel, 2. Oktober 118
1046 An A. W. Schlegel, 6. Oktober 119
1047 An Charlotte Kestner, 26. Oktober 120
1048 An A. W. Schlegel, 27. Oktober 121
1049 An Charlotte Kestner, 28. November 123
1050 An Schiller, 27. November 124
1051 An C. G. Voigt den Jüngeren, 9. Dezember 126
1052 An Schiller, 13. Dezember 127
1053 An Frau v. Staël, 16. Dezember 129
1054 An Frau v. Staël, 19. Dezember 130
1055 An Charlotte v. Schiller, 20. Dezember 131
1056 An Schiller, 13. Januar 1804 132
1057 An Eichstädt, 21. Januar 133
1058 An Schiller, 23. Januar 134
1059 An Charlotte v. Stein, 24. Januar 135
1060 An Schiller, 24. Januar 135
1061 An Zelter, 27. Februar 135
1062 An Eichstädt, 29. Februar 136
1063 An Eichstädt, 21. März 137
1064 An Zelter, 28. März 140
1065 An C. G. Voigt, 23. April 142
1066 An Lindenzweig, 31. Mai 142
1067 An Herzog Karl August, 5. Juni 143
1068 An Iffland, 14. Juni 144
1069 An Dr. Nikolaus Meyer, 11. Juli 145
1070 An Zelter, 13. Juli 146
1071 An Christiane Vulpius, 17. Juli 148
1072 An Christiane Vulpius, 24. Juli 148
1073 An Christiane Vulpius, 28. Juli 149
1074 An Zelter, 30. Juli 150
1075 An W. v. Humboldt, 30. Juli 151
1076 An Christiane Vulpius, 1. August 153
1077 An Schiller, 5. August 154
1078 An Prinz August von Gotha, 6. August 154

Seite

1079 An Zelter, 8. Auguſt 155
1080 An Eichſtädt, 15. September 157
1081 An Zelter, 16. Dezember 160
1082 An Schiller, 9. Januar 1805 161
1083 An Schiller, 17. Januar 161
1084 An Eichſtädt, 23. Januar 163
1085 An J. v. Müller, 25. Januar 163
1086 An Zelter, 29. Januar 165
1087 An Charlotte v. Stein, 15. Februar 166
1088 An Schiller, 28. Februar 167
1089 An Kirms, 7. März 168
1090 An Eichſtädt, 30. März 169
1091 An F. H. Jacobi, 19. April 170
1092 An Schiller, 20. April 171
1093 An Schiller, 25. April 172
1094 An Schiller, 26. oder 27. April 173
1095 An F. A. Wolf, 2. Mai 174
1096 An Katharina Eliſabeth Goethe, 6. Mai 175
1097 An Cotta, 1. Juni 177
1098 An Zelter, 1. Juni 177
1099 An Caroline v. Wolzogen, 12. Juni 178
1100 An Kirms, 12. Juni 179
1101 An Zelter, 19. Juni 179
1102 An Zelter, 22. Juli 181
1103 An Cotta, 31. Juli 182
1104 An Zelter, 4. Auguſt 182
1105 An Herzog Karl Auguſt, 10. Auguſt 184
1106 An Charlotte v. Stein, 12. Auguſt 186
1107 An Cotta, 12. Auguſt 188
1108 An Chriſtiane Vulpius, 28. Auguſt 190
1109 An Carl Wilhelm v. Fritſch, 10. September 191
1110 An Cotta, 25. November 193
1111 An C. G. Voigt, 21. Dezember 194
1112 An Eichſtädt, 31. Dezember 195
1113 An F. A. Wolf, 5. Januar 1806 196
1114 An Zelter, 5. März 197
1115 An L. A. v. Arnim, 9. März 199
1116 An Zelter, 22. März 201
1117 An Zelter, 26. März 201
1118 An Eichſtädt, 29. April 202
1119 An Chriſtiane Vulpius, 25. Juni 203
1120 An Kirms, 25. Juni 204
1121 An Zelter, 26. Juni 206
1122 An Chriſtiane Vulpius, 3. Juli 207
1123 An Chriſtiane Vulpius, 7. Juli 208
1124 An Chriſtiane Vulpius, 14. Juli 209
1125 An Chriſtiane Vulpius, 21. Juli 210
1126 An Chriſtiane Vulpius, 28. Juli 212

		Seite
1127	An Fürstl. Polizeikommission, Jena, 8. August	215
1128	An J. H. Meyer, 15. oder 16. Oktober	218
1129	An Wilh. Chr. Günther, 17. Oktober	218
1130	An die Jenaer Freunde, 18. Oktober	219
1131	An Herzog Karl August, 19. und 20. Oktober	221
1132	An Nic. Meyer, 20. Oktober	223
1133	An J. H. Meyer, 20. Oktober	224
1134	An C. v. Knebel, 21. Oktober	225
1135	An C. v. Knebel, 24. Oktober	225
1136	An Schelling, 31. Oktober	226
1137	An C. v. Knebel, 1. November	227
1138	An F. A. Wolf, 28. November	228
1139	An C. G. Voigt, November	231
1140	An Cotta, 9. Dezember	232
1141	An Herzog Karl August, Mitte Dezember	233
1142	An Herzog Karl August, 23. Dezember	235
1143	An Cotta, 24. Dezember	236
1144	An C. v. Knebel, 3. Januar 1807	242
1145	An C. v. Knebel, 25. Februar	242
1146	An Kirms, 10. März	243
1147	An Zelter, 27. März	244
1148	An Heinrich Schmidt, 27. März	244
1149	An Christiane v. Goethe, 30. März	246
1150	An Christiane v. Goethe, 3. April	249
1151	An A. v. Humboldt, 3. April	250
1152	An C. v. Knebel, 4. April	251
1153	An Cotta, 13. April	252
1154	An Zelter, 4. Mai	253
1155	An Zelter, 7. Mai	254
1156	An Rochlitz, 12. Mai	256
1157	An Christiane v. Goethe, 24. Mai	257
1158	An Charlotte v. Stein, 24. Mai	259
1159	An Christiane v. Goethe, 28. Mai	259
1160	An Christiane v. Goethe, 2. Juni	260
1161	An Christiane v. Goethe, 18. Juni	262
1162	An Christiane v. Goethe, 24. Juni	263
1163	An Christiane v. Goethe, 1. Juli	266
1164	An Christiane v. Goethe, 16. Juli	267
1165	An Christiane v. Goethe, 27. Juli	270
1166	An Zelter, 27. Juli	272
1167	An Rochlitz, 27. Juli	274
1168	An Christiane v. Goethe, 10. August	276
1169	An Christiane v. Goethe, 28. August	279
1170	An C. Fr. v. Reinhard, 28. August	280
1171	An Adam H. Müller, 28. August	284
1172	An Zelter, 15. September	286
1173	An F. H. Jacobi, 16. September	287
1174	An Rochlitz, 21. September	289

		Seite
1175	An C. Fr. v. Reinhard, 28. September	291
1176	An C. v. Knebel, 7. Oktober	294
1177	An Cotta, 7. Oktober	296
1178	An Carl Unzelmann, 5. November	297
1179	An C. Fr. v. Reinhard, 16. November	297
1180	An Charlotte v. Stein, 19. November	300
1181	An Anna Eliſabeth v. Türckheim, 14. Dezember	302
1182	An Zelter, 16. Dezember	302
1183	An Johanna Frommann, 26. Dezember	305
	Regiſter	307

952.

An Eliſa Gore.[1]

Nach einer ſchrecklichen Kriſe der Natur,[2] in welcher ſich das Individuum zu verlieren ſchien und welche etwa zehen Tage mag gedauert haben, befinde ich mich wieder ganz leidlich und ich könnte ſagen wohl, wenn nicht der Geſchwulſt des linken Auges mich noch an die Gewalt des vergangenen Übels erinnerte. Doch behaupten die Chirurgen, daß auch das Auge ſich bald wieder in ſeinem natürlichen

---

[1] Tochter von Charles Gore (Bd. III, S. 58).

[2] Ueber Goethes ſchwere Erkrankung hatte Frau von Stein am 12. Januar ihrem Sohn geſchrieben: „Entweder meldet dir mein Brief ſeine (Goethes) Beſſerung oder ſeinen Tod; eher laß ich ihn nicht abgehen. Die Schillern und ich haben ſchon viele Thränen die Tage her über ihn vergoſſen.“ In den „Tag- und Jahresheften“ erzählt Goethe, daß ihn zu Anfang des Jahres 1801 eine „grimmige Krankheit“ überfallen — er führt die Erkrankung auf eine Erkältung zurück, die er ſich im herzoglichen Schloß in Jena zugezogen. „Damals hatte das Brownſche Dogma ältere und jüngere Mediziner ergriffen; ein junger Freund, demſelben ergeben, wußte von der Erfahrung, daß peruvianiſcher Balſam, verbunden mit Opium und Myrrhen, in den höchſten Bruſtübeln einen augenblicklichen Stillſtand verurſache und dem gefährlichen Verlaufe ſich entgegenſetze.“ Dieſes Mittel hatte denn auch vorübergehend gewirkt, dann aber nach der Rückkehr aus Jena kehrte der Katarrh mit verſtärkter Gewalt zurück, und Goethe geriet in einen „Zuſtand, der ihm die Beſinnung raubte.“ Er berichtet dann weiter: „Die Meinigen waren außer Faſſung, die Aerzte taſteten nur, der Herzog, mein gnädigſter Herr, die Gefahr überſchauend, griff ſogleich perſönlich ein und ließ durch einen Eilboten den Hofrat Stark von Jena herüberkommen. Es vergingen einige Tage, ohne daß ich zu meinem völligen Bewußtſein zurückkehrte, und als ich nun durch die Kraft der Natur und ärztliche Hilfe mich ſelbſt wieder gewahr wurde, fand ich die Umgebung des rechten Auges geſchwollen, das Sehen gehindert und mich übrigens in erbärmlichem Zuſtande.“ — Das Brownſche Dogma, von dem Goethe hier ſpricht, iſt das Syſtem des ſchottiſchen Arztes John Brown (1735—88), wonach das Leben auf Erregbarkeit beruht und nichts iſt als Erregung, hervorgebracht durch Reize: Krankheit entſteht danach entweder durch Mangel oder durch Uebermaß an Reizen. Die deutſchen Naturphiloſophen, an ihrer Spitze Schelling, geſtalteten die Lehre Browns zur Erregungstheorie aus; Goethes Beziehungen zu ihnen hatten diesmal ſeine Geſundheit arg gefährdet, ſo ſehr, daß man am 7. Januar einen Gehirnſchlag für ihn befürchtete.

Zuſtande befinden werde. Ich empfehle mich der verehrten Goriſchen Familie und dem vielgeliebten Prinzen Auguſt von Gotha zu fernerer freundſchaftlicher Theilnahme.

Weimar am 17. Jan. 1801.

953.*

An Cotta.

Das neue Jahrhundert hat ſich nicht gut gegen mich erwieſen, denn ich bin in den erſten Tagen von einer ſehr heftigen, obgleich nicht ganz unvorhergeſehenen Krankheit überfallen worden, welche neun Tage lang, indeſſen ich wenig von mir ſelbſt wußte, die Fortdauer meiner Exiſtenz ſehr zweifelhaft machte. Indeſſen habe ich mich in der letzten Hälfte dieſes Monats wieder ſo ziemlich erholt und fange an, die Lebensfäden wieder anzuknüpfen.

... Übrigens iſt es recht ſchade daß wir ſo weit auseinander wohnen; in der Nähe könnte man manche Gelegenheit, und wäre es nur zu artigen Kleinigkeiten, nutzen. Das kleine Drama,[1] das jetzt in dem Seckendorfiſchen Taſchenbuche ſteht,[2] nebſt einer engliſchen Überſetzung desſelben, von Herrn Melliſh,[3] und dem Kupfer, welches mit der Zeitung für elegante Welt ausgegeben wird, hätte, in eins gefaßt, und ſplendid gedruckt und mit einigen Scherzen und Galanterien noch verziert, einen artigen Artikel gegeben; allein über ſo was läßt ſich nicht correſpondiren, weil alles vom Augenblick abhängt, und ſo muß man es denn zerſtreut hinfahren laſſen ...

Weimar am 29. Januar 1801.

Goethe.

---

[1] „Palaeophron und Neoterpe".

[2] Neujahrs-Taſchenbuch von Weimar auf das Jahr 1801.

[3] Diplomat J. C. Melliſh.

954.

An Katharina Elisabeth Goethe.

Diesmal, liebe Mutter, schreibe ich Ihnen mit eigner Hand, damit Sie Sich überzeugen daß es wieder ganz leidlich mit mir geht.

Das Übel hat mich freylich nicht ganz ungewarnt überfallen, denn schon einige Zeit war es nicht völlig mit mir wie es seyn sollte. Hätte ich im vorigen Jahre ein Bad gebraucht wie ich in früheren Zeiten gethan; so wäre ich vielleicht leidlicher davon gekommen; doch da ich nichts eigentliches zu klagen hatte; so wußten auch die geschicktesten Ärzte nicht was sie mir eigentlich rathen sollten und ich lies mich von einer Reise nach Pyrmont, zu der man mich bewegen wollte, durch Bequemlichkeit, Geschäfte, und Oekonomie abhalten, und so blieb denn die Entscheidung einer Crise dem Zufall überlassen.

Endlich, nach verschiednen katharralischen Anzeigen, zu Ende des vorigen Jahrs, brach das Übel aus, und ich erinnere mich wenig von den gefährlichen neun Tagen und Nächten, von denen Sie schon Nachricht erhalten haben.[1]

---

[1] Christiane hatte ihr geschrieben, worauf Frau Aja geantwortet hatte:

Liebe Tochter!

Preiß — Danck und Anbethung sey dem Gott! der vom Tod erretten kan, und der Hülfe gesendet hat, damit unser Glaube an Jhn auf neue gestärcket — und wir mit neuem Muth immer auf Jhn hoffen und Jhm allein vertrauen! Er stärcke meinem geliebten theuren Sohn! Schencke Jhm die verlohrne Kräffte, und setze Jhn ferner zum Seegen zur Freude uns und allen die Jhn lieb und werth haben Amen. Aber meine Liebe Liebe Tochter! wie soll ich Jhnen dancken, vor alle Liebe und Sorgfalt die Sie meinem Sohn erwiesen haben — Gott sey Jhr Vergelter — Er hat Jhn Jhnen jetzt aufs neue geschenckt — Sie werden jetzt ein neues Leben mit Jhm leben — und wird Jhr beyder Wohlseyn zu meinem gröβten Trost biß in die spätesten Zeiten erhalten Amen. Nun meine Liebe Tochter! Jetzt eine Bitte — ich möchte gern (will ich ruhig und meine Tage nicht in Sorge und Angst hinleben) ehestens wieder Nachricht haben, wie es ausstieht — ob die Beβerung anhält — und was es denn eigendlich vor ein Übel war — das uns so schrecklich unglücklich hätte

Sobald ich mich wieder selbst fand ging die Sache sehr schnell besser, ich befinde mich schon ziemlich bey körperlichen Kräften und mit den geistigen scheint es auch bald wieder beym alten zu seyn.

Merckwürdig ist daß eine ähnliche Kranckheit sich theils in unsrer Nähe, theils in ziemlicher Entfernung in diesem Monate gezeigt hat.

---

machen können — Sie sollen nicht schreiben, erholen stärcken von der großen Mühe und von der noch größeren Angst das sollen Sie, nicht Schreiben, auch mein Sohn nicht der soll sich pflegen und erholen — Aber entweder dictiren Sie Geisten — oder Augst oder laßen Sie Ihren Herrn Bruder die Mühe übernehmen — nur ein paar Zeilen mit der ersten Post!!!! Die Kranckheit, muß doch erst nach neujahr gekommen seyn, denn die Christtage habe ich Briefe die gut lauten von Ihnen und von Ihm — Nochmahls Tausend Danck vor alle Liebe — treue und Besorgung — auch vor den Brief an mich — wie leicht hätte ich es von Frembden auf die schreckhafteste art erfahren können.

Und am 31. Januar schrieb sie an Goethe:

Lieber Sohn!

Dancke meiner Lieben Tochter vielmahls vor Ihren Lieben Brief vom 22ten Jenner — Gott sey Lob und Danck! daß Er die dir gedrohte große Gefahr so gnädig und bald abgewendet hat — Ach was ist die Unwißenheit eine herrliche Sache! Hätte ich das Unglück das dich betrofen gewußt ehe die Beßerung da war, ich glaube ich wäre im Elend vergangen — so aber war ich gerade diese kritische Tage froh und vergnügt — nun war es aber wieder sehr gut, daß ich Nachricht von deiner Beßerung hatte, sonst wäre es noch erschrecklicher geweßt — denn der Brief meiner Lieben Tochter kam Sontags früh um 11 Uhr an — ich hatte der Syndicus Schlossern versprochen Sie Abens mit ins Schauspiel zu nehmen weil Johanne von Monfocon gegeben wurde — ich sagte nicht ein Wort von deinem Kranckseyn — ein Unglück lauft gleich einem Lauffeuer — und sowas kan ich nicht ertragen — Aber nun kommts warum es so herrlich gut war, daß ich deine Beßerung erfahren hatte: Herr Handelsmann Friederich Schmidt mein Logen Nachbar fragte, was ich vor Nachricht von dir hätte, du müßest sehr kranck seyn — denn der Hertzog hätte einen Eilboten nach Jena geschickt um einen dortigen geschickten Artz um Hülfe zu rufen — Nun bitte ich dich überlege wenn ich den guten Brief deiner Beßerung nicht in Händen gehabt hätte, ich glaube der Schrecken wäre mir tödlich geweßen, so aber sagte ich ganz kurtz, daß du wieder beßer wärest, fragte aber doch woher er das wiße? ein Vetter von mir erwiederte er studirt in Jena — der hat es mir geschrieben. Innerlich danckte ich Gott vor meinen vor ein paar Stunden vorher empfangenen Brief — und war so zimmlich ruhig. Jetzt hoffe ich, daß du völlig wieder hergestelt bist — auch daß du mit deinem schönen braunen Auge Gottes Schöpfung wieder frölich anschauen wirst, und bitte sehr um baldige Nachricht, von den Fortschritten deiner Besserung, damit meine Seele mit freudigem Munde und Hertzen, Gott davor dancken könne! Ihro Hochfürstliche Durchlaucht lege meinen innigsten Danck zu Füssen vor alle die gnädige Sorgfalt und Liebe, die dieser vor-

Wie gut, sorgfältig und liebevoll sich meine liebe Kleine[1] bey dieser Gelegenheit erwiesen werden Sie Sich dencken, ich kann ihre unermüdete Thätigkeit nicht genug rühmen. Augusst hat sich ebenfalls sehr brav gehalten und beyde machen mir, bey meinem Wiedereintritt in das Leben viel Freude.

Auch war mir der Antheil sehr tröstlich, den Durchl. der Herzog, die fürstliche Familie, Stadt und Nachbarschaft

---

trefliche Fürst in diesen Böszen und gefährlichen Tagen dir erzeigt hat — Gott! segne den Besten Fürsten und das ganze Hochfürstliche Hauß zeitlich und ewig davor Amen. Lebe wohl! und laße mich balde wieder etwas gutes von dir hören — grüße meine Liebe Tochter — und den guten Augst von

Euerer treuen Mutter und Großmutter
Goethe.

Auf den vorstehenden Brief Goethes (954) vom 1. Februar antwortete sie am 7. Februar:

Lieber Sohn!

Dein wieder besserbefinden so gar ein Brief von deiner eigenen Hand, hat mich so glücklich so schreibeselig gemacht, daß ich dir mit umlaufender Post antworte. Der 6te Februar da ich deinen mir so theuren Brief erhilt, war ein Jubel, ein Beth und Danckfest vor mich! ohnmöglich konte ich diese große Freude vor mich behalten, Abens war ich bey Syndicus Schlossern theilte meine Freude mit — und erhilt von allen die hertzlichsten Glückwünsche, auch zeigte mir Schlossern einen sehr guten Brief von dem Braven Seidel — die Stockin hatte auch deßgleichen von Demoiselle Kupferts — wir waren den gantzen Abend froh und frölig und alle alle laßen dich hertzlich grüßen. Unsere gantze Stadt war über deine Kranckheit in alarm — so wie deine Besserung in den Zeitungen verkündigt wurde — regnete es Zeitungen in meine Stube — jedes wolte der erste sein, mir die frohe Nachricht zu hinterbringen — Herr und Frau Schöff von Wiesenhütten waren die ersten — gleich nach Tische kam Herr von Fleischbein — dann Tante Melbert u. s. w. Was ich gethan habe weiß niemand als — Gott! Vermuthlich ist dir aus dem Sinne gekommen was du bey deiner Ankunft in Straßburg — da deine Gesundheit noch schwankend war in dem Büchlein das dir der Rath Moritz als Andencken mitgab, den ersten Tag deines dortseyn drinnen aufschlugs — du schriebst mirs und du warst wunderſam bewegt — ich weiß es noch wie heute! Mache den Raum deiner Hütten weit, und breite aus die Teppige deiner Wohnung, spahre sein nicht — dehne deine Seile lang und stecke deine Nägel fest, denn du wirst aus brechen, zur rechten und zur lincken. Jesaia — 54 v. 2. 3.

Gelobet sey Gott!!! der die Nägel den 12ten Jenner 1801 wieder fest gesteckt — und die Seile aufs neue weit gedehnt hat. Nochmahls hertzlichen Danck, vor deinen Lieben Brief — thue mir die Liebe, und laße von Zeit zu Zeit mir Nachricht geben wie es um dich steht — Grüße meine Liebe Tochter — den Lieben Augst und Gott stärcke dich ferner an Seele und Leib dieses ist mein täglicher Wunsch und das Gebeth deiner treuen — frohen — Mutter
Goethe.

[1] Christiane.

bey meinem Unfalle bezeigten. Wenigstens darf ich mir schmeicheln daß man mir einige Neigung gönnt und meiner Existenz einige Bedeutung zuschreibt.

So wollen wir denn auch hieraus das Beste nehmen und sehen wie wir nach und nach die Lebensfäden wieder anknüpfen.

Ich wünsche daß Sie diesen Winter recht gesund und munter zubringen mögen und da ich weder gehindert bin Gesellschaft zu sehen noch mich zu beschäftigen; so dencke ich die Paar traurigen Monate nicht ohne Nutzen und Vergnügen zuzubringen.

Hier die Affiche des Tancred.[1] Kurz vor meiner Kranckheit war ich damit fertig geworden. Grüßen Sie alle Freunde.

Weimar d. 1. Febr. 1801. G.

955.*

An Schelling.

Ich danke Ihnen herzlich für den Antheil an meiner Genesung, möge es sich doch recht bald schicken, daß ich das Vergnügen habe, Sie auf einige Tage wieder zu sehen; denn leider war, als wir Abschied nahmen, die Krankheit schon mit ziemlicher Gewalt eingetreten und ich verlor bald darauf das Bewußtsein meines Zustandes. Auch fühlte ich schon sehr während Ihres Hierseins, daß mir der völlige Gebrauch meiner Geisteskräfte abgehe.

Nach den Versuchen, die ich in diesen Tagen gemacht habe, scheint sich so ziemlich alles in seine alte Ordnung hergestellt zu haben. Doch wird sich das erst in der Folge zeigen. Meine körperlichen Übel nehmen täglich ab und

[1] Erstaufführung am 31. Januar.

meine Kräfte zu, und ſo wollen wir ſehen, wie weit wir mit der Pflege Geiſtes und Leibes nach und nach gelangen.

Schreiben Sie mir ja von Zeit zu Zeit und nur gerade von dem, was Sie eben intereſſirt. Es werden auch dadurch in mir immer mehr Berührungspuncte erzeugt ...

Um wenigſtens etwas zu thun, ſo habe ich in dieſen Tagen[1] angefangen, das Büchlein Theophraſts von den Farben zu überſetzen. Es iſt eine wunderliche und ſchwierige Aufgabe, welche aber aufgelöſt zu haben nicht ohne Nutzen ſein wird.

Leben Sie recht wohl und ſagen Sie mir bald wieder ein Wort.

Weimar am 1. Februar 1801. Goethe.

956.

An J. F. Reichardt.[2]

Nicht Jedermann zieht von ſeinen Reiſen ſolchen Vortheil, als ich von meiner kleinen Abweſenheit.

Da ich von der nahfernen Grenze des Todtenreichs zurückkehrte, begegneten mir gleich ſo viele Theilnehmende, welche mir die ſchmeichelhafte Überzeugung gaben, daß ich ſonſt nicht allein für mich, ſondern auch für Andere gelebt hatte. Freunde und Bekannte nicht allein, ſondern auch Fremde und Entfremdete, bezeigten mir ihr Wohlwollen und, wie Kinder ohne Haß geboren werden, wie das Glück der erſten Jahre darin beſteht, daß in ihnen mehr die Neigung als die Abneigung herrſcht; ſo ſollte ich auch bey meinem Wiedereintritt ins Leben dieſes Glücks theilhaft werden, mit aufgehobenem Widerwillen eine neue Bahn anzutreten.

[1] Laut Tagebuch am 19. Januar.

[2] In Berlin; es iſt der erſte Brief an Reichardt ſeit den Xenienkämpfen.

Wie angenehm Ihr Brief mir, in dieſem Sinne, war, ſagen Sie ſich ſelbſt, mit der Herzlichkeit, mit der er geſchrieben iſt. Ein altes gegründetes Verhältniß wie das unſrige konnte nur, wie Blutsfreundſchaften, durch unnatürliche Ereigniſſe geſtört werden. Um ſo erfreulicher iſt es, wenn Natur und Überzeugung es wieder herſtellt.

Von dem was ich gelitten habe weiß ich wenig zu ſagen. Nicht ganz ohne vorhergehende Warnung überfiel mich, kurz nach dem neuen Jahre, die Krankheit und bekämpfte meine Natur, unter ſo vielerley ſeltſamen Formen, daß meine Geneſung, ſelbſt den erfahrenſten Ärzten, auf einige Zeit, zweifelhaft werden mußte. Neun Tage und neun Nächte dauerte dieſer Zuſtand, aus dem ich mich wenig erinnere. Das glücklichſte war, daß in dem Augenblicke, als die Beſinnung eintrat, ich mich ſelbſt ganz wieder fand.

Man erzählt von Hallern[1] daß, als er einmal eine Treppe herunter und auf den Kopf gefallen war, er ſogleich, nachdem er aufgeſtanden, ſich die Nahmen der chineſiſchen Kaiſer nach der Reihe hergeſagt, um zu verſuchen, ob ſein Gedächtniß gelitten habe.

Mir iſt nicht zu verdenken, wenn ich ähnliche Proben anſtellte. Auch hatte ich Zeit und Gelegenheit in den vergangnen vierzehn Tagen mir manche von den Fäden zu vergegenwärtigen, die mich ans Leben, an Geſchäfte, an Wiſſenſchaft und Kunſt knüpfen. Keiner iſt abgeriſſen wie es ſcheint, die Combination geht wie vor Alters fort, und die Production ſcheint auch in einem Winkel zu lauren, um mich vielleicht bald durch ihre Wirkungen zu erfreuen.

Doch wollen wir uns indeß als Geneſende behandeln und, zufrieden mit einer ſo baldigen Wiederherſtellung, nach

[1] Dem bekannten Naturwiſſenſchaftler und Dichter Albrecht von Haller (1708—1777).

einem ſo großen Übel, in geſchäftigem Müßiggang dem Frühjahr entgegenſchlendern.

Das erſte höhere Bedürfniß, was ich nach meiner Krankheit empfand, war nach Muſik, das man denn auch, ſo gut es die Umſtände erlaubten, zu befriedigen ſuchte. Senden Sie mir doch ja Ihre neuſten Compoſitionen, ich will mir und einigen Freunden damit einen Feſtabend machen.

Empfehlen Sie mich dankbar bekannten und unbekannten Wohlwollenden und Theilnehmenden in Berlin.

Ich wünſche nichts mehr, als ſo vielen Freunden, die auf meine Exiſtenz einen Werth ſetzen, auch künftig zur Freude und zum Nutzen zu leben.

Nehmen Sie wiederholten Dank für Ihre Annäherung in dieſem Zeitpunct und genießen einer dauerhaften Geſundheit.

Weimar am 5. Februar 1801. Goethe.

957.

An Schiller.

Ich nehme die Lectüre[1] mit vielem Vergnügen an, um ſo mehr als ich Sie ſelbſt erſuchen wollte mir wenigſtens den Plan von vorn herein zu erzählen. Nur kann ich heute nicht ausfahren, weil Starke[2] heute früh eine etwas ſchmerzliche, ich hoffe aber die letzte Operation am Auge vorgenommen und mir das Ausgehen wegen der Kälte verboten hat. Ich ſchicke Ihnen daher um halb Sechs den Wagen und ſo können Sie auch nach Tiſche nach Hauſe fahren. Ich verſpreche mir viel Gutes von dieſer Lectüre ſowohl für Ihr Fortſchreiten als für eigne Production.

Weimar am 11. Febr. 1801. G.

[1] Der erſten drei Akte der „Jungfrau von Orleans“.

[2] Der vom Herzog herbeigerufene Hofrat, Leib- und Garniſonarzt Profeſſor Dr. Joh. Chriſtian Stark in Jena.

958.

An Kirms.

Nachdem Dem. Matizek angezeigt, daß ſie ein anderweitiges Engagement eingegangen und von dem hieſigen Theater abzugehen entſchloſſen ſey; ſo hat man ihr beiliegende Berechnung ihrer Rückſtände vorgelegt, worauf ſie erklärte: daß ſie bei ihrem Abgange darauf etwas zu bezahlen nicht im Stande ſey, jedoch wolle ſie ſich von der an dem Ort ihrer neuen Beſtimmung zu erhaltenden Gage vierteljährig zwanzig Thaler abziehen laſſen; auch habe ſie nichts einzuwenden, wenn man deshalb die Garantie der Hamburger Direktion wolle ausſtellen laſſen; doch müſſe ſie bemerken, daß ſie daſelbſt nur auf ein Jahr Kontrakt habe. Und iſt von ihr auf wiederholte Vorſtellung keine andere Erklärung zu erlangen geweſen.

Weimar am 19. Febr. 1801. G.

959.

An Schiller.

Obgleich Florentin[1] als ein Erdgeborner auftritt, ſo ließe ſich doch recht gut ſeine Stammtafel machen, es können durch dieſe Filiationen noch wunderliche Geſchöpfe entſtehen.

Ich habe ohngefähr hundert Seiten geleſen und conformire mich mit Ihrem Urtheil. Einige Situationen ſind gut angelegt, ich bin neugierig ob ſie die Verfaſſerin in der Folge zu nutzen weiß. Was ſich aber ein Student freuen muß, wenn er einen ſolchen Helden gewahr wird! Denn ſo ohngefähr möchten ſie doch gern alle ausſehen.

---

[1] Roman von Dorothea Veit, der Tochter Mendelsſohns und ſpäteren Gattin Friedrich Schlegels.

Dagegen ſende ich Ihnen eine andere Erſcheinung,[1] die, wie ſie ſagt, vom Himmel kommt; allein, wie mich dünkt, gar zu viel von dieſer altfränkiſchen Erde an ſich hat. Der Verfaſſer dieſes Werkleins ſcheint mir ſich wie im Fegefeuer zwiſchen der Empirie und Abſtraction, in einem ſehr unbehaglichen Mittelſtande zu befinden, indeß iſt weder an Inhalt noch an Form etwas über das ſonſt gewohnte.

Ich wünſche daß Schlegel von dieſem Kampf einigen Vortheil ziehen möge, denn freylich habe ich ſeine Gabe als Docent, auch von ſeinen beſten Freunden, nicht rühmen hören.

Ob wir gleich Ihre Abweſenheit hier ſehr fühlen: ſo wünſche ich doch daß Sie ſo lange als möglich drüben bleiben. Wenigſtens iſt mir die letzte Zeit immer in der Einſamkeit die günſtigſte geweſen, welches ich Ihnen auch von Herzen wünſchen will.

Keinen eigentlichen Stillſtand an Fauſt habe ich noch nicht gemacht, aber mitunter nur ſchwache Fortſchritte. Da die Philoſophen auf dieſe Arbeit neugierig ſind, habe ich mich freylich zuſammen zu nehmen.

Hartmanns[2] erſter Entwurf von dem angezeigten Bilde hat ſchon vieles zur Sprache gebracht. Wenn er das proſaiſch reelle durch das poetiſch ſymboliſche erheben lernt, ſo kann es was erfreuliches werden.

Übrigens ſagte ich neulich zu Meyern: wir ſtehen gegen die neuere Kunſt wie Julian gegen das Chriſtenthum, nur daß wir ein bischen klärer ſind als wie er. Es iſt recht ſonderbar wie gewiſſe Denkweiſen allgemein werden und ſich lange Zeit erhalten können und ſo lange wirklich als ein Beſtehendes der menſchlichen Natur angeſehen werden können. Es iſt dieß einer von den Hauptpuncten auf den zu reflectiren iſt, wenn die Preisfrage zur Sprache kommt.

[1] Herders „Adraſtea", erſtes Heft.
[2] Maler Ferdinand Hartmann (1774—1842).

Leben Sie recht wohl und genießen das akademiſche Weſen nach Herzensluſt.

Weimar am 18. März 1801. G.

960.

An Rochlitz.*

Die Aufführung des kleinen Stücks[1] ward von Zeit zu Zeit, wie es bey Theatern zu gehen pflegt, aufgeſchoben; deſto angenehmer iſt mirs daß ich gegenwärtig von einer ſehr guten Aufnahme deſſelben ſprechen kann, ohngeachtet ich mit der Darſtellung nicht ganz zufrieden war. Daß ich den Verfaſſer verſchwieg erregte von einer Seite Neugierde und ließ von der andern den Eindruck deſto unbefangner. Das nächſtemal ſoll es noch beſſer werden, indeſſen hat doch ſchon eine Liebhabergeſellſchaft, die ſich hier befindet, ſich das Stück ausgebeten, welches denn auch ein gutes Zeichen iſt.

Das Original ſende ich mit Dank zurück. Die wenigen Veränderungen die ich gemacht habe, betreffen einige harte Worte, welche man unter Perſonen einer gewiſſen Art, beſonders unter Soldaten, mit Recht vermeidet, ſodann einige Scherze welche ſich auf Philoſophie beziehen, die ich im doppelten Sinne nicht billigen kann, weil man entweder dadurch keine Wirkung hervorbringt, oder weil man die Menge veranlaßt über etwas zu lachen das ſie nicht verſteht und das ſie wenigſtens verehren ſollte.

Verzeihen Sie dieſe Pedanterie; man weiß aber nicht eher als nach einem längeren Lebenslauf was ächte Maximen, die uns über das Gemeine heben, für einen hohen Werth haben, der ſo ſelten anerkannt wird . . .

---

[1] Joh. Fr. Rochlitz, Dichter und Muſikſchriftſteller (1769—1842) hatte ein einaktiges Luſtſpiel „Jedem das Seine“ eingeſandt, das ohne Autornamen am 28. März zum erſten Male aufgeführt wurde.

Die Fragen wegen Wilhelm Meisters möchte ich am liebsten einmal mündlich beantworten. Bey solchen Werken mag der Künstler sich vornehmen was er will, so giebt es immer eine Art von Confession und zwar auf eine Weise von der er sich kaum selbst Rechenschaft zu geben versteht. Die Form behält immer etwas unreines und man kann Gott danken, wenn man im Stand war so viel Gehalt hinein zu legen, daß fühlende und denkende Menschen sich beschäftigen mögen, ihn wieder daraus zu entwickeln. Die Recension in der allgemeinen Litteraturzeitung[1] ist freylich sehr unzulänglich, für jeden, der selbst über das Werk gedacht hat; doch ist sie nicht ohne Verdienst, wenn man sie als die Meinung eines einzelnen ansieht, der seine Gedanken darüber äußert. Freylich hat man Ursache von einer Recension mehr zu verlangen, besonders von einer so späten . . .

Weimar d. 29. März 1801.

Goethe.

961.

An Anna Elisabeth v. Türckheim geb. Schönemann.[2]

Nach so langer Zeit einen Brief von Ihrer Hand, verehrte Freundin, zu erhalten, war mir eine sehr angenehme Erscheinung. Schon vor einigen Jahren versicherte mich Frau von Egloffstein,[3] daß Sie meiner während Ihres Aufenthalts in Deutschland manchmal gedacht hätten, ich freute mich herzlich darüber in Erinnerung früherer Verhältnisse.

---

[1] Jahrgang 1801, Nr. 1 und 2.
[2] Vergl. Bd. I, S. 241; als Gattin Bd. II, S. 125.
[3] Henriette Gräfin von Egloffstein.

Sie haben in den vergangenen Jahren viel ausgestanden und dabey, wie ich weiß, einen entschlossenen Muth bewiesen, der Ihnen Ehre macht.

Wie sehr verdienen Sie das Glück, daß die Ihrigen gerettet sind und Ihre Kinder alle so gutartig vor Ihnen heranwachsen.

Nun möcht' ich auch gerne etwas zu Ihrer Zufriedenheit beytragen, indem ich den Wunsch des Herrn Kochers[1] begünstigte: sein bey mir eingelaufenes Schreiben soll zwar bestens empfohlen werden, allein ich befürchte, theils daß man die Stelle eine zeitlang offen läßt, bis die neue Gestalt der deutschen Angelegenheiten zu mehrerer Bestimmtheit und Festigkeit gelangt, theils daß einige unter den mehreren Competenten durch nähere Verhältnisse einer Art von Anwartschaft darauf sich getrösten können. Dem ohngeachtet will ich nicht verfehlen, das, was unter den gegebenen Verhältnissen möglich seyn sollte, zu bewirken.

Leben Sie recht wohl und gedenken meiner auch künftig. Genießen Sie mit den Ihrigen, nach so viel Stürmen, der Früchte des Friedens und einer neuen Ordnung der Dinge.

Weimar, den 30. März 1801.

962.*

An Schiller.

Ich wünsche Glück zu Ihrer Zurückkunft nach Weimar und hoffe Sie bald wieder zu sehen, entweder daß Sie mich besuchen, oder daß ich mich auch wieder nach der Stadt verfüge.

---

[1] Ein Erlanger Jurist, für den Lilli bei Goethe wegen der von den sächsischen Fürstenhäusern zu vergebenden Legations-Sekretärstellung in Nürnberg sich verwandt hatte.

Mein hieſiger Aufenthalt bekommt mir ſehr gut, theils weil ich den ganzen Tag mich in freyer Luft bewege, theils weil ich durch die gemeinen Gegenſtände des Lebens depotentiirt werde, wodurch eine gewiſſe Bequemlichkeit und Gleichgültigkeit in meinen Zuſtand kommt, die ich lange nicht mehr kannte.

Was die Fragen betrifft die Ihr letzter Brief enthält, bin ich nicht allein Ihrer Meynung, ſondern ich gehe noch weiter. Ich glaube daß alles was das Genie, als Genie, thut, unbewußt geſchehe. Der Menſch von Genie kann auch verſtändig handeln, nach gepflogener Überlegung, aus Überzeugung; das geſchieht aber alles nur ſo nebenher. Kein Werk des Genies kann durch Reflexion und ihre nächſte Folgen verbeſſert, von ſeinen Fehlern befreyt werden; aber das Genie kann ſich durch Reflexion und That nach und nach dergeſtalt hinaufheben, daß es endlich muſterhafte Werke hervorbringt. Jemehr das Jahrhundert ſelbſt Genie hat, deſto mehr iſt das Einzelne gefördert.

Was die großen Anforderungen betrifft die man jetzt an den Dichter macht, ſo glaube ich auch daß ſie nicht leicht einen Dichter hervorbringen werden. Die Dichtkunſt verlangt im Subject, das ſie ausüben ſoll, eine gewiſſe gutmüthige, ins Reale verliebte Beſchränktheit, hinter welcher das Abſolute verborgen liegt. Die Forderungen von oben herein zerſtören jenen unſchuldigen productiven Zuſtand und ſetzen, für lauter Poeſie, an die Stelle der Poeſie, etwas das nun ein für allemal nicht Poeſie iſt. Wie wir in unſern Tagen leider gewahr werden, und ſo verhält es ſich mit den verwandten Künſten, ja mit der Kunſt im weitſten Sinne.

Dieß iſt mein Glaubensbekenntniß, welches übrigens keine weitere Anſprüche macht.

Von Ihrer neuſten Arbeit[1] hoffe ich ſehr viel Gutes. Das Werk iſt gut aufgefaßt und wenn Sie ſich genug Muße

[1] „Jungfrau von Orleans“.

geben, ſo wird es ſich von ſelbſt ründen. An Fauſt iſt in der Zeit auch etwas geſchehen. Ich hoffe daß bald in der großen Lücke nur der Disputationsactus fehlen ſoll, welcher denn freylich als ein eigenes Werk anzuſehen iſt und aus dem Stegreife nicht entſtehen wird . . .

Oberroßla (3. oder 4. April.)[1]

G.

963.

An Marianne v. Eybenberg geb. Meyer.[2]

Nach einer böſen Prüfung gehöre ich wieder zu den Lebendigen und hätte wohl gewünſcht auch wieder einmal ein Blättchen von Ihnen zu ſehen. Nehmen Sie deßhalb dieſen laconiſchen Gruß als ein Lebenszeichen eines beynahe verlornen Freundes günſtig auf und laſſen mir wiſſen wie Sie ſich befinden und ob Sie noch geneigt ſind in dieſem Jahr unſere Gegend zu beſuchen.

Leben Sie recht wohl und gedenken mein.

Weimar am 27. Apr. 1801.

964.

An Schiller.

Indeſſen Sie allerley außerordentliche theatraliſche Ergetzlichkeiten[3] genießen, muß ich auf dem Lande verweilen und mich mit allerley gerichtlichen und außergerichtlichen Händeln,[4] Beſuchen in der Nachbarſchaft und ſonſtigen

---

[1] In der Handſchrift iſt der Brief verſehentlich „6. März 1800“ datiert.
[2] Vergl. Bd. IV, S. 61.
[3] Das Weimarer Gaſtſpiel Gerns.
[4] Uebernahme des Landgutes.

realiſtiſchen Späßen unterhalten. Kann ich es möglich machen ſo komme ich Sonnabends. Sagen Sie mir doch ein Wort wie es mit Nathan[1] geht, und ob die tapfere Jungfrau ſich weiters producirt hat. Von mir kann ich weiter nichts ſagen als daß mir der hieſige Aufenthalt phyſiſch nicht übel bekommt und daß ich wohl damit zufrieden ſeyn kann, da ich von meinem reconvalescirenden Zuſtand ohnehin keine Wunder erwarten darf. Leben Sie recht wohl und erfreuen mich bald mit einigen Zeilen.

Oberroßla am 27. April 1801. G.

965.

An Schiller.

Ich habe dieſe Tage gerade das Gegentheil von Geſang und Tanzkunſt erlebt, indem ich mit der rohen Natur und über das eckelhafteſte Mein und Dein im Streite lag. Heute bin ich meinen alten Pachter erſt los geworden und nun giebt es ſo manches zu beſorgen und zu bedenken, da der neue erſt Johannis anzieht. Ich glaube daher kaum daß ich Sonnabends kommen werde. Nehmen Sie ſich doch einer Leſeprobe vom Nathan einſtweilen an, bis ich eintreffe, denn ohne Leitung würden ſich die Leute gar nicht zu helfen wiſſen, es iſt ein ſehr undankbares Geſchäft, doch kann man es nicht ganz los werden.

Einer Vorſtellung Ihrer Jungfrau möchte ich nicht ganz entſagen. Sie hat zwar große Schwierigkeiten, doch haben wir ſchon große genug überwunden, aber freylich wird durch theatraliſche Erfahrungen Glauben, Liebe und Hoffnung nicht vermehrt. Daß Sie perſönlich etwas beſſeres thun können als ſich einer ſolchen Didaskalie zu unterziehen bin

[1] Deſſen Bühnenbearbeitung Schiller beſchäftigte.

ich ſelbſt überzeugt, es käme darauf an ob ich bey meiner jetzigen Halbthätigkeit dazu nicht am beſten taugte. Doch davon wird ſich reden laſſen wenn wir wieder zuſammenkommen.

Ich habe der Verſuchung nicht widerſtehen können mir einen Spaziergang hier anzulegen, da man vorher keinen Schritt im Trocknen thun konnte bey feuchtem Wetter und keinen im Schatten bey Sonnenſchein. Nun hat mich das etwas weiter geführt als billig, und ich muß hier bleiben bis die Anlage fertig iſt, weil ſie mir ſonſt zuletzt noch verpfuſcht werden könnte. Leben Sie indeſſen wohl in einer beſſern Welt und ſinnen Sie auf neue Schöpfungen zu unſerer Freude.

Oberroßla am 28. Apr. 1801. G.

966.

An Zelter.

Sie haben durch das Denkmal, das Sie Faſchen[1] errichtet, ein ſehr verdienſtliches Werk vollendet und auch mir dadurch viel Vergnügen gemacht.

Das Andenken an ein vergangenes Menſchenleben zieht ſich ſo ſehr ins Enge zuſammen, daß die Neigung erſt wieder die Aſche palingeneſiren und den verklärten Phönix unſerm Auge darſtellen muß. Jeder Biedermann darf wünſchen auf dieſe Weiſe von dem Freunde, dem Schüler, dem Kunſtgenoſſen dereinſt geſchildert zu werden.

Wie übel nehmen ſich gegen ein ſo liebevoll wieder auferwecktes Individuum jene Nekrologen aus, die, indem ſie das was Gutes und Böſes, durch das Leben eines bedeutenden

[1] Der 1759 in Zerbſt geſtorbene Kapellmeiſter und Komponiſt Joh. Fr. Faſch, über den Zelter eine Studie veröffentlicht hatte, die Goethe im April zugegangen war.

Menſchen, von der Menge gewähnt und geklatſcht worden, gleich nach ſeinem Verſcheiden, emſig gegen einander ſtellen, ſeine ſogenannten Tugenden und Fehler mit heuchleriſcher Gerechtigkeit auffſtutzen und dadurch, weit ſchlimmer als der Tod, eine Perſonalität zerſtören, die nur in der lebendigen Vereinigung ſolcher entgegengeſetzten Eigenſchaften gedacht werden kann.

Die Entſtehung der ſechszehenſtimmigen Meſſe und der daraus hervorwachſenden Singgeſellſchaft hat mich beſonders ergötzt. Wie ſehr habe ich dem guten Faſch gegönnt daß er ſo glücklich war eine ſolche Idee zuletzt noch realiſirt zu ſehen.

In einem frühern Briefe, auf den ich Ihnen leider die Antwort ſchuldig geblieben, fragen Sie an, ob nicht etwas das einer Oper ähnlich ſieht ſich unter meinen Papieren befinde?

Von einem zweyten Theil der Zauberflöte werden Sie die erſten Scenen in dem nächſten Wilmanniſchen Taſchenbuche finden, zu einem ernſthaften Singſtücke, die Danaiden, worin, nach Art der älteren griechiſchen Tragödie, der Chor als Hauptgegenſtand erſcheinen ſollte, hatte ich vor einigen Jahren den Entwurf gemacht; aber keins von beyden Stücken werde ich wohl jemals ausführen. Man müßte mit dem Componiſten zuſammenleben und für ein beſtimmtes Theater arbeiten, ſonſt kann nicht leicht aus einer ſolchen Unternehmung etwas werden.

Senden Sie mir doch von Zeit zu Zeit etwas von Ihren Compoſitionen, die mir viel Vergnügen machen. Übrigens lebe ich in keiner muſikaliſchen Sphäre, wir reproduciren das ganze Jahr bald dieſe bald jene Muſik, aber wo keine Production iſt kann eine Kunſt nicht lebendig empfunden werden.

Leben Sie recht wohl und gedenken mein.

Weimar am 29. Mai 1801. Goethe.

967.

An Holcroft.[1]

Indem ich die mir mitgetheilte Überſetzung von Hermann und Dorothea mit Danck zurückſende erlauben Sie mir, werthgeſchätzter Herr, einige Betrachtungen.

Man kann wie es mir ſcheint, nach zweyerley Maximen überſetzen, einmal wenn man ſeiner Nation den reinen Begriff eines fremden Autors überliefern, fremde Zuſtände derſelben anſchaulich machen will, wobey man ſich denn genau an das Original bindet; man kann aber auch ein ſolches fremdes Werk als eine Art Stoff behandeln, indem man es, nach eignen Empfindungen und Überzeugungen, dergeſtalt verändert, daß es unſerer Nation näher gebracht und von ihr gleichſam als ein Originalwerk aufgenommen werden könne.

In dem letzten Falle ſcheinen Sie ſich zu befinden. Sie haben zwar im Ganzen den Gang meines Gedichtes beybehalten, aber durchaus, ſo viel ich beurtheilen kann, die Dramatiſch charakteriſtiſchen, läßlichen Äußerungen meiner Perſonen ſtrenger, auffallender, didacktiſcher überliefert, und die gemächliche Epiſche Bewegung in einen ernſteren gemeßnern Schritt verwandelt.

Nach meiner wenigen Einſicht in die engliſche Litteratur darf ich ſchließen daß Sie hierbey den Charakter Ihrer Nation vor Augen gehabt, und es iſt mir um ſo angenehmer eine völlige Aufklärung hierüber in der Vorrede und den Noten, welche Sie Ihrer Arbeit beyzufügen gedenken, nächſtens zu erhalten.

---

[1] Schriftſteller in Hamburg.

Übrigens kann ich die meiſten Abweichungen vom Original aus meinem gefaßten Standpuncte ziemlich beurtheilen, nur vermag ich nicht einzuſehen warum Sie die Stelle, vom 126. Vers Ihrer Überſetzung an, bis zum 142., auf den ehemaligen Brand des Städtchens gedeutet, da, im Original, dieſer längſt vergangenen Begebenheit nur im Vorbeygehen erwähnt und eigentlich die Beſchreibung des Zuges der Ausgewanderten durch dieſe Stelle fortgeſetzt wird. Doch erhalte ich wohl auch hierüber einige Belehrung und ergreife vielleicht irgend eine Gelegenheit über die vier,[1] nunmehr vor mir liegenden, Überſetzungen meines Gedichtes öffentlich meine Gedanken zu ſagen.

Der ich recht wohl zu leben wünſche und mich zu geneigtem Andenken empfehle.

Jena am 29. Mai 1801.

968.

An Henrich Steffens.[2]

Jedes Zutrauen das Sie mir unter vier Augen bewieſen hätten würde mich erfreut haben, um ſo mehr dasjenige womit Sie mich öffentlich beehren,[3] ich danke Ihnen aufs beſte, daß Sie mich dadurch als Ihren Mitarbeiter anerkennen. Ich werde Ihr Werk fleißig leſen und wenn Zeit und Umſtände es erlauben einige Bemerkungen dazu aufſetzen.

Daß uns die Betrachtung der Natur zum Denken aufforbert, daß uns ihre Fülle mancherley Methoden abnöthigt, um ſie nur einigermaßen handhaben zu können, darüber iſt

[1] Eine däniſche von Jens Smith (1799), eine franzöſiſche von Bitaubé (1800) zwei engliſche von Melliſh (nicht im Druck erſchienen).

[2] Profeſſor in Halle (Bd. IV, S. 290).

[3] Steffens hatte ſeine „Beiträge zur inneren Naturgeſchichte der Erde" Goethe gewidmet.

man überhaupt wohl einig; daß aber beym Anſchauen der Natur Ideen geweckt werden, denen wir eine gleiche Gewißheit als ihr ſelbſt, ja eine größere zuſchreiben, von denen wir uns dürfen leiten laſſen, ſowohl wenn wir ſuchen, als wenn wir das Gefundne ordnen, darüber ſcheint man nur in einem kleinern Zirkel ſich zu verſtehen.

Zur Zeit da ich den für mich einzig möglichen Weg die Natur zu ſtudiren einſchlug fand ich mich in der weiten Welt ganz allein, um deſto angenehmer muß ich mich nun in ſpäteren Jahren belohnt fühlen, wenn ich an jüngern Männern Geſellſchaft finde, die ſich in eben dieſen Gegenden mit lebhaften Schritten bewegen und zu deren Übereinſtimmung mit mir ich ein deſto reineres Zutrauen haben darf, als ſie aus ganz fremden Regionen, mit unerwarteten Schätzen bereichert, herankommen und mit mir ohne Verabredung zuſammentreffen.

Laſſen Sie mich von Zeit zu Zeit Nachricht haben von Ihren Fortſchritten und bleiben Sie meines lebhaften aufrichtigen Antheils gewiß.

Jena am 29. Mai 1801.

969.

An Chriſtiane Vulpius.

(Göttingen, 6. Juni.)

Da wir glücklich angekommen ſind wollte ich mit Auguſt, weil es noch heller Tag war um die Stadt gehen. Die Promenade hat uns viel Vergnügen gemacht. Geiſt hat indeß unſre Reiſe beſchrieben[1] und ich habe nichts hinzuzuſetzen als daß das Kind ſehr gut und artig iſt und daß

[1] Geiſts ſehr anſchaulicher Bericht lautet:

wir oft vom Mutterchen ſprechen und uns freuen dich wieder zu ſehen. Lebe wohl, die Reiſe bis hierher iſt mir ſehr wohl bekommen. Lebe recht wohl. G.

970.

An Chriſtiane Vulpius.

Da eine Depeſche an Herrn Hofkammerrath Kirms, in theatraliſchen Angelegenheiten, abgeht, ſo will ich auch ein Blättchen für dich beylegen.

Göttingen am 6. Juni 1801.
Abends 6 Uhr.

Wertheſte Demoiselle.

So eben ſind wir glücklich und geſund hier angelangt und finde es nun für meine Schuldigkeit Ihnen doch eine kleine Skizze von unſerer Reiſe zu geben.

Am 5. Juni kamen wir zeitig in Erfurth an und hielten Mittag in Gräfin Tonna, einem artigen gothaiſchen Dorfe von da gingen wir durch Langenſalze und kamen bey guter Tageszeit noch in Mühlhauſen an, der Herr Geheimde Rath und Auguſtchen (welche auf das herzlichſte grüßen) gingen ſogleich miteinander ein wenig ſpatziren und als dieſelben zurück ins Wirthshaus kamen, ſo ſagte ich Auguſtchen daß ſich auch ein Trupp Schauſpieler hier aufhielte, und ſelbſt dieſen Abend das Stück: Die neuen Arkadier, aufgeführt würde, ſobald er das von mir gehört hatte, ſo konnte er nich einmal, vor Begierde dieſe Geſellſchaft zu ſehen, dieſen Abend ruhig eſſen und nach dem es der Herr Geheimde Rath erlaubt hatten, ſo gingen wir beyde dieſem Spiel mit beyzuwohnen, aber dem Himmel ſeys geklagt, wie erbärmlich und elend fanden wir alles das Lokal war ſehr ſchlecht in einem Hauſe wo kein einziges Fenſter mehr ganz war. Terkalion hatte ſein ganzes Geſicht Feuerroth gemacht und ſich rund um mit Sand angefüllten Därmern behängt, welches Schlangen vorſtellen ſollten, ſo daß bey ſeinem Toben und Wüthen ein Darm davon aufging und den Musicis im Orcheſter in die Augen flog, auf einmal gerieth alles in Stocken und wenn die Schauſpieler ihren Geſang nicht fort gewinſelt hätten ſo hätten ſie alle ſchließen müſſen, Hier hat Auguſtchen ganz entſetzlich gelacht und ſich ſehr darüber luſtig gemacht. Doch hiervon genug.

Heute als den 6. Juni gingen wir früh 5 Uhr wieder von Mühlhauſen weg und kamen über Dingelſtadt und hielten Mittag in Heiligenſtadt von hier durch einige unbedeutende Dörfer bis wir endlich glücklich und gut Göttingen erreichten unſer Logie iſt in der Krone. Der Fuhrmann hat uns ſehr gut gefahren und der Herr Geh. Rath ſind ſehr zufrieden mit ihm. So weit ſchreibe ich dieſesmal und empfehle mich mit aller Hochachtung Ihren gütigen Wohlwollen. Auguſtchen bittet recht ſehr um Verzeihung daß er Ihnen nicht ſelbſt ein Briefchen geſchrieben hat, er verſpricht aber alles noch nachzuholen.

Die Kur wird mir hoffentlich gut bekommen, ob ſie mir gleich beym Gebrauch unbequem iſt, indem ſie mir den Kopf einnimmt und mich nicht das mindeſte arbeiten läßt.

Auguſt iſt ſehr glücklich. Das lange ſchlafen, ſpazieren gehen, ein wenig Waſſer trinken, Kirſchen und Erdbeeren eſſen, baden u. ſ. w. bekommt ihm fürtrefflich.

Geſtern waren wir auf einem Hügel 5/4 Stunden von hier, wo Verſteinerungen und Kryſtalliſationen angetroffen werden, deren Suchen und Auffinden das größte Feſt war.

Das Wetter iſt ſeit ohngefähr 8 Tagen ſehr ſchön und der Aufenthalt deswegen recht angenehm, da ſehr viele und ſchattenreiche Alleen ſich ganz nahe hier mitten in dem Ort befinden.

Wegen der Leinwand habe ich meine Gedanken geändert, da in den letzten Tagen ſehr ſchöne gedruckte Mouſeline und Batiſte angekommen ſind, unter welchen ich dir wohl ein Kleid ausſuchen werde. Man hat mir gerathen noch damit zu warten, weil noch einige Kaufleute fehlen, die noch vielleicht etwas neueres und geſchmackvolleres mitbringen. Übrigens denken wir ſehr oft an dich, und Auguſt trinkt täglich deine Geſundheit.

Unſere Lebensart iſt ſehr einfach. Früh um 6 Uhr wird aufgeſtanden, bis 8 Uhr Brunnen getrunken, um 9 Uhr gefrühſtückt, bis 11 Uhr herumgeſchlichen und diskurirt, dann über den andern Tag bis gegen 12 Uhr gebadet, um 1 Uhr zu Hauſe gegeſſen, ein Paar Stunden nach Tiſche zugebracht wie es gehen will, und des Abends in der Gegend bald da bald dorthin ſpazieren gegangen.

Die Lage um Pyrmont iſt ſehr angenehm und in der Nähe giebt es allerley Merkwürdigkeiten, Mineralien, Ruinen und was dergl. ſeyn mag.

Morgen bin ich nun ſchon 14 Tage hier und du ſollſt von Zeit zu Zeit hören wie es mir geht und was ich vor-

habe, damit du dich darnach einrichten kannſt. Lebe wohl und gedenke unſer.

Pyrmont am 26. Juni 1801. G.

971.

An Chriſtiane Vulpius.

Ehe ich von Pyrmont gehe, will ich dir noch ein Paar Worte ſelbſt ſchreiben, ich habe mich leidlich befunden und hoffe noch gute Folgen von der Cur. Das Beſte dabey war die Bewegung und Zerſtreuung. Ich habe viele Menſchen geſehen, mit vielen geſprochen und kann auf mehr als Eine Weiſe zufrieden ſeyn. Nur war das Wetter gar zu ſchlimm und iſt gegenwärtig am aller ärgſten. Auguſt hat ſich gar artig betragen und hat mir viel Freude gemacht, du wirſt dich über ihn verwundern wenn du ihn wiederſiehſt.

Die Ausgaben waren mäßig, ich habe mich aber auch durchaus eingeſchränckt. Einiges habe ich dir eingekauft. Einiges ſollſt du dir in Caſſel ſelbſt kaufen, wo alles ſogut wie hier zu haben iſt.

Mittwoch d. 15ten gehe ich nach Göttingen, wo ich noch einige Zeit bleibe und du ſollſt auf alle Fälle zur rechten Zeit hören wann du mich in Caſſel triffſt. Ich ſchreibe dir alles umſtändlich. Sage nur dem Herrn Profeſſor:[1] daß er ſich vorläufig einrichtet um mit dir kommen zu können. Wir freuen uns beyde recht herzlich darauf dich wieder zu ſehen. Guſtel wünſcht nur daß wir in Caſſel beſſer Wetter haben als hier.

Lebe recht wohl, beſchäftige dich mit deinen Gärten, wo ich mit dir vergnügt bald herum zu wandlen hoffe.

Pyrmont d. 12. Juli 1801. G.

[1] Meyer.

Ich will noch ein Paar Worte hinzufügen und dir ſagen daß wir beyde dich herzlich lieb haben und oft deine Geſundheit trincken. Ich wünſche nichts mehr als wieder bey dir zu ſeyn, wir wollen den Reſt des Sommers vergnügt zuſammen zu bringen. Auf Caſſel freue ich mich beſonders.

Von Augelchen war wohl manches artige hier, es will aber mit mir nicht recht mehr in den Zug kommen.

Der Herzog iſt munter und luſtig, dagegen war ich die letzte Zeit recht mißmuthig. Das Wetter zerſtörte alles, Cur, und Spazierengehen und Geſelligkeit, heute ſtürmts und regnets. Ich habe einheizen laſſen.

Mit Freuden werde ich Koppenfelſens Scheungiebel wieder ſehen und dich an mein Herz drücken und dir ſagen daß ich dich immer fort und immer mehr liebe. G.

972.

An Chriſtiane Vulpius.

Nun bin ich acht Tage hier und befinde mich ganz leidlich. Obgleich Pyrmont mich nicht gänzlich von meinen Übeln befreyt hat; ſo muß ich doch hoffen daß (wie die Ärzte ſagen) die beſte Wirckung nachkommt. Ich will mich hier noch einige Zeit in Ruhe halten und im Stillen fleißig ſeyn, wozu ich auf der Bibliotheck die beſte Gelegenheit habe. Indeſſen, da die Briefe von hier aus manchmal ſo langſam gehen, will ich dir voraus meinen Plan ſagen: Ich wünſche daß du Sonnabend d. 15ten Auguſt in Caſſel eintreffeſt, ich werde an demſelbigen Tage auch anlangen. Du kehrſt im Poſthauſe am Königsplatz, bey Mad. Goullon ein, wer zu erſt kommt macht Quartier, ſo daß wir zwey Zimmer haben, eins für dich und Guſtel, eins für mich und den Profeſſor. Mache dieſem mein ſchönſtes Kompliment und ſage ihm daß er ja

ſich losmachen und mit dir kommen ſoll. Indeſſen ſagt niemanden daß ich ſo lange ausbleibe. Bringe einiges Geld mit, etwa 100 rh. und laß dir von unſerm Nachbar Goullon ein Briefchen mitgeben, das du aber erſt in den letzten Tagen zu fordern brauchſt.

Ich freue mich herzlich dich wieder zu ſehen und mit dir in Caſſel, unter ſoviel neuen und ſchönen Sachen, einige Tage zuzubringen. Ein recht zierliches Unterröckgen und einen großen Schaal, nach der neuſten Mode, bring ich dir mit. In Caſſel kannſt du dir ein Hütchen kaufen und ein Kleid, ſie haben die neuſten Waaren dort ſogut als irgendwo.

Auguſt iſt gar lieb und gut und macht mit allen Menſchen Freundſchaft, du wirſt dich recht freuen wie er zugenommen hat, wenn du ihn wieder ſiehſt. Lebe wohl, behalte mich lieb und ſey überzeugt daß meine Liebe gegen dich unveränderlich iſt. Schreibe mir gleich wenn du dieſen Brief erhältſt, damit ich doch auch weiß wie dirs geht und ſetze auf die Adreſſe Bey Herrn Inſtrumentmacher Krämer, an der Allee.

Göttingen d. 24. Jul. 1801. G.

973.*

An J. H. Meyer.

Für die Nachricht von Ihren Zuſtänden danke ich zum ſchönſten. Von mir kann ich wenigſtens gegenwärtig ſagen daß es mir recht leidlich geht. Es ſey nun daß die Bibliothek und das akademiſche Weſen, indem ſie mich wieder in eine zweckmäßige Thätigkeit, nach meiner Art, verſetzten, mir zur beſten Kur gediehen, oder daß wie die Ärzte ſagen die Wirkung des Brunnens erſt eine Zeit lang hinterdrein kommt; denn ich kann wohl ſagen daß ich mich in meinem Leben nicht leicht mißmuthiger gefühlt habe als die letzte Zeit in Pyrmont.

Zur Geſchichte der Farbenlehre habe ich auf der Bibliothek recht viel und glücklich zuſammengearbeitet. Wenn man eine Zeit lang hier bliebe, ſo würde die hiſtoriſche Behandlung der Wiſſenſchaften für uns, wie für ſo viele andere, reizend werden. Wenn man nach allen Seiten hin ſo bequem erfahren kann was geſchehen iſt, vergißt man faſt darüber was geſchehen ſollte . . .

Daß Schiller nach Dresden und nicht an die Oſtſee geht iſt mir herzlich lieb, grüßen Sie ihn, wenn er noch da iſt, zum ſchönſten. Wir andern ſollten uns niemals ſo weit in die Welt verlieren, daß wir nicht wenigſtens mit Einem Fuß in der Region der Kunſt oder Wiſſenſchaft feſt ſtünden, und ich müßte mich ſehr irren, dort hinten iſt in dieſen Fächern wenig zu holen.

Leben Sie recht wohl und kommen Sie ja nach Caſſel. Es wird für uns beyde ſehr erquicklich und erſprießlich ſeyn.

Empfehlen Sie mich in Tiefurt zu Gnaden und ſagen Herrn Gentz[1] meine ſchönſten Grüße.

Göttingen am 31. Jul. 1801. G.

974.*

An Georg Sartorius.[2]

. . . Mad. Unzelmann traf auch zu Ende Sept. hier ein und gab etwa ſieben Vorſtellungen. Ihr durchaus charakteriſtiſches, gehaltenes, verſtändiges, gehöriges, ungezwungenes Spiel hat mir außerordentlich viel Vergnügen gemacht und wenn ich über das was ſie leiſtet ins einzelne gehen dürfte; ſo würde ich an ihr rühmen daß ſie, gegen die Mitſpielenden, mit der größten Leichtigkeit, eine gefällige

[1] Bd. IV, S. 207.

[2] Profeſſor der Geſchichte in Göttingen.

Lebensart ausübt, auch, wenn ſie nichts zu ſprechen hat, jedem pantomimiſch etwas artiges zu erzeigen und das Ganze dadurch zu beleben weiß.

Doch ich darf mich in dieſe dramaturgiſchen Bemerkungen nicht weiter verlieren.

Herr Tieck,[1] Bildhauer, der eben von Paris zurückkehrt, modellirt gegenwärtig an meiner Büſte. Ich hatte dabey Gelegenheit mich viel mit ihm über jene wunderliche Hauptſtadt der Welt zu unterhalten, wo er beynahe 3 Jahre ſtudirt hat. Wenn ſeine Arbeit glückt, wie ich hoffen kann, ſo erlauben Sie ja wohl daß ich Ihnen gelegentlich einen gipſenen Freund ins Haus ſchicke . . .

Weimar am 10. Oct. 1801.

975.

An Henriette Gräfin v. Egloffſtein geb. v. Egloffſtein.

Ihr liebes Billet, verehrte Freundinn, habe ich mit nach Jena genommen, um mich daran, auch in meiner Einſamkeit, zu freuen und eine nicht ganz unfruchtbare Antwort zu überſenden.

Wenn wir unſern guten Wieland behaglich unter uns ſehen wollen, ſo müſſen wir unſre moraliſche Texte künftig etwas mehr verſinnlichen. Nehmen Sie beyliegenden Verſuch[2] günſtig auf, in welchem ich das kühle Grab mit einer Lebenspoſſe auszuſtechen ſuche und zugleich meine Wünſche für unſre Geſellſchaft ſinnbildlich ausdrücke.

Zeitig genug werde ich in Weimar ſeyn um, vor unſrer nächſten Zuſammenkunft,[3] mit Ihnen und Ihren Freundinnen,

---

[1] Chriſt. Friedrich Tieck (1776—1851), Bruder des Dichters.

[2] Das „Stiftungslied".

[3] Die „Mittwochsgeſellſchaft". (Statuten, Goethe-Jahrbuch VI.) Seit Oktober hatte Goethe eine Geſellſchaft von ſieben beſtimmten Paaren zu regelmäßigen

denen ich mich ſchönſtens und beſtens empfehle, noch manches bereden zu können.

Möge dieſe ſchöne Vereinigung, die ſich ſo zufällig und doch ſo natürlich zuſammenfand, recht lange dauern und ich dadurch meines alten Wunſches theilhaft werden recht oft in Ihrer Nähe zu ſeyn.

Jena d. 6. Nov. 1801.

Goethe.

976.

An F. H. Jacobi.

Das grüne Briefblatt, das ich lange nicht geſehen hatte, war mir höchſt erfreulich, nur hätte ich demſelben auch einen heitern Inhalt gewünſcht. Es ſchmerzt mich daß dir ein geſundes und glückliches Alter verſagt iſt, das doch ſo manchem zu Theil wird, und wünſche nur daß deine Reiſe eine Wirkung haben möge, die du freylich ſelbſt nicht zu hoffen ſcheinſt.

Laß mir, wenn du von Paris zurückkehrſt, wiſſen wie es dir ergangen iſt; da du dort in Verhältniſſen lebſt, die dir eine nähere Einſicht in manche Zuſtände gewähren.

Zuſammenkünften, als „eine cour d'amour nach der wohlbekannten Minneſängerſitte“ vereinigt. In dem für die Zuſammenkunft am 11. November beſtimmten „Stiftungslied“ heißt es zum Schluß:

Und eins im andren freue ſich
Der heil'gen Doppelzahl.

Es ſollte das erſte für die Geſellſchaft gedichtete Lied „Zum neuen Jahre“ (hier als das kühle Grab bezeichnet) als eine Lebenspoſſe ausſtechen. Für dieſes Kränzchen hat Goethe mehrere Lieder gedichtet. Die ſieben Paare waren: Goethe und Gräfin v. Egloffſtein, Wolzogen und Charlotte v. Schiller, Schiller und Frau v. Wolzogen, Kammerherr v. Einſiedel und die Hofmarſchallin v. Egloffſtein, Hofmarſchall v. Egloffſtein und Frl. v. Wolfskeel, Hauptmann v. Egloffſtein und Amalie v. Imhof, Prof. Meyer und Frl. v. Göchhauſen. — Ueber das frühe Ende dieſer Geſellſchaft vergl. Brief 995.

Wenn du einen Freund haſt, der auch ein Kunſtfreund iſt, wie du mir Quatremère de Quincy[1] (wenn ich recht leſe), nenneſt, ſo verſchaffe mir durch ihn eine kurze Anleitung, die man einem jungen Künſtler, der nach Paris reiſt, mitgeben könnte, damit er ſich in die dortigen Verhältniſſe am ſchnellſten finde.

Es eilt gegenwärtig ſo mancher hin, den man ſeinem guten Glück überläßt, und doch iſt hier und da einer für den man etwas zu thun wünſcht. Erlaubte dein Freund daß man ihm einen ſolchen von Zeit zu Zeit addreſſirte und ihn ſeiner Vorſorge empföhle, ſo würde mir dadurch eine beſondere Gunſt wiederfahren, der ich mich jedoch nur mit der größten Beſcheidenheit bedienen würde.

Es hält ſich gegenwärtig ein Düſſeldorfer Mahler, Nahmens Heinrich Kolbe, in Paris auf, einer von denen, die bey uns den Preis gewannen, der ein ſchönes Talent beſitzt und eine gar gute Natur zu ſeyn ſcheint. Möchteſt du ihn kommen laſſen und ihm etwas Freundliches ſagen, oder erzeigen, ſo würde deine dortige Gegenwart auch für dieſen jungen Mann geſegnet ſeyn.

Übrigens wünſche ich dir zu deinem dortigen Aufenthalt alles Gute und Erfreuliche.

Was mich betrifft, ſo habe ich mich, nach meinem vorjährigen großen Übel, ganz leidlich erholt und dieſen Sommer fünf, meiſt regnigte und unangenehme Wochen in Pyrmont; dagegen fünf ſehr lehrreiche und zufriedene in Göttingen zugebracht.

Es iſt gar zu angenehm, auf einem ſolchen Meere des Wiſſens, nach allen Gegenden, die uns intereſſiren, mit Leichtigkeit, hinſegeln zu können.

Das alte poetiſch-wiſſenſchaftliche Weſen, das du an mir kennſt, fahre ich eben fort auszubilden. Man lernt

[1] Der bekannte Kunſtforſcher (1755—1849).

mehr einſehen, indem man weniger leiſtet, und ſo hat jede Jahreszeit des Lebens ihre Vortheile und ihre Nachtheile.

Die jährliche Kunſtausſtellung ſchafft uns viel Vergnügen und Nutzen, indem ſie Gelegenheit zu einer, in ihrer Art, einzigen Unterhaltung giebt.

Die übrigen Geſchäfte die ich treibe beziehen ſich auch auf Natur, Kunſt oder Wiſſenſchaft.

Wie ich mich zur Philoſophie verhalte kannſt du leicht auch denken. Wenn ſie ſich vorzüglich aufs Trennen legt, ſo kann ich mit ihr nicht zurechte kommen und ich kann wohl ſagen: ſie hat mir mitunter geſchadet, indem ſie mich in meinem natürlichen Gang ſtörte; wenn ſie aber vereint, oder vielmehr wenn ſie unſere urſprüngliche Empfindung als ſeyen wir mit der Natur eins, erhöht, ſichert und in ein tiefes, ruhiges Anſchauen verwandelt, in deſſen immerwährender συγκρισις und διακρισις wir ein göttliches Leben fühlen, wenn uns ein ſolches zu führen auch nicht erlaubt iſt, dann iſt ſie mir willkommen und du kannſt meinen Antheil an deinen Arbeiten darnach berechnen.

Für den überſchickten Aufſatz danke ich ſchönſtens, der Almanach iſt mir noch nicht zu Geſicht gekommen.

Seit Herr Himly in Jena iſt bin ich einigemal drüben geweſen und habe ihn verſchiedentlich geſehen. Er gefällt mir im Ganzen recht wohl, auch habe ich verſchiedenes von ihm geleſen, wo er mir auf guten Wegen zu ſeyn ſcheint. Nur glaubte ich aus ſeinen Reden zu ſchließen, daß er einige Averſion für der Philoſophie habe, welches ihm früher oder ſpäter zum Nachtheil gereichen muß.

Ich erlaube jedem Erfahrungsmanne, der doch immer, wenn was tüchtiges aus ihm wird, ein philosophe sans le scavoir iſt und bleibt, gegen die Philoſophie, beſonders wie ſie in unſern Tagen erſcheint, eine Art Apprehenſion, die aber nicht in Abneigung ausarten, ſondern ſich in eine

ſtille vorſichtige Neigung auflöſen muß. Geſchieht das nicht, ſo iſt ehe man ſichs verſieht der Weg zur Philiſterey betreten, auf dem ein guter Kopf ſich nur deſto ſchlimmer befindet, als er, auf eine ungeſchickte Weiſe, die beſſere Geſellſchaft vermeidet, die ihm allein bey ſeinem Streben behülflich ſeyn konnte.

Deinen Enkel habe ich nur einige Augenblicke geſehen, etwas näher den Sohn unſerer Freundin.[1] Die drey Schloſſer und zwey Voße machen eine der wunderbarſten jungen Geſellſchaften, die je zu meiner Kenntniß gekommen ſind. Der jüngſte Sohn des Schöff Schloſſer iſt ein kleiner Enragé für die neuſte Philoſophie und das mit ſo viel Geiſt, Herz und Sinn, daß ich und Schelling unſer Wunder daran ſehn. Sein älterer Bruder iſt eine ruhige verſtändige Natur, den, wie ich merke, der Kleine auch nach Jena, zu der ſeligmachenden Lehre, gerufen hat. Der Sohn meines Schwagers ſcheint ſeinen Vater nicht zu verläugnen. Mir kommt vor daß er einen guten geraden Sinn hat, Luſt an der Erfahrung. Nicht wenig ſcheint er betroffen zu ſeyn daß er alles, was man ihm an Philoſophie eingeflößt, abſchwören ſoll. Wozu ihn doch wahrſcheinlich ſein kleiner Vetter endlich nöthigen wird.

Von den Voßens ſcheint mir der eine etwas überſpannt und der andere etwas dunkel. Wär es nicht die Neigung und das Verhältniß zu dieſen jungen Leuten, ſo würde ſchon die Neugierde, wie ein ſolches Phänomen ſich auflöſen kann, mich aufmerkſam auf ſie machen.

Unſere Schloſſer hat mir geſchrieben, ich denke ihr in dieſen Tagen zu antworten. Grüße mir deine treue Schweſter in deiner Nähe, und Klärchen, wenn du ihr ſchreibſt, zum ſchönſten. In unſerer Gegend kann ich kaum hoffen dich

[1] Eduard Schloſſer, der Sohn von Johann Georg und Johanna Schloſſer (letztere, geb. Fahlmer, vergl. Bd. I, S. 204).

zu ſehen und wo wir uns ſonſt einmal treffen möchten — Lebe wohl und reize mich bald wieder dir ein neues Blatt anzufangen.

Weimar am 23. Nov. 1801. G.

977.

An Johanna Schloſſer.

Die Ankunft deines Sohnes in Jena, liebe Freundin, hat mich um ſo mehr in die vorigen Zeiten verſetzt, als er mit ſeinen Vettern zu mir kam und dadurch einen Familienkreis darſtellte. Es iſt recht wundervoll wie die jungen Leute mehr oder weniger ihren Vätern gleichen und untereinander Familienähnlichkeit haben. Da ſich nun auch zwey Söhne von Voß dazu ſchlugen, ſo machen ſie zuſammen eine kleine Colonie aus, welcher es an Ernſt ſich auszubilden nicht zu fehlen ſcheint. Man ſieht ſie hier weder in der Comödie, noch bey ſonſtigen Luſtbarkeiten und ich habe ſie bisher immer nur in Jena geſprochen, ich werde von Zeit zu Zeit nach ihnen ſehen und ihre Fortſchritte beurtheilen.

Übrigens geht es jetzt in wiſſenſchaftlichen Dingen ſo raſch und ſonderbar zu, daß man von einer Seite die Jugend glücklich preiſen muß, indem ſie unglaubliche Vortheile genießt, von der andern Seite aber zu fürchten hat, daß ſie ſich eben dieſer Vortheile unmäßig und zu ihrem Schaden bediene. Vielleicht kann ich, gerade in der Lage in der ich mich befinde, theils ſelbſt, theils durch Freunde, auf dieſe jungen Leute etwas gutes wirken.

Es war ungeſchickt vom Zufall daß er uns in Göttingen nicht zuſammenbrachte. Da er ſich ſo manchen abgeſchmackten Spas macht, ſo hätte er uns wohl auch dieſen artigen machen können. Ich erfuhr nicht ohne Verdruß daß wir uns um ſo weniges verfehlt hatten.

Von Jacobi, der nun in Paris seyn wird, hatte ich einen Brief von Aachen. Er ist leider mit seiner Gesundheit sehr unzufrieden. Gestern habe ich ihm wieder geschrieben, auch deiner dabey gedacht.

Mich freut es herzlich daß du, von deinen Kindern und Enkeln, den Dank für deine Sorgfalt so rein und reichlich genießest. Grüße sie alle und gedenke auch mein.

Auch ich habe Ursach mit meinem Schicksal zufrieden zu seyn, das mich durch manche gefährliche Zustände, denen meine Natur unterworfen war, glücklich hindurch geführt und auf den Beinen erhalten hat.

Nochmals ein Lebewohl.

Weimar am 24. Nov. 1801.

978.

An Johann Daniel Sander.[1]

Für die doppelte Attention,[2] womit Sie, sowohl meine Küche, als Bücherſammlung versorgen, bin ich Ihnen zum schönsten verbunden, um so mehr, als Ihr beyderseitiges Andenken mir dabey, auf eine so gefällige Weise, entgegen kommt.

Was die Gevatterschaft betrifft, so weiß ich nicht recht was ich dazu sagen soll, wenn ich auch gleich dabey Ihre freundlichen Gesinnungen nicht verkenne.

Meine Nahmen sind von der Art daß man sie weder einem Knaben, noch weniger einem Mädchen aufbürden kann, welche letztere man, wegen künftiger Abentheuer, so lieblich

[1] Verleger in Berlin, den Goethe im Jahre vorher auf der Leipziger Messe kennen gelernt hatte.

[2] Teltower Rübchen und Kotzebues bei Sander erschienenes Werk „Das merkwürdigste Jahr meines Lebens“.

als möglich bezeichnen ſoll. Stört nicht z. B. die unglückliche Chriſtel, in ſo mancher intereſſanten Scene des bedeutenden Lebensjahrs? Hätte die Gattin eines würdigen Verwieſenen etwa Emilie geheißen, welch einen andern Effect würde das thun! Wir Menſchen ſind nun einmal nicht anders und unſer Ohr ſcheint, noch mehr als unſer Auge, mit dem Schicklichen im Bunde zu ſtehen.

Wenn ich nun ferner bedenke wie wenig mein Zeugniß in der chriſtlichen Kirche bedeuten kann; ſo muß ich, ohne weiteres Raiſonnement, Ihnen eben ganz anheim ſtellen in wie fern Sie mich zu einem ſolchen Act einladen dürfen.[1] Mögen Sie meiner bey dieſer geiſtlichen Verwandſchaft in Liebe gedenken und überzeugt ſeyn, daß ich an Ihnen und den Ihrigen herzlichen Antheil nehme, ſo ſehe ich davon für mich den beſten Gewinn.

Leben Sie recht wohl.

Weimar am 25. Nov. 1801. Goethe.

979.*

An W. v. Humboldt.

Es war mir äußerſt unangenehm Sie in Weimar[2] verfehlt zu haben. Wenn man ſo lange auseinander geweſen iſt gehört eine mündliche Unterhaltung dazu, um ſich wechſels-

[1] Sander, der ſeiner neugeborenen Tochter den Namen Emilie gab, antwortete u. a.: „Sie ſagen: Ihr Zeugniß bedeute in der chriſtlichen Kirche wenig. Uns, den Eltern, wäre es ſchon recht, wenn unſer Kind gar nicht getauft zu werden brauchte; denn wir begnügen uns, wie Leſſings Tempelherr, Menſchen zu ſeyn; doch glücklicher Weiſe beſorgt die Taufen in Cölln an der Spree, wo wir wohnen, ein ſehr vernünftiger Geiſtlicher, der die Pathen der Kinder ihr Ja nur auf Fragen antworten läßt, die auch der Jude und der Mohammedaner unbedenklich beantworten könnte. Unſer beider noch lebende Kinder ſind in der That nicht auf das Chriſtenthum, ſondern auf reine Humanität getauft; und Emilie ſoll eben dieſes Vorzuges genießen."

[2] Wo Humboldt am 8. Auguſt geweſen war.

weiſe über die gegenwärtigen Zuſtände klar zu machen. Von Ihnen haben mir die hieſigen Freunde manches erzählt, aber mich nur um ſo begieriger gemacht auch an denen Schätzen, die Sie auf der Reiſe erbeutet, Theil zu nehmen, und die Hoffnung bald etwas davon zu leſen war mir um deſto angenehmer.

Was mich betrifft ſo können Sie leicht denken, daß man in meinen Jahren nicht leicht etwas neues angreift, und mein Wunſch darf nur ſeyn, nach einiger Zeit, bey einem freundſchaftlichen Examen, dergeſtalt zu beſtehen daß man mich nicht ſtationair finde.

Daß Sie Herrn Gentz[1] bey mir einführen wollen dafür danke ich Ihnen beſtens. So ſehr ein Mann ſich auch ſelbſt empfiehlt, ſo ſehr begünſtigt die Empfehlung eines Freundes die erſten Augenblicke der Bekanntſchaft . . .

Tieck[2] den Sie ja ſelbſt näher kennen, iſt eine Zeit lang bey uns geweſen, als Künſtler und Menſch erregt er lebhaftes Intereſſe. Er beſitzt ein ſchönes Talent, das er treulich ausgebildet hat; nur leidet er gar zu ſehr an den affectionibus juventutis, indem er ſich ein äußerſt heftig abſprechendes Urtheil erlaubt, das denn doch oft eine große Beſchränktheit andeutet. Dieſes ſchadet ihm nicht allein innerlich, indem es ihn für guten, fördernden Rath unempfänglich macht, wie ich bey verſchiedenen Gelegenheiten bemerken können, theils äußerlich, in Bezug auf die Geſellſchaft, indem er ſich, ganz ohne Noth und Zweck, Widerſacher, Feinde und ſtrenge Richter aufregt.

Können Sie hierin etwas auf ihn wirken, ſo werden Sie ein großes Verdienſt um ihn haben; denn er iſt, wie ich merke, zugleich ſehr empfindlich und mag nicht wohl ver-

[1] Der Staatsmann und Publiziſt Fr. v. Gentz, damals Kriegsrat.
[2] Der Bildhauer Chr. Fr. Tieck (1776—1851).

Zur Geſchichte der Farbenlehre habe ich auf der Bibliothek recht viel und glücklich zuſammengearbeitet. Wenn man eine Zeit lang hier bliebe, ſo würde die hiſtoriſche Behandlung der Wiſſenſchaften für uns, wie für ſo viele andere, reizend werden. Wenn man nach allen Seiten hin ſo bequem erfahren kann was geſchehen iſt, vergißt man faſt darüber was geſchehen ſollte . . .

Daß Schiller nach Dresden und nicht an die Oſtſee geht iſt mir herzlich lieb, grüßen Sie ihn, wenn er noch da iſt, zum ſchönſten. Wir andern ſollten uns niemals ſo weit in die Welt verlieren, daß wir nicht wenigſtens mit Einem Fuß in der Region der Kunſt oder Wiſſenſchaft feſt ſtünden, und ich müßte mich ſehr irren, dort hinten iſt in dieſen Fächern wenig zu holen.

Leben Sie recht wohl und kommen Sie ja nach Caſſel. Es wird für uns beyde ſehr erquicklich und erſprießlich ſeyn.

Empfehlen Sie mich in Tiefurt zu Gnaden und ſagen Herrn Gentz[1] meine ſchönſten Grüße.

Göttingen am 31. Jul. 1801. G.

974.*

An Georg Sartorius.[2]

. . . Mad. Unzelmann traf auch zu Ende Sept. hier ein und gab etwa ſieben Vorſtellungen. Ihr durchaus charakteriſtiſches, gehaltenes, verſtändiges, gehöriges, ungezwungenes Spiel hat mir außerordentlich viel Vergnügen gemacht und wenn ich über das was ſie leiſtet ins einzelne gehen dürfte; ſo würde ich an ihr rühmen daß ſie, gegen die Mitſpielenden, mit der größten Leichtigkeit, eine gefällige

[1] Bd. IV, S. 207.

[2] Profeſſor der Geſchichte in Göttingen.

Lebensart ausübt, auch, wenn ſie nichts zu ſprechen hat, jedem pantomimiſch etwas artiges zu erzeigen und das Ganze dadurch zu beleben weiß.

Doch ich darf mich in dieſe dramaturgiſchen Bemerkungen nicht weiter verlieren.

Herr Tieck,[1] Bildhauer, der eben von Paris zurückkehrt, modellirt gegenwärtig an meiner Büſte. Ich hatte dabey Gelegenheit mich viel mit ihm über jene wunderliche Hauptſtadt der Welt zu unterhalten, wo er beynahe 3 Jahre ſtudirt hat. Wenn ſeine Arbeit glückt, wie ich hoffen kann, ſo erlauben Sie ja wohl daß ich Ihnen gelegentlich einen gipſenen Freund ins Haus ſchicke . . .

Weimar am 10. Oct. 1801.

975.

An Henriette Gräfin v. Egloffſtein geb. v. Egloffſtein.

Ihr liebes Billet, verehrte Freundinn, habe ich mit nach Jena genommen, um mich daran, auch in meiner Einſamkeit, zu freuen und eine nicht ganz unfruchtbare Antwort zu überſenden.

Wenn wir unſern guten Wieland behaglich unter uns ſehen wollen, ſo müſſen wir unſre moraliſche Texte künftig etwas mehr verſinnlichen. Nehmen Sie beyliegenden Verſuch[2] günſtig auf, in welchem ich das kühle Grab mit einer Lebenspoſſe auszuſtechen ſuche und zugleich meine Wünſche für unſre Geſellſchaft ſinnbildlich ausdrücke.

Zeitig genug werde ich in Weimar ſeyn um, vor unſrer nächſten Zuſammenkunft,[3] mit Ihnen und Ihren Freundinnen,

---

[1] Chriſt. Friedrich Tieck (1776—1851), Bruder des Dichters.

[2] Das „Stiftungslied“.

[3] Die „Mittwochsgeſellſchaft“. (Statuten, Goethe-Jahrbuch VI.) Seit Oktober hatte Goethe eine Geſellſchaft von ſieben beſtimmten Paaren zu regelmäßigen

iſt Herr Frommann bey mir geweſen, ich habe ihm aufrichtig und weitläufig meine Meynung geſagt und ziehe mich nunmehr deshalb ins Kurze zuſammen.

Ich würde Ihnen niemals rathen eine Stelle anzunehmen, die ſo viel routinirte Gewandtheit erfordert, wenn man ſie mit einer gewiſſen Aiſance bekleiden und nicht ſein Leben darüber aufopfern will. Doch übernimmt die Jugend wohl manches in Hoffnung durchzukommen und nach einigen Prüfungsjahren zu einem erwünſchten Genuß zu gelangen. Durchaus abrathen kann ich alſo auch nicht.

Was eine Empfehlung betrifft ſo darf ich damit wohl nicht hervortreten, weil ich, auf verſchiedene an mich geſchehene Anträge, verweigert habe an jenem Geſchäft irgend einigen Antheil zu nehmen. Sollten Sie zu jenem Platz gelangen und ich kann Ihnen alsdann mit etwas dienen; ſo werde ich es mit Vergnügen thun. Ihren Herrn Bruder hoffen wir hier bald wieder zu ſehen und beym Schloßbau zu beſchäftigen.

Goethe.

982.

An Schelling.

Auf den Sonnabend wird Jon gegeben, den man bis jetzt nicht weniger als vier Verfaſſern zuſchreibt. Meine Loge ſoll für Sie und Ihre Freunde bereit ſtehen. Mögen Sie nach der Comödie bei uns übernachten, ſo ſollen Sie ſehr willkommen ſein. Mehr ſage ich nicht, weil ich Sie bald mündlich zu begrüßen hoffe.

Weimar, am 30. December 1801.

Goethe.

983.

An F. J. Bertuch.

Ew. Wohlgeb.

erlauben mir, im Betracht unſeres immer gut beſtandenen Verhältniſſes, den Wunſch, die Notizen, welche künftig, über das weimariſche Theater, in das Mode Journal[1] eingerückt werden, im Manuſcript zu ſehen; damit ich nicht, bey meinen mannigfaltigen Bemühungen für ſolche Anſtalt, zwar gewiß ohne Abſicht Ew. Wohlgeb., aber doch durch Ihre Vermittelung, manches unangenehme erfahre, wie es mir noch neuerlich, bey dem Unzelmanniſchen Fall, ergangen iſt.

Sie verzeihen eine Äußerung, die ich nur früher hätte thun dürfen, um von Ihrer Gefälligkeit eine angenehme Behandlung zu erwarten.

Weimar am 3. Jan. 1802.

Goethe.

984.

An F. J. Bertuch.

Was ich von einem niederträchtigen Menſchen, wie der Verfaſſer Ihrer Theaterrecenſionen iſt, in einem ſolchen Falle zu erwarten hatte, ſchwebte mir vor, als ich Sie neulich freundſchaftlich um künftige Mittheilung ſolcher Aufſätze erſuchte. Sie ſchicken mir ihn[2] gegenwärtig halb gedruckt,

---

[1] Der Theaterreferent von Bertuchs „Journal des Luxus und der Moden“ war C. A. Böttiger. Der Brief iſt geſchrieben, um den Abdruck der Böttigerſchen Kritik über Schlegels „Jon“ zu verhüten.

[2] Ueber „Jon“ von A. W. Schlegel, aufgeführt am 2. und am 4. Januar. Herders Gattin ſchrieb darüber an Knebel: „Ein ſchamloſeres, frecheres, ſittenverderbenderes Stück iſt noch nicht gegeben. Jena war wieder herübercitirt zum

und ich kann nur ſo viel ſagen: daß wenn Sie nicht ſelbſt geneigt ſind, die Sache zu remediren, und den Aufſatz zu unterdrucken, ich ſogleich an Durchl. den Herzog gehe und Alles auf die Spitze ſetze. Denn ich will entweder von dem Geſchäft ſogleich entbunden oder für die Zukunft vor ſolchen Infamien geſichert ſeyn. Mag der allezeit geſchäftige Verzerrer ſeine Künſte doch in der Allgemeinen Zeitung, oder wo er will, aufgaukeln, in Weimar werde ich ſie nicht mehr leiden, in den Fällen wo ich als öffentliche Perſon anzuſehen bin. Ich erbitte mir vor vier Uhr Ihre Erklärung[1] darüber; mit dem Schlage geht meine Vorſtellung an Durchl. den Herzog ab.

Weimar, am 12. Jan. 1802.

J. W. v. Goethe.

985.

An Wieland.

Ich überwinde einige Bedenklichkeit, um dich, lieber alter Freund, auf einen Fall aufmerkſam zu machen, woraus vielleicht für uns beyde einiges unangenehme entſtehen könnte.

Daß, bey der Erſcheinung des Jon, der Parteygeiſt des Herrn Überall[2] ſeine Flügel regen dürfte, war voraus-

---

Klatſchen. Bei der zweiten Vorſtellung waren wenige darin, zum drittenmale wollen ſie's nicht wagen, denn da möchte das Haus ganz leer bleiben." Goethe berichtet darüber in den „Tag- und Jahresheften" 1802: „Nun hatten die Gebrüder Schlegel die Gegenpartei am tiefſten beleidigt; deshalb trat ſchon am Vorſtellungsabend Jons, deſſen Verfaſſer kein Geheimnis geblieben war, ein Oppoſitionsverſuch unbeſcheiden hervor: in den Zwiſchenakten flüſterte man von allerlei Tadelnswürdigem, wozu denn die freilich, etwas bedenkliche Stellung der Mutter erwünſchten Anlaß gab. Ein ſowohl den Autor als die Intendanz angreifender Aufſatz war in das Modejournal projektirt, aber ernſt und kräftig zurückgewieſen; denn es war noch nicht Grundſatz, daß in demſelbigen Staat, in derſelbigen Stadt es irgend einem Glied erlaubt ſei, das zu zerſtören, was andere kurz vorher aufgebaut hatten."

[1] Böttigers Aufſatz wurde in Bertuchs Journal nicht veröffentlicht und erſchien erſt nach des erſteren Tode in ſeinen „Kleineren Schriften".

[2] Böttiger.

zuſehen. Schon bey der erſten Vorſtellung rannte dieſer Tigeraffe im Parterre herum, durch pedantiſche Anmerkungen den Genuß einer Darſtellung, wie ſie Weimar noch nicht gehabt hat, zu ſtören. Da ihm dieß nicht gelang, ſo ſchob er eine Anzeige davon in das Modejournal ein, welche für die Direction äußerſt beleidigend war und welche auszumerzen Bertuch noch zeitig von Rudolſtadt zurückkehrte.

Jener Mißwollende überläßt ſich, wie es ſcheint, um deſto getroſter ſeiner Wuth, als er gewiſſe ſtoffartige Urtheile vor ſich hat, die du, dem das problematiſche Argumentum fabulae gar wohl bekannt iſt, leicht wirſt zu beurtheilen wiſſen.

Da ihm nun der Weg ins Modejournal verrannt iſt, und er dießmal die Sache auf die Spitze ſetzen zu wollen ſcheint, ſo wünſchte ich nicht, daß er den Merkur zum Gefäß ſeiner Unreinigkeiten erſehe. Mag er ſich doch der auswärtigen Organe nach Belieben bedienen!

Ich habe bisher ſo manches hingehen laſſen; allein da es nun auf Extreme angelegt zu ſeyn ſcheint; ſo bin ich auch bey der Hand, und da wünſchte ich denn nicht, daß, indem ich dieſem Schuften zu Leibe gehe, mir ein verehrter und geliebter Nahme als Talisman entgegen ſtünde.

Vergieb mir dieſe freundſchaftliche Anzeige. Ich mußte, um ſie zu thun, meine Maulfaulheit überwinden. Vielleicht hätten frühere Winke dir und andern manchen Verdruß erſparen können.

Ich hoffe dich bald hier zu ſehen und das Corpus delicti vorzulegen, deſſen ich mich weiter nicht annehme, als in ſo fern ich mir die Mühe gegeben habe ſeine Aufführung ins Werk zu ſetzen. Wie ich denn auch, bey einer Anſtalt, die ich im Auftrag von meinem Fürſten, mit ſo vieler Aufopferung verwalte, wenigſtens eine ſchickliche Behandlung von meinen Mitbürgern erwarten darf.

Ein nochmaliges Lebewohl mit dem Wunſch, daß du bald dich entſchließen mögeſt, aus der warmen Umgebung der Muſen dich in das erzkalte Weimar zu verſetzen.

Weimar am 13. Jan. 1802.

986.

An Chriſtiane Vulpius.

Es iſt recht gut daß ich Pferde und Schlitten drüben gelaſſen, hier iſt völliges Thauwetter, bey euch wirds nicht anders ſeyn.

Mein Mittagstiſch iſt wie immer nur zur Noth genießbar, geſtern habe ich mir, durch ein Gericht Meerrettig, den ganzen Nachmittag verdorben. Götze hat mir fürtreffliche Knackwürſte ausgemacht, ſie mögen nur ein klein bischen zu ſtark geſalzen ſeyn. Deine bleiben noch immer die beſten. Sorge ja bey der neuen Schlacht dafür daß ſie gut werden, weil ich zum Frühſtücke nun daran gewöhnt bin.

Die Abendeſſen ſind deſto beſſer, indem, in kleiner Geſellſchaft, allerley Gutes aufgetiſcht wird; allein ich muß mich Abends in Acht nehmen und eſſe alſo nicht wo ich zu eſſen finde, und wo ich eſſen möchte habe ich nichts.

Schicke mir ja das Schweinewildpret, damit ich Lodern eine Artigkeit erzeigen kann, und frage beym Hofkammerrath an: ob er dir etwas Caviar ablaſſen möchte? Wenn du mich damit verſorgſt, ſo bringe ich dir auch einige Flaſchen Champagner mit.

Jena am 19. Jan. 1802. G.

987.

An Schiller.

In Jena, in Knebels alter Stube, bin ich immer ein glücklicher Menſch, weil ich keinem Raum, auf dieſer Erde, ſo viel productive Momente verdanke. Es iſt luſtig daß ich an einen weißen Fenſterpfoſten alles aufgeſchrieben habe was ich, ſeit dem 21. Nov. 1798, in dieſem Zimmer, von einiger Bedeutung, arbeitete. Hätte ich dieſe Regiſtratur früher angefangen, ſo ſtünde gar manches darauf was unſer Verhältniß aus mir heraus lockte.

Eine Schnurre über das Weimariſche Theater[1] habe ich zu dictiren angefangen und mache dabey, wie billig, ein erſtaunt ernſthaft Geſicht; da wir die reelle Leiſtung im Rücken haben, ſo iſt es gut ein wenig dämiſch auszuſehen und ſich auf jede Weiſe alle Wege frey zu halten.

Hiebey kommt die Abſchrift des gräciſirenden Schauſpiels.[2] Ich bin neugierig was Sie ihm abgewinnen werden. Ich habe hie und da hineingeſehen, es iſt ganz verteufelt human. Geht es halbweg, ſo wollen wir's verſuchen:[3] denn wir haben doch ſchon öfters geſehen daß die Wirkungen eines ſolchen Wageſtücks für uns und das Ganze incalculabel ſind.

Indem ich in das Büttneriſche[4] und akademiſche Bibliothekswesen hinein ſehe, und die Idee eines virtualen

---

[1] Der Aufſatz „Weimariſches Hoftheater", zuerſt erſchienen im Märzheft des „Journals des Luxus und der Moden".

[2] Goethes „Iphigenie".

[3] Die Aufführung im Weimarer Theater erfolgte am 15. März 1802.

[4] Chriſtian Wilhelm Büttner, geboren 1716, war am 8. Oktober 1801 geſtorben. 1782 hatte Carl Auguſt die namhafte Bibliothek des infolge ſeines Sammeleifers verſchuldeten Gelehrten, den Goethe als „das alte lebendige encyklopädiſche Dictionair nutzte," angekauft. Statt der baren Auszahlung der 8000 Thaler Kaufſumme gab man dem Alten eine jährliche Penſion und ließ ihn in ſeiner von Göttingen nach Jena überführten Bibliothek weiter hauſen. (Goethe-Jahrbuch XIV, 22).

Katalogs, der drey, im Lande beſtehenden, Bibliotheken, auszuführen trachte, muß ich auch in die ungeheure Empirie des Litterarweſens hineinſchauen, wo einem denn doch, wenn man auch die Forderungen noch ſo hoch ſpannt, manches reſpectable Streben und Leiſten entgegen kommt.

Im Geiſte der immer neuen Jenaiſchen Jugend werden die Abende geſellig hingebracht. Gleich Sonntags bin ich bey Lodern, bis 1 Uhr in der Nacht, geblieben, wo die Geſellſchaft gerade einige Kapitel hiſtoriſcher Kenntniſſe aufrief, die bey uns nicht zur Sprache kommen. Bey einiger Reflexion über die Unterhaltung fiel mir auf was man für ein intereſſantes Werk zuſammenſchreiben könnte, wenn man das was man erlebt hat, mit der Überſicht, die einem die Jahre geben, mit gutem Humor aufzeichnete.

Die Botenſtunde naht, ich eile ein freundliches Lebewohl zu ſagen.

Jena am 19. Jan. 1802. G.

988.

An C. G. Voigt.

Geſtern, als der Conducteur Koch das Büttneriſche Quartier auffiegeln ließ, um, wegen Reparatur desſelben, einiges vorzukehren, ging ich auch mit hinein und kann verſichern, daß die geläufigſte Zunge und geſchickteſte Feder nicht fähig ſeyn würde den Zuſtand zu beſchreiben, in welchem man dieſe Zimmer gefunden. Sie ſchienen keineswegs von einem Menſchen bewohnt geweſen zu ſeyn, ſondern bloß ein Aufenthalt für Bücher und Papiere. Tiſche, Stühle, Koffer, Kaſten, Betten waren, bald mit einiger Ordnung, bald zufällig, bald ganz confus durch einander, mit dieſen litterariſchen

Schätzen bedeckt, darunter verschiedenes altes Gerümpel, besonders mehrere Hackebreter und Drehorgeln. Alles zusammen durch ein Element von russigem Staub vereinigt. Die alte Garderobe machte zu lachen, erfreute aber besonders den Trabitius,[1] dem sie vermacht ist. Im Wohnzimmer, dessen Decke, Wände, Fußboden und Ofen gleich schwarz aussahen, waren mehrere Dielen von Feuchtigkeit und Unrath der Thiere aufgeborsten. Genug, es wird einiges zu fegen geben, bis auf diese litterarische Schweinigeley eine militarische Propretät folgen kann.

Übrigens habe ich bey diesem Anblick erst gefühlt, was unser gnädigster Herr Ihren unterthänigsten Dienern, durch schnelle Vergebung dieses Quartiers, für eine Noth decretiren. Hätten wir es nur ein halb Jahr behalten können, so wäre das ganze Geschäft nach und nach aufzulösen gewesen, indem man eine Arbeitsstube drüben eingerichtet hätte, und der Knaul hätte sich nach und nach abgewickelt. Jetzt sollen wir in wenig Tagen räumen und werden, bey aller Vorsicht, kaum vermeiden können diese Unordnung noch mehr zu verwirren. Das gestern gedachte ehemalig Loderisch-Lenzische Auditorium ist noch hiebey unser einziger Trost. Die Bücher, die wir darin gefunden haben, sind eilig in den engsten Raum geschichtet worden und ich habe mir Breter geben lassen, um nur auf Böcken einstweilen Lager für dasjenige, was nun herein geschafft werden soll, zu bereiten.

Was werden Sie aber sagen, wenn ich Ihnen versichern kann: daß der Alte, während seines Hierseyns, eine Masse von sechs bis acht Tausend Bänden, von denen wir so gut als nichts wußten, da sie noch nicht in den Katalog eingetragen sind, über einander gehäuft hat. So fanden sich noch ein paar uneröffnete Kisten, die aus Auctionen angekommen waren.

[1] Schloßvogt in Jena.

Ich gedenke nun alles in Rückſicht auf das große Vornehmen des allgemeinen Virtualkatalogs einzuleiten. Es iſt allerdings ein großes Unternehmen, deſſen Möglichkeit ganz auf der Perſonalität des Doctor Erſch[1] ruht. Bey der Akademie iſt übrigens ein allgemein guter Wille dazu. Die mediciniſche Facultät hat ſchon 400 rthlr. Vorſchuß aus den Bibliotheksgeldern verwilligt. Ich werde, nach der mir gnädigſt ertheilten Erlaubniß, eine Erklärung wegen der Doubletten, doch nur in gewiſſer Maße abgeben. Das Geſchäft iſt von der Art daß faſt jede Stunde was neues lehrt und neue Maßregeln anräth. Es wird mir ſehr angenehm ſeyn, wenn meine Einrichtungen Serenissimi und Ihren Beyfall finden.

Was ich wegen der Koſten ausgedacht habe, die uns auch bey der Büttneriſchen Bibliothek erwarten, will ich gründlich vorlegen.

Nach Profeſſor Walther[2] will ich mich erkundigen.

Ich wünſche Glück zur eintretenden Beſſerung und empfehle mich beſtens.

Jena am 22. Jan. 1802. G.

989.

An Chriſtiane Vulpius.

In meinen Arbeiten und Geſchäften geht alles gut von Statten, nur finde ich doch daß es nicht gut iſt mir gar keine Bewegung zu machen. Schicke mir deswegen Montags den Wagen und laß Auguſten mitfahren, ſo daß er früh um

[1] Joh. Samuel Erſch (1766—1828), der bekannte Bibliograph, Bibliothekar und Profeſſor in Jena.

[2] In Gießen, der nach Jena empfohlen war.

10 Uhr hier ist. Es wird ihm ein unsägliches Vergnügen machen bey der Eröffnung des Büttnerischen Nachlasses gegenwärtig zu seyn, denn von einer solchen Gerümpel-Wirthschaft hat man gar keinen Begriff. So sind z. B. ein halb Duzend Dreh-Orgeln und Hackebreter, die auch durch Walzen bewegt werden, unter dem Zeuge. Eine Menge Schubkästchen mit allerley antiken Kleinigkeiten, physikalische Spielereyen und was nur so ein Kindskopf wünschen kann.

Da wir nun überdieß noch in wenig Tagen räumen müssen, weil das Quartier für den neuen Commandanten bestimmt ist, so kann er mit schleppen und tragen und seine Zeit vergnüglich hinbringen. Was zur Redoute Noth thut, das ist ja wohl vorher alles berichtigt, laß aber allenfalls bey der Gräfin anfragen ob er abkommen kann? und wann er wieder da seyn soll.

Lebe recht wohl und gedenke mein.

Jena am 22. Jan. 1802. G.

Es thut mir leid daß deine Übung im Schlittenfahren so bald unterbrochen worden ist, und es scheint als wenn für diesen Winter wenig Bahn mehr zu hoffen wäre.

Von den Feldhühnern habe ich eins verzehrt und Loders haben mir auch von dem Schwarzwildpret eine sehr gut zugerichtete Portion zugeschickt, und so geht mirs ganz leidlich.

Doctor Meyer[1] danke für die überschickten akademischen Zahnstocher.

Die Abende gab es meist gesellschaftliche Unterhaltung. Schreibe mir wie dirs gegangen ist.

Den vorigen Brieftag hast du dich recht gut gehalten.

---

[1] Nicolaus Meyer, Arzt in Bremen (1775—1855), der sich zur Zeit in Weimar aufhielt. „Akademische Zahnstocher", weil sie nach Meyers Mitteilung in Papier aus dem Heft eines Studenten eingewickelt waren.

990.

An Christiane Vulpius.

Ich freue mich daß die Pferde eben zu rechter Zeit eingetroffen ſind und daß du nun die Schlittenbahn genießen kannſt, doch thut es mir leid daß der Docktor[1] kranck geworden iſt. Sorge für ihn, ſo gut du kannſt und beſuche ihn manchmal. Du kannſt ja Erneſtinen[2] mitnehmen, daß es nicht etwa falſch gedeutet wird. Zu des Profeſſors[3] Geneſung wünſche ich Glück. Er ſchreibt mir: daß er ſich auf den Champagner wohl befindet und von Lodern noch etwas haben möchte; ich glaube aber kaum daß dieſer Freund noch hergeben kann und mag. Indeſſen, biß ich das ausmache, will ich ihm ein Paar von den unſrigen überlaſſen und deren Erſtattung auf irgend eine Weiſe annehmen.

Eine Fahrt herüber will ich dir nicht rathen, beſonders gehts im Mühlthale ſo oft durchs Waſſer und Eis, daß der Schlitten ſich nicht wohl dabey befinden dürfte. Auch will ich von meinen Lieben nichts ſehen, biß ich hier fertig bin.

Mit meinem Geſchäft geht es gut, auch mit einigen poetiſchen Arbeiten. Wenn ich beyde biß zu einem gewiſſen Punckt gebracht habe, dann komme ich gleich.

Der Beyfall den Dlle Maas[4] erlangt freut mich und ich wünſche ſie bald ſelbſt zu ſehen.

Wenn du mir das Nachtweſtchen das du mir verſprachſt nun wollteſt machen laſſen, geſchähe mir ein Gefalle, ich gehe nun den ganzen Tag am liebſten in ſo einem leichten

---

[1] Nicolaus Meyer.
[2] Chriſtianens Schweſter.
[3] Joh. Heinr. Meyer, der in Goethes Hauſe wohnte.
[4] Wilhelmine Maaß, die am 17. Februar in Krotters „Mädchen von Marienburg“ gaſtiert hatte.

Wämschen, und da trifft mich manchmal jemand in meinem gegenwärtigen an, das nicht zum besten aussieht.

Lebe recht wohl und behalte mich so von Grunde des Herzens lieb wie ich dich.

Jena d. 19. Febr. 1802. G.

991.

An Kirms.

Es thut mir herzlich leid, daß ich, in der Angelegenheit der Kleinstädter,[1] nicht von der Meynung des Verfassers seyn kann, und weil man sich in solchen Fällen selten vereinigt, so will ich meine Überzeugung hierüber nur kurz eröffnen.

Alle deutschen Regieen, Directionen, Intendanzen und Theatercensuren haben sich das Recht angemaßt, nach ihren Verhältnissen und Convenienzen, aus den Schauspielen manches wegzulassen, und dieses Recht so lebhaft ausgeübt, daß das Wort Streichen sogar ein Kunst-Terminus geworden ist. Einer solchen herkömmlichen Befugniß habe ich mich auch gegen die Kleinstädter bedient, wobey ich dem Herrn Verfasser, über die nothwendig gewordene Ausfüllung der entstandenen Lücken, wie billig das Urtheil überließ.

Von jener ersten Redaction kann ich jedoch um so weniger abgehen, als ich mir fest vorgenommen habe, auf dem weimarischen Theater künftighin nichts mehr aussprechen zu lassen, was, im Guten oder Bösen, einen persönlichen Bezug hat, noch was auf neuere Literatur hinweist, um so mehr da hier auch nur meistens persönliche Verhältnisse berührt werden.

[1] Goethe hatte in Kotzebues „Deutschen Kleinstädtern" einige, meist gegen die Brüder Schlegel gerichtete Stellen gestrichen. Kotzebue war entrüstet. — „Der Kotzebue ist ganz doll", berichtet Christiane an Goethe.

Wenn dem Herrn v. Kotzebue dagegen in den Theatralischen Abentheuern[1] die Schauspielerin aufgefallen ist, welche mehr sich selbst, als die Gurli[2] parodirt, so kann ich darüber nur so viel sagen: daß ich, bey diesem alten und oft aufgeführten Stück, an jene Scene weiter nicht gedacht habe, daß ich aber solche sogleich streichen und eine andere an ihre Stelle setzen werde.

Ich glaube hierdurch am besten meine Liebe zum Frieden an den Tag zu legen, den ich, so lange als nur immer möglich, zu erhalten wünsche.

Weimar, am 28. Febr. 1802.

J. W. v. Goethe.

992.

An Caroline Kotzebue.

Da Sie Sich, werthe Frau Legationsräthinn anmaßen, mir grade zu zu sagen: daß ich, in einer Sache, in der ich mein Amt, nach meiner Überzeugung verwalte, völlig unrecht habe so muß ich Ihnen dagegen eben so gerade versichern: daß ich solche Begegnung weder leiden kann, noch werde und daß ich mir alle unüberlegte Zudringlichkeiten dieser Art, sowohl für jetzt. als künftig, ausdrücklich verbitte; um so mehr als es mir äußerst unangenehm ist, wenn man mich, durch Unhöflichkeiten, nöthigt, aus den Grenzen heraus zu gehen, in denen ich mich so gern halten mag.

Weimar am 3. März 1802.

---

[1] Von Cimarosa.

[2] In Kotzebues „Indianer in England."

Ueber dieſe Angelegenheit berichtet Goethe in den „Tag- und Jahresheften“: „Man regte ſich von der Gegenſeite gewaltig und behauptete, daß wenn der Autor gegenwärtig ſei, man mit ihm Rath zu pflegen habe; es ſei mit Schillern geſchehen, und ein anderer könne das Gleiche fordern.“ Dieſe „wunderliche Schlußforderung“ ließ Goethe aber nicht gelten: es ſei das Kunſtſtück ſolcher Geſellen (wie Kotzebue), „daß ſie jedes wahre reine Verhältniß mißachtend, ihre Schlechtigkeiten in die läſſige Nachſicht einer geſelligen Konvenienz einzuſchwärzen wiſſen.“ Wie die Jon-Affäre, ſo machte auch die der „Kleinſtädter“ Aufſehen in Weimar — „dieſes alles aber waren nur Kleinigkeiten gegen den entſchiedenen Riß, der wegen eines am 5. März zu feiernden Feſtes in der Weimariſchen Sozietät ſich ereignete. — Es ſollte zu Ehren Schillers eine große Exhibition von mancherlei auf ihn und ſeine Werke bezüglichen Darſtellungen in dem großen, von der Gemeinde ganz neu dekorierten Stadthausſaale Platz finden. Die Abſicht war offenbar, Aufſehen zu erregen, die Geſellſchaft zu unterhalten, den Theilnehmenden zu ſchmeicheln, ſich dem Theater entgegenzuſtellen, der öffentlichen Bühne eine geſchloſſene entgegenzuſetzen, Schillers Wohlwollen zu erſchleichen, mich durch ihn zu gewinnen, oder wenn das nicht gelingen ſollte, ihn von mir abzuziehen.“ — Kotzebue hatte am 25. Februar, bei ſeinem Donnerstagsempfange die Damen der Weimarer Geſellſchaft für die von ihm geplante Feier intereſſiert und die Rollen an ſie verteilt. Das Feſt kam jedoch nicht zu ſtande — wohl noch mehr zur Freude Schillers als Goethes. Schillers einzige Originalbüſte, eine Gabe Danneckers, die in der Weimarer Bibliothek ſich befand, wurde für das Feſt verlangt — das Verlangen wurde aber abgeſchlagen „weil man noch nie eine Gypsbüſte unbeſchädigt von einem Feſte zurückerhalten habe.“ Und als die Zimmerleute kamen, um das dramatiſche Gerüſt aufzuſchlagen, fanden ſie den Stadthausſaal auf Veranlaſſung des Bürgermeiſters K. A. Schultze verſchloſſen und erhielten zur Erklärung: „er ſei erſt ganz neu eingerichtet und dekoriert, man könne daher ihn zu ſolchem tumultuariſchen Beginnen nicht einräumen, da ſich niemand des zu befürchtenden Schadens verbürgen könne.“

Darauf nimmt Goethe Bezug im Brief

993.*

An Schiller.

(Jena, 16. März.)

... Seitdem ich mich aus den weimarischen Stürmen gerettet, lebe ich recht zufrieden und froh und auch nicht ganz unthätig, indem sich einige lyrische Kleinigkeiten eingestellt haben, mit denen ich zwar nicht als Werken, doch aber als Symptomen ganz wohl zufrieden bin.

Dafür daß Sie den 5. März so glücklich überstanden, wären Sie dem Bürgermeister als einem zweyten Aesculap einen Hahnen schuldig geworden, da er unterdessen von oben herein solchen Lohn empfangen, können Sie Ihre Dankbarkeit in petto behalten.

Bey dieser Gelegenheit dachte ich wieder was es für ein sonderbares Ding um die Geschichte ist, wenn man von ihr die Ursachen, Anlässe und Verhältnisse der Begebenheiten im einzelnen fordert; ich lebe diesen letzten Ereignissen so nahe, ja ich bin mit darin verwickelt und weiß eigentlich immer noch nicht, wie sie zusammenhängen. Vielleicht waren Sie glücklicher als ich ...[1]

---

[1] Schiller hatte dann geschrieben: „Der fünfte März ist mir glücklicher vorübergegangen als dem Caesar der fünfzehnte und ich höre von dieser großen Angelegenheit gar nichts mehr. Wie aber der Zufall immer naiv ist und sein muthwilliges Spiel treibt, so hat der Herzog den Bürgermeister den Morgen nach jenen Geschichten wegen seiner großen Verdienste zum Rath erklärt. Auch wird heute auf dem Theater „Ueble Laune“ von Kotzebue dargestellt.“ Und Goethe erzählt in den „Tag- und Jahresheften“, daß diese Auszeichnung des Bürgermeisters dem ganzen Ereignis die Krone aufgesetzt habe und „Die Weimaraner, denen es an geistreichen das Theater mit dem Leben verknüpfenden Einfällen nie gefehlt hat, gaben dem Bürgermeister daher den Namen des Fürsten Piccolomini, ein Prädikat, das ihm auch ziemlich lange in heiterer Gesellschaft verblieben ist.“

994.*

An Schiller.

. . . Wenn die dabey intereſſirte Geſellſchaft das Abentheuer vom 5. h. m. einigermaßen verſchmerzt hat, ſo wollen wir bald wieder ein Picknick[1] geben und die neuen Lieder, die ich mitbringe, verſuchen. Haben Sie denn die Ihrigen etwa Zeltern mitgegeben? da die Körneriſchen Compoſitionen nicht greifen wollten?

Ich wünſche Ihnen einen recht guten Humor und eine recht derbe Fauſt, wenn Sie auf die ireniſche Einladung antworten. Es wäre recht ſchön wenn Ihnen eine Epiſtel glückte, die auf alle das Packzeug paßte, dem ich immer größern Haß widme und gelobe.

Ich freue mich zu hören daß Sie Ihre Johanna, auch für uns, der theatraliſchen Möglichkeit nähern wollen. Überhaupt müſſen wir, da wir mit dieſer Vorſtellung ſo lange gezaudert, uns durch irgend etwas auszuzeichnen ſuchen.

Mit der Iphigenie iſt mir unmöglich etwas anzufangen. Wenn Sie nicht die Unternehmung wagen, die paar zweydeutigen Verſe corrigiren und das Einſtudiren dirigiren wollen, ſo glaube ich nicht daß es gehen wird, und doch wäre es in der jetzigen Lage recht gut und ſie würde denn vielleicht für andere Theater verlangt, wie es ja ſchon mit dem Nathan gegangen iſt . . .

Seitdem ich dieſes dictirt, habe ich mich entſchloſſen Dienstag nach Weimar zu gehen. Da Sie denn, zum Voraus, auf den Abend ſchönſtens eingeladen ſind.

Wollten Sie ſich erkundigen: ob die Freunde Mittwoch Abends bey mir zuſammenkommen wollen? und in jedem Falle das Ja oder Nein in mein Haus wiſſen laſſen.

[1] Wie es bei der Mittwochsgeſellſchaft üblich.

Da ich nun ſo bald das Vergnügen hoffe Sie zu ſehen, füge ich nichts weiter hinzu.

Jena am 19. März 1802. G.

995.

An Henriette v. Egloffſtein.

Geliebte Freundin,

laſſen Sie mich im Singular ſprechen! da ich hoffen kann, daß wenigſtens Eine unter Vieren empfindet, wie ſchmerzlich mir es war, Ihren Namen unter dem Scheidebriefe[1] zu ſehen. Gewiß ich konnte mir nicht überreden daß Sie fehlen würden, als ich geſtern die Freunde, in der Zahl der Muſen, beiſammen ſah. Noch wehte der Geiſt der erſten Stiftung über der Geſellſchaft, an dem Sie in einem Anfall von Unglauben zweifeln mochten. Unſer Wunſch iſt ihn zu erhalten, und dazu wird das Andenken an Sie das beſte Mittel ſein. Möchten Sie Ihn lebendig friſch dereinſt wiederfinden, wenn Sie durch alte Gefühle und durch neue Überzeugungen zurückzukehren geleitet werden könnten.

Weimar d. 25. März 1802.

Goethe.

996.

An J. G. Herder.

Du willſt, verehrter, alter Freund, die Gefälligkeit haben meinen Sohn in die chriſtliche Verſammlung einzuführen,

---

[1] Die Hofdamen v. Göchhauſen und v. Wolfskeel hatten zuſammen mit Gräfin v. Egloffſtein ihren Austritt aus der Mittwochsgeſellſchaft erklärt, da ſie Goethe wegen des Nichtzuſtandekommens des Kotzebue-Feſtes vom 5. März zürnten. Goethe

auf eine liberalere Weiſe als das Herkommen vorſchreibt. Ich dancke dir herzlich dafür und freue mich daß er den, für Kinder immer apprehenſiven, Schritt, an deiner Hand, auf eine Weiſe macht, die mit ſeiner gegenwärtigen Bildung zuſammentrift. Er wird ſich dir, mit ſeinem Lehrer, nächſtens vorſtellen, empfang' ihn freundlich und ordne alles nach Gefallen, indem du meiner gedenckſt.[1]

Weimar d. 26. Apr. 1802.

Goethe.

997.*

An A. W. Schlegel.

Auf mehrere Ihrer werthen Briefe habe ich nicht geantwortet; Sie verzeihens, da ich indeß nicht weniger an Sie gedacht und an allem was Sie betrifft Theil genommen habe. Aus der Vorſtellung Ihres Jons hat ſich eine Ilias von Händeln entwickelt, die, wie ein ächtes rhapſodiſches Werk, noch immer kein Ende nehmen will.

Können Sie es einrichten daß Sie Pfingſten in Weimar ſind; ſo treffen Sie mich daſelbſt. Vielleicht wird es auch möglich alsdann Ihren Jon zu geben.

Können Sie mir eine leichte Skizze von Genelli's Decoration[2] verſchaffen; ſo würde ich, in ſo fern es möglich, die Idee für unſer Theater nutzen. Der Tempel war die ſchwächſte Seite unſerer Darſtellung, den ich wohl mit einem bedeutendern künftig auswechſeln möchte.

---

erzählt in den „Tag- und Jahresheften": „Wo die Geſelligkeit Unterhaltung findet, iſt ſie zu Hauſe. Alle freuten ſich, an dem Feſte des 5. März aktiven Theil zu nehmen, deshalb ich denn, als vermeintlicher Zerſtörer ſolches Freuden- und Ehrentages, eine Zeitlang verwünſcht wurde. Unſere kleine Verſammlung trennte ſich."

[1] Vergl. Brief vom 14. Juni. S. 1005.

[2] Von der Berliner Aufführung.

Schicken Sie mir doch baldigst die Nachträge zu Alarkos,[1] den ich ehestens geben werde; die Rollen sind schon ausgeschrieben. Das Stück hat mir in seiner Gedrängtheit viel Vergnügen gemacht, weniger Octavian in seiner Diffusion, ob man gleich das Tieckische Talent, im Einzelnen, nicht verkennen kann . . .

Jena am 3. Mai 1802.

Goethe.

998.

An Christiane Vulpius.

Ich habe diese Tage nicht geschrieben, weil ich sehr fleißig bin, und mir was ich vornehme recht gut von Statten geht. An den heißen Tagen komme ich gar nicht aus, nur Abends gehe ich einige Stunden spazieren. Die Blüthen sind hier außerordentlich schön, wie sie bey der günstigen Witterung wohl weit und breit seyn werden, besonders ists hinter Griesbachs Garten ganz bewundernswürdig.

Mit der Kost geht es recht gut, indem ich mit Herrn von Hendrich esse, der eine so gute Küche führt, daß man nur fast zu viel ißt und zu lange bey Tische bleibt. Ob ich dich auf den nächsten Sonntag einladen werde, weiß ich nicht, denn da ich noch bis in künftige Woche hier bleiben kann; so wünsche ich auf meine ganz ungestörte Weise meinen Weg fortzugehen.

So viel kann ich dir melden daß der zweyte Aufzug, des bewußten Stückes,[2] fertig ist, und, wenn ich noch acht Tage Zeit habe, so kann wohl der dritte sich dazu gesellen.

---

[1] Von Friedrich Schlegel; Erstaufführung am 29. Mai.

[2] „Eugenie", später „Die natürliche Tochter" betitelt.

Schicke mir noch einige Fläſchchen Port und Madera! wenn du ein gut Gericht Spargel haſt, ſo ſchicke es doch auch, denn daran fehlt es hier gar ſehr, beſonders da die Griesbachiſchen, welche nun zu lange ſtehen, anfangen abzunehmen.

Jena d. 4. May 1802. G.

999.*

An Schiller.

Mme Bürger[1] hat uns bis jetzt noch verſchont, wenn ſie nicht etwa morgen noch kommt und auf eine Sonntagsdeclamation Anſpruch macht. Auf alle Fälle werde ich mich in eine Ecke des Saals, nicht weit von der Thüre, ſetzen und nach Beſchaffenheit der Umſtände aushalten oder auf und davon gehen.

Was Sie mir von Iphigenie ſagen iſt mir erfreulich. Könnten und möchten Sie das Werk bis zur Aufführung treiben, ohne daß ich eine Probe ſähe und es Sonnabend den 15. geben; ſo bliebe ich noch eine Woche hier und brächte manches vor und hinter mich.

Wie ich höre geht der Theaterbau in Lauchſtädt recht gut von Statten. Ich bin recht neugierig wie dieſer Pilz aus der Erde wachſen wird. . .

Das Bibliotheksweſen conſtruirt ſich nach und nach, obgleich noch immer langſam genug. Ich halte meine Taktik und ſuche nun immer, von Epoche zu Epoche, vorzurücken.

---

[1] Elise Hahn, das „Schwabenmädchen“, das 1790 Bürger geheiratet hatte und im März 1792 von ihm geſchieden war; ſeitdem zog ſie als Schauſpielerin und Declamatrice umher. In Weimar hatte ſie am 8. März in „Ariadne von Naxos“, Duodrama von Brandes-Benda, gaſtiert. „Das wart vor lachen nicht auszuhalten“, berichtet Chriſtiane über dieſe Leiſtung.

Irgend eine poetiſche Stunde und ſonſt ein wiſſenſchaftlicher Gewinn fällt auch mit ab.

Leben Sie recht wohl und richten ſich recht behaglich ein.

Jena am 7. May 1802. G.

1000.

An die Hoftheater-Commiſſion.

Über die Kranziſche Angelegenheit denke ich folgendermaßen:

Ein gnädigſtes Reſcript, das, in einer Disciplinſache, an irgend ein Departement, ergeht, iſt keineswegs als ein Urtheil in einer Rechtsſache anzuſehen, das dem Peccirenden publicirt werden muß. Dießmal hat das Departement verfügt und der Fürſt gebilligt. Herrn Kranz iſt ſo viel bekannt als nöthig: daß er ſuspendirt war und iſt, weiter braucht es nichts.

Sein Promemoria an das Hofmarſchallamt wird alſo beygelegt, und wenn er ſich unterſteht ein gleiches an die Theatercommiſſion zu bringen, und zu fragen: ob ſeine Sache vergeſſen werden ſoll, ſo will ich ihm den Kopf waſchen daß er Zeitlebens an mich denken wird.

Jena am 8. May 1802. G.

1001.*

An Kirms.

... Laſſen Sie Mme Vohs weiß gehen wie ſie will.[1] Dieſe Geſpenſternarrheit iſt einmal den Weibern unſerer

[1] Prof. J. H. Meyer hatte für die Iphigenie ein „gelb gefärbtes Mouſſelines Kleid“ gewünſcht; Madame Vohs wollte aber weiß gekleidet ſein.

Zeit nicht aus dem Sinn zu bringen. Suchen Sie nur das übrige, nach der Angabe des Professor Meyer, einzurichten, besonders, daß keine Seide in dem Stück erscheine.

Haben Sie die Güte, Sich nur Punktweise aufzuzeichnen was wir allenfalls zusammen zu sprechen haben. Ich will das Gleiche thun und dann läßt sich in ein Paar Tagen vieles abthun.

Leben Sie recht wohl und vergnügt in Ihren mannigfaltigen Geschäften.

Jena am 9. May 1802. G.

1002.

An Schiller.

Ihre Sorgfalt für die Iphigenie danke ich Ihnen zum allerbesten, künftigen Sonnabend werde ich am Schauspielhause anfahren, wie ein anderer Jenenser auch, und hoffe Sie in Ihrer Loge zu treffen.

Über den Alarcos bin ich völlig Ihrer Meinung; allein mich dünkt wir müssen alles wagen, weil am Gelingen, oder nicht Gelingen, nach außen gar nichts liegt. Was wir dabey gewinnen scheint mir hauptsächlich das zu seyn, daß wir diese äußerst obligaten Sylbenmaße sprechen lassen und sprechen hören. Übrigens kann man auf das stoffartige Interesse doch auch was rechnen.

Im Ganzen geht es mir hier sehr gut und es würde noch besser gehen und werden, wenn ich meinen Aufenthalt noch einige Wochen hinausdehnen könnte.

Leben Sie recht wohl, richten Sie sich immer besser ein und gedenken unser.

Jena am 9. May 1802. G.

1003.

An Christiane Vulpius.

Vorausgesetzt daß Iphigenie Sonnabend d. 15ten gegeben wird, kommst du Donnerstag nachmittag herüber und logirst bey Mad. Keil, wie dir dein Bruder weitläufiger erzählen wird. Es soll mich sehr vergnügen, wenn du wieder einmal ein Paar gute Tage in Jena findest. Das liebe Kind bringe auch mit, wir wollen ihn schon unterbringen.

Wäre aber Iphigenie, wie beym Theater so mancherley vorfällt, nicht Sonnabend; so will ich noch acht Tage hier bleiben, weil meine Arbeiten gut von Statten gehen und du kämst Donnerstag über acht Tage. Weshalb du von Herr Hofr. Schiller die beste Nachricht haben kannst.

Ich freue mich sehr dich und das Kind wieder zu sehen, und bin guten Humors, weil ich verhältnißmäßig viel gethan habe. Könnte ich noch vierzehn Tage hier bleiben, so wäre das Stück fertig. Lebe wohl und liebe mich.

Jena d. 11ten May 1802. G.

Dein Bruder hat ja wohl die Gefälligkeit indeß in unsrer Hinterstube zu schlafen, daß jene Seite nur nicht ganz allein steht.

Bringe einige Fläschchen Port und Madera mit, welche dem Herrn Cammerherr und Major sehr gut schmecken.

Dein Bruder wird erzählen wie gut uns Mad. Keil bewirthet hat.

1004.*

An A. W. Schlegel.

Das Luſtſpiel,[1] welches Sie mir vor einiger Zeit geſendet, hätte ich gerne auf das Theater gebracht, um die Wirkung davon zu erfahren; allein ich konnte die zwei Frauenzimmer, welche in Mannskleidern erſcheinen müſſen, nicht ſo austheilen, daß ich gegründete Hoffnung des Gelingens hätte faſſen können. Will der Verfaſſer es auf andern Theatern verſuchen, ſo wüßte ich nichts dagegen zu erinnern.

Denn es ſteht überhaupt mit den Concurrenzſtücken wunderlich. Es ſind dreyzehen angekommen, davon keines aufzuführen war, ob man gleich einigen manches Verdienſt zuſprechen mußte.

Uns haben dieſe Erſcheinungen Vergnügen und Belehrung gegeben, wollte man aber öffentlich darüber ſprechen; ſo wäre mehr Zeitaufwand nöthig, als das Reſultat werth ſeyn könnte. Vielleicht ſpreche ich einmal, im Vorbeygehen, bey anderer Gelegenheit, davon . . .

Leben Sie recht wohl und thätig und gedenken mein.

Jena am 13. May 1802. Goethe.

1005.

An Herder.

Mit herzlichem Dancke empfinde ich die Neigung mit der du das geſtrige Geſchäft[2] vollbracht haſt, empfehle dir den Knaben auch für die Zukunft und lege die Note bey.

Weimar d. 14. Jun. 1802. Goethe.

---

[1] Ein Intriguenluſtſpiel, das Schlegel, ohne ſich als Autor zu nennen, zur Luſtſpielkonkurrenz eingeſandt hatte.

[2] Auguſts Konfirmation.

1006.*

An Schiller.

Es geht mit allen Geschäften wie mit der Ehe, man denkt wunder was man zu Stande gebracht habe, wenn man copulirt ist und nun geht der Teufel erst recht los. Das macht weil nichts in der Welt einzeln steht und irgend ein Wirksames, nicht als ein Ende, sondern als ein Anfang betrachtet werden muß.

Verzeihen Sie mir diese pragmatische Reflexion zum Anfange meines Briefs, einige mehr oder weniger bedeutende Geschäfte, die mir dieses Jahr aufliegen, nöthigen mir diese Betrachtung ab. Ich glaubte sie abzuthun und sehe nun erst was sich für die Zukunft daraus entwickelt.

Gestern Abend habe ich die neunte Vorstellung[1] überstanden. 1500 rthlr. sind eingenommen und jedermann ist mit dem Hause zufrieden. Man sitzt, sieht und hört gut und findet, für sein Geld, immer noch einen Platz. Mit fünf- bis sechstehalbhundert Menschen kann sich niemand über Unbequemlichkeit beschweren.

Unsere Vorstellungen waren:

Was wir bringen und Titus . . .	672	Personen
„ „ „ und die Brüder[2] .	467	„
Wallenstein	241	„
Die Müllerin[3]	226	„
Die beyden Klingsberge	96	„
Tancred	148	„

[1] Die Eröffnungsvorstellung des Theaters in Lauchstedt — Goethes Vorspiel „Was wir bringen“ und Mozarts „Titus“ — hatte am 26. Juni stattgefunden.

[2] Lustspiel in vier Akten von Einsiedel nach Terenz.

[3] Oper in drei Akten von Paisiello.

Wallenſtein auf Verlangen	149	Perſonen
Oberon[1]	531	„
Der Fremde[2]	476	„

Es kommt darauf an daß eine geſchickte Wahl der Stücke, bezüglich auf die Tage, getroffen werde, ſo kann man auch für die Zukunft gute Einnahmen hoffen. Überhaupt iſt es mir nicht bange das Geld, was in der Gegend zu ſolchem Genuß beſtimmt ſeyn kann, ja etwas mehr, in die Kaſſe zu ziehen. Die Studenten ſind ein närriſches Volk, dem man nicht Feind ſeyn kann und das ſich mit einigem Geſchick recht gut lenken läßt. Die erſten Tage waren ſie muſterhaft ruhig, nachher fanden ſich einige ſehr verzeihliche Unarten ein, die aber, worauf ich hauptſächlich Acht gebe, ſich nicht wie ein Schneeball fortwälzen, ſondern nur momentan und, wenn man billig ſeyn will, durch äußere Umſtände gewiſſermaßen provocirt waren. Der gebildetere Theil, der mir alles zu Liebe thun möchte, entſchuldigt ſich deshalb, mit einer gewiſſen Ängſtlichkeit, und ich ſuche die Sache, ſowohl in Worten, als in der That, im Ganzen läßlich zu nehmen, da mir doch überhaupt von dieſer Seite nur um ein Experiment zu thun ſeyn kann.

Auch ein eigenes Experiment mache ich auf unſere Geſellſchaft ſelbſt, indem ich mich unter ſo vielen Fremden auch als ein Fremder in das Schauſpielhaus ſetze. Mich dünkt ich habe das Ganze ſowohl, als das Einzelne, mit ſeinen Vorzügen und Mängeln noch nicht ſo lebhaft angeſchaut.

Mein alter Wunſch, in Abſicht auf die poetiſchen Productionen, iſt mir auch hier wieder lebhaft geworden:

---

[1] Oper in drei Akten von Wranitzky. — In Bezug auf dieſe Vorſtellung ſchreibt Goethe an Kirms: „Die letzte Vorſtellung des Oberons war, außer der Jagemann, kaum auszuhalten. Die Studenten haben Benda und die Teller ausgelacht, welches man ihnen keineswegs übel nehmen konnte.“

[2] Luſtſpiel in vier Akten von Iffland.

daß es Ihnen möglich seyn könnte, gleich anfangs concentrirter zu arbeiten, damit Sie mehr Productionen und, ich darf wohl sagen, theatralisch wirksamere lieferten. Das Epitomisiren eines poetischen Werks, das zuerst in eine große Weite und Breite angelegt war, bringt ein Schwanken zwischen Skizze und Ausführung hervor, das dem ganz befriedigenden Effect durchaus schädlich ist. Wir andern, die wir wissen woran wir sind, empfinden dabey eine gewisse Unbehaglichkeit und das Publikum kommt in eine Art von Schwanken, wodurch geringere Productionen in Avantage gesetzt werden. Lassen Sie das, was ich hier aus dem Stegreife sage, einen Text unserer künftigen Unterredung seyn ...

Lauchstädt am 5. Juli 1802. G.

1007.

An Schiller.

Ob ich gleich von meinem hiesigen Aufenthalt wenig Productives rühmen kann und sonst eigentlich nicht wüßte warum ich hier seyn sollte; so will ich doch wieder von mir hören lassen und Ihnen im allgemeinen sagen, wie es mit mir aussieht.

Heute bin ich 14 Tage da und da ich auch sonst hier so viel Zeit brauchte um mich in Positur zu setzen; so will ich sehen ob von nun an die Thätigkeit gesegneter wird. Einige unangenehme äußere Vorfälle, die zufälligerweise auch auf mich stärker, als unter andern Umständen einwirkten, haben mich auch hin und wieder retardirt. Selbst daß ich morgens badete war meinen Vorsätzen nicht günstig.

Hier haben Sie also die negative Seite. Dagegen habe ich einiges erfunden das auf die Zukunft etwas verspricht, besonders auch sind gewisse Betrachtungen und Erfahrungen

im naturhiſtoriſchen Fache nicht unfruchtbar geblieben. Einige Lücken in der Lehre der Metamorphoſe der Inſecten habe ich nach Wunſch ausgefüllt. Bey dieſer Arbeit iſt, wie Sie wiſſen, mir nur darum zu thun, daß die ſchon gefundnen Formeln anwendbarer werden und alſo gehaltvoller erſcheinen, und daß man gedrängt werde neue Formeln zu erfinden; oder vielmehr die alten zu potentiiren. Vielleicht kann ich bald von beyden Operationen erfreuliche Beyſpiele geben.

Das Vorſpiel habe ich nochmals durchgeſehen und es an Cotta abgeſchickt. Es mag nun auch in der weiten Welt graſſiren.

Wegen des Honorars habe ich es in Suspenſo gelaſſen und nur geäußert: daß ich von meiner Seite auf Sie zu compromittiren in jedem Falle gern geſinnt bin. Es kann ja ohnehin nur von etwas auf oder ab hier die Rede ſeyn.

Ich bin neugierig ob Ihnen die Muſe günſtiger war, und ob ſie mir vielleicht auch in dieſen letzten Tagen noch etwas beſcheren mag.[1]

Die Erſcheinung von einem friedlich Beſitz nehmenden Heere[2] wird Ihnen einige Tage Unterhaltung geben. Was mich betrifft, ſo will ich, wo möglich, dieſe Expedition in der Stille abwarten und hinterdrein vernehmen wie es abgelaufen iſt.

Leben Sie recht wohl. Sagen Sie mir ein Wort und tröſten mich über meine lange Entfernung von Ihnen, welche nur durch eine bedeutende Fruchtbarkeit einigermaßen entſchuldigt und entſchädigt werden könnte.

Jena am 17. Aug. 1802. G.

[1] Das Tagebuch vermerkt am 6. Auguſt: „An Eugenien gedacht.“ Und in den „Tag- und Jahresheften“ 1802 berichtet er: „Unter allen Tumulten dieſes Jahres ließ ich doch nicht ab, meinen Liebling Eugenien im ſtillen zu hegen. Da mir das Ganze vollkommen gegenwärtig war, ſo arbeitete ich am Einzelnen, wie ich ging und ſtand, daher denn auch die große Ausführlichkeit zu erklären iſt, indem ich mich auf den jedesmaligen einzelnen Punkt konzentrierte, der unmittelbar in die Anſchauung treten ſollte.“ „Eugenie“ erhielt ſpäter den Titel „Die natürliche Tochter“.

[2] Uebernahme Erfurts durch die Preußen.

1008.*

An Zelter.

Seitdem Sie, werther Herr Zelter, nichts von mir vernommen, bin ich, ohne eine weite Reiſe zu machen, meiſt von Hauſe entfernt geweſen. In Lauchſtädt hatte ich dem Bau eines neuen Theaters vorzuſtehen und die Eröffnung deſſelben einzuleiten, wobey denn, wie gewöhnlich, in ſolchen Fällen, für das Vergnügen anderer mit wenig eigenem Vergnügen zu ſorgen war. Sodann verweilte ich eine Zeitlang in Jena, in litterariſcher und bibliothekariſcher Einſamkeit; doch haben weder Lärm noch Stille dießmal etwas hervorgebracht woran der Tonkünſtler ſein Behagen finden könnte. Wir wollen hoffen daß eine freundſchaftliche Geſelligkeit des Winters uns wieder manchmal in einen lyriſchen Zuſtand verſetzen wird, welches dann wohl am ſicherſten geſchähe, wenn Sie Ihren Vorſatz ausführten und wieder zu uns kämen. Geben Sie mir doch hierüber bey Zeiten eine freundliche Gewißheit . . .

Das Vorſpiel, das ich zu der Eröffnung des Lauchſtädter Theaters gemacht habe, werden Sie bald gedruckt ſehen. Anfangs hatte ich keine Neigung es heraus zu geben, weil alles auf die Gelegenheit, den Moment, die Individualität des Perſonals, die Gewalt der Muſik und der übrigen ſinnlichen Darſtellung berechnet war, nun mag denn aber was auf dem Papiere ſtehen geblieben iſt, auch in die Welt gehen und wirken ſo gut es kann.

Geben Sie mir bald ein Zeichen Ihres Andenkens.

Weimar d. 31. Aug. 1802.

Goethe.

1009.

An Schelling.

Für die überschickten Hefte der Menechmen[1] danke recht sehr. Ich wünsche, daß die Übersetzung im Ganzen sich zu dem Theater eignen möge. Auf den wenigen Blättern vorn herein, die ich durchlesen konnte, scheint mir die Sprache innerhalb des Verses nicht gewandt und klar genug; doch vielleicht giebt sich das in der Folge und es läßt sich der Anfang alsdann noch einmal durcharbeiten.

Wegen der bewußten Angelegenheit[2] wünsche ich Sie freilich zu sprechen. Möchten Sie vielleicht nächsten Mittwoch herüberkommen? da Sie dann, auf alle Fälle, an meinen kleinen Familientisch geladen sind; wenn ich auch selbst, wie es mir widerfahren kann, etwa nicht zu Hause speisen sollte.

Der ich in Hoffnung, Sie bald zu sehen, recht wohl zu leben wünsche.

Weimar, am 18. September 1802.

Goethe.

---

[1] Schelling hatte den ersten Akt seiner Uebersetzung der Shakespeareschen Menechmen („Komödie der Irrungen") übersandt.

[2] Die Angelegenheit der Scheidung Carolinens von A. W. Schlegel, für deren Herbeiführung Goethe seine Unterstützung versprochen hatte. Am 2. Oktober schrieb ihm Schelling: „Zugleich folgt der Entwurf einer Bittschrift an Se. Durchlaucht in der bewußten Angelegenheit. Sie waren so gütig zu erlauben daß sie Ihnen zuvor zugeschickt werde." Und bald darauf: „Hier folgt Ihrer Erlaubniß gemäß das Bittschreiben, welches ganz so abgefaßt ist, wie Sie es schon gelesen, ohne weitere Veränderung oder Zuthat. Hoffentlich sind die äußeren Formalien alle richtig beobachtet. Es hängt nun von Ihrer gütigen Verwendung ab, der Sache guten Erfolg und günstige Wendung zu verschaffen. Mme. Schlegel legt sie nochmals mit dem größten Zutrauen und Dankbarkeit in Ihre Hände. Es muß Sie nicht befremden, wenn Schlegel seine Verpflichtungen deßhalb gegen Sie nicht ausdrückt, da er dem ersten Vorsatz gemäß über diesen Punct der Sache ununterrichtet geblieben ist." — Caroline, als Tochter des berühmten Orientalisten Michaelis am 2. September 1763 geboren, hatte 1784 den Bergmedikus Böhmer geheiratet, 1788 war sie Witwe geworden. Im Juli 1796 hatte sie sich mit A. W. Schlegel vermählt. Carolinens Tochter aus erster Ehe, Auguste, starb im Juli 1800 in Boklet, wohin sich Caroline mit ihr

1010.

An den Herzog Karl August.

Ew. Durchl.

haben mir den Brief des jungen Jagemann,[1] aus Paris, mitzutheilen geruht und befohlen, daß ich darüber meine Gedanken äußern möge. Ich thue dieſes um ſo lieber, als ich aus demſelben ſehe, daß der junge Mann Geſinnungen eines Künſtlers zeigt, der etwas zu leiſten gedenkt.

Es iſt ſchon eine ſchöne Einleitung, wenn man die Vorzüge der Alten und unter den neuern beſonders Rafaels zu ſchätzen weiß; aber auch hier liegt ein Abweg an der Seite. Denn indem man die höchſte Vollkommenheit, die freylich weit genug von uns, in einer unerreichbaren Region zu Hauſe iſt, unverrückt im Auge hat und auf ſie loszugehen glaubt; ſo ſchätzt man nicht genug das nähere Verdienſt, das auf den Zwiſchenſtufen ſteht, von dem und an dem gar manches zu lernen iſt. Deſto angenehmer war mirs zu ſehen, wie der junge Jagemann von David[2] und ſeiner Schule denkt und den Vorſatz gefaßt hat daher den möglichſten Vortheil zu ziehen.

Nicht weniger findet er ſchöne Gelegenheit, da jetzt nach Paris ſo viel zuſammengebracht iſt, den hiſtoriſchen Theil der Kunſt zu ſtudiren und die Tugenden ſo mancher

---

und Schelling zur Kur hinbegeben hatte. Schelling hatte in Auguſte die ihm zugedachte Lebensgefährtin verloren, hatte jedoch, wie ein Brief Auguſtens erkennen läßt, längſt ſchon Caroline geliebt, während Carolinens Ehe mit Schlegel, auch durch des letzteren längeren Aufenthalt in Berlin, ſich immer mehr lockerte. Am 17. Mai 1803 wurde Caroline von Schlegel geſchieden; am 26. Juni heiratete ſie Schelling, deſſen Vater ſie traute. Dieſe glückliche Ehe wurde am 7. September 1809 durch Carolinens frühen Tod zerriſſen.

[1] Maler Ferdinand Jagemann (1780—1820), Bruder der Schauſpielerin und Sängerin; der Herzog ließ ihn in Wien und Paris ſtudieren.

[2] Maler Jacques Louis David (1748—1802).

Schulen und Meiſter kennen zu lernen. Denn ein liberales Anerkennen aller Talente, die wir gewahr werden, iſt eine ſchöne Eigenſchaft eines gebildeten Menſchen, beſonders aber eines Künſtlers, die er früh zu erwerben ſuchen wird, wenn er ſich überzeugt daß er nur dann ſeine eigne Fähigkeiten zu beurtheilen im Stande iſt, wenn er gegen die Fähigkeiten der andern gerecht zu ſeyn verſteht. In allen dieſen Rückſichten gönne ich dem jungen Jagemann von Herzen das Glück eines längern Aufenthaltes in Paris und bin, nach ſeinen erſten Schritten, überzeugt, daß er dieſe Vortheile auf das beſte nutzen wird.

W. den 28. Sept. 1802.

Ew. Durchl.
unterthänigſter
Goethe.

1011.

An Clemens Brentano.

Unter denen, vor mehr als Einem Jahr, eingeſchickten Luſtſpielen[1] zeichnete ſich das hier zurückkommende, durch ſeinen guten Humor und angenehme Lieder, beſonders aus.

[1] Brentano (geb. 8. Sept. 1788), Enkel der Sophie La Roche, Sohn von Goethe's Jugendliebe Maximiliane, hatte aus Anlaß der in den Propyläen geſtellten dramatiſchen Preisaufgabe ein Luſtſpiel eingeſandt: „Die Arbeit, die ich überſchickt habe heißt Ponce von Leon, als ich ſie nach Weimar ſchickte, rührte mich die Hofnung ſehr, Etwas über mein Talent zu hören, das meinen Arbeiten in dieſer ängſtlichen kritiſchen Zeit, Muth oder Ende machen ſollte, ich habe nachher oft mit kindiſcher Bangigkeit die Blätter durchſucht, in denen ich hoffen konnte, eine Nachricht über das Schikſal der Kritiken zu erhalten, das war umſonſt, und das mancherlei Gerede, das ich vernahm, wie keine Kritiken erfolgen würden, da alle Arbeiten zu ſehr unter der Kritik ſtünden, hat mich ganz niedergeſchlagen. Die letzte Freude, die mir nun mein armer Ponce machen kann, will ich mir nun nicht nehmen laßen, es iſt die, ihn aus Ihren Händen zurückzuerhalten, und der Gedanke, eine eigne Arbeit zu beſitzen, der ſie vielleicht einige Blicke geſchenkt haben. Aber ich fühle hier, daß ſelbſt die Hoffnung eine Reliquie iſt, indem ich Sie um die Zurückſendung des Manuſkriptes bitte, wenn wirklich keine Kritiken erfolgen dürften."

Eine öffentliche Recenſion unterblieb, weil keine der eingeſendeten Arbeiten eine Darſtellung auf dem Theater zu vertragen ſchien, und da wir die verſiegelten Zettel zu eröffnen kein Recht hatten, warteten wir ab, bis die Stücke zurück gefordert würden, welches nach und nach geſchehen iſt. Nach Ihrem Begehren erhalten Sie alſo auch das Ihrige, mit Dank für die Unterhaltung die Sie uns dadurch verſchafft haben.

Weimar am 16. Octobr. 1802.

J. W. v. Goethe.

1012.

An Zelter.

Der Fall,[1] mein wertheſter Herr Zelter, wegen deſſen Sie ſich an mich wenden, iſt gewöhnlich, aber bedenklich. Der Menſch löſt ſich freylich gar zu geſchwind von denen los, denen er noch manchen Rath und Beyſtand verdanken könnte, doch dieſe Unart dient zu ſeinem Glück, wenn er ſich dereinſt ſelbſt helfen muß und jeden Rath und Beyſtand entbehrt. Die Schwierigkeit bleibt immer, bey Jungen und Alten, daß derjenige, der ſein eigner Herr ſeyn will, ſich auch ſelbſt zu beherrſchen wiſſe, und dieſer Punct wird in der Erziehung, aus mehr als Einer Urſache, verabſäumt. Die Weiſe, wie ich darüber denke, benimmt mir alle Hoffnung an ein ſchriftliches Wirken gegen Entfernte und gewiſſermaßen Fremde. In der Gegenwart läßt ſich manches leiſten; aber nur durch ſtetige Behandlung.

---

[1] Zelter hatte ihn gebeten, er möchte auf den jungen Steffany, Zelters Stiefſohn, einwirken durch „einige ernſthafte Worte, die meinem Sohn, der Ihren Namen vergöttert, zugleich zum Heil würden.“

Das zurückgezogene Weſen des jungen Steffany kenne ich auch an ihm und andern jungen Leuten. Jeder gebildete Mann benimmt ihnen gleich völlig alle Freyheit, und ſie mögen ſich nicht gerne da befinden, wo ſie ſich zu weit zurück, ja vielleicht gar in einem Gegenſatz fühlen.

Wie gern möchte ich mit Ihnen eine ſolche Materie durchſprechen, die, weil ſie ſich an alles anſchließt, ſchriftlich ſo ſchwer zu behandeln iſt.

Noch habe ich nicht alle Hoffnung verloren, Sie dieſen Winter bey uns zu ſehen. Prof. Meyer[1] heyrathet und iſt ausgezogen. Sie finden deshalb ein leidlicher Quartier.

Voß hat, wie Sie wohl wiſſen, Eutin verlaſſen und ſich in Jena angekauft. Er wünſcht ſehnlich, mit uns andern, Sie wieder zu ſehen.

Wenn ich gegenwärtig von kleinen Gedichten nichts ſchicke, ſo verzeihen Sie. Ich bin eben im Begriff eine Partie derſelben durchzuarbeiten und mag ſie gern zuſammenhalten, bis ich an jedem in ſeiner Art nichts weiter thun kann.

Wenn Sie Ihren Sohn in die Welt ſchicken; ſo laſſen Sie ihn bey mir vorbey gehen. Haben Sie die Güte ſich des jungen Steffanys ferner anzunehmen und beſuchen uns ſobald es möglich iſt.

Weimar am 3. Nov. 1802. Goethe.

1013.

An Friederike Unzelmann.[2]

Ihr Sohn,[3] liebe kleine Freundin, iſt glücklich angekommen, ſeine Perſon ſowie ſein Betragen ſind gefällig; auch habe

[1] Goethes bisheriger Hausgenoſſe.
[2] Bd. IV, S. 208.
[3] Carl Unzelmann, geb. 1786.

ich ihm ſchon einiges leſen laſſen, und er hat ſich aus den verſchiedenen Aufgaben recht gut herausgezogen. Auf dem Theater[1] hoffe ich, ſoll er bald zu Hauſe ſeyn und unſer Wunſch in Erfüllung gehen, wenn er ſich nur gehörig applicirt.

An den Profeſſor Käſtner,[2] der Ihnen ſelbſt ſchreiben wird, laſſe ich monatlich 24 rthlr auszahlen; davon gehen ab 19 rthlr 8 gr für Koſt, Logis pp und die überbleibenden 4 rthlr 16 gr ſind zu Muſik- und andern Stunden beſtimmt. Sie geben, wie ich höre, dem Knaben noch ein anſehnliches Taſchengeld, wovon er, wenn er wirthſchaften lernt, manches beſtreiten kann; auch ſorgen Sie für Kleidung pp. Möge er Ihnen das alles durch ſeine Fortſchritte lohnen!

Wegen der vierteljährigen 50 rthlr ſchicke ich gelegentlich eine Anweiſung. Gegen Weihnachten hören Sie mehr von mir. Wie ſehr werde ich mich freuen, wenn der Knabe ſich dergeſtalt ausbildet, um einigermaßen neben ſeiner Mutter erſcheinen zu können.

Leben Sie recht wohl und meiner eingedenck. Gegen Neu Jahr hören Sie wieder von mir.

W. d. 10. Nov. 1802.

Goethe.

1014.

An die Mitglieder der Hofkapelle.

Fürſtl. Hof-Theater Commiſſion hat, mit äußerſtem Mißfallen, vernommen, daß die Glieder der ihr untergeordneten Fürſtl. Hofkapelle ſich unterfangen, vor einigen Tagen, eine

[1] Er trat zuerſt am 29. November als „Görge“ in Walls „Die beiden Billets“ auf, vergl. Brief 1017.

[2] Gymnaſialprofeſſor Joh. Fr. Käſtner.

Verſammlung in dem Comödienhauſe zu verabreden. Dieſer ungebührliche Schritt wird denſelben hiermit nachdrücklich verwieſen und dergleichen geſetzwidrige Zuſammenkünfte, ſo wie jede von ſämmtlichen Mitgliedern etwa zu unterzeichnende oder in ihrem Nahmen zu überreichende Vorſtellung, alles Ernſtes, unter Androhung mißliebiger Verfügungen, ausdrücklich, unterſagt; wogegen jedem Einzelnen der bisherige Weg der Regiſtratur, bey fürſtl. Hofkanzley, zu Darlegung beſcheidner Wünſche, unbenommen bleibt.

Weimar am 15. Nov. 1802.

1015.

An J. H. Voß.

(30. November.)

Durchlaucht der Herzog, der Ihnen, verehrter Mann, gern etwas Angenehmes zum Eintritt in ſein Land erzeigte, hat hiervon durch Ertheilung der Schriftſäſſigkeit ein Merkmal zu geben geglaubt. Ihre Jenaiſchen Freunde werden das Angenehme, das mit dieſem Privilegio verbunden iſt, bald erklären. Ich lege die Copie deſſen, was an fürſtliche Regierung ergangen, hier bei.

Sie erhalten zugleich einige Arbeiten,[1] die gewiſſermaßen nur durch unmittelbare theatraliſche Zwecke entſchuldigt werden können. Ich würde ſie Ihnen nicht vorlegen, wenn ich nicht wünſchte Ihre Meynung über unſern zehen- oder eilfſilbigen Jambus näher zu vernehmen.

Wenn ich das Vergnügen habe Sie wieder zu ſehen, ſo erlauben Sie mir wohl über eines und das andere anzufragen

[1] „Was wir bringen“ und die Ueberſetzungen des „Mahomet“ und des „Tancred“.

und zu Erleichterung meiner Absicht, einige Scenen gegenwärtiger Stücke mit Ihnen durchzugehen. So wie ich überhaupt noch einige andere dramatische Angelegenheiten an Sie zu bringen wünschte.

Möchten Sie doch bei dem endlich eintretenden unfreundlichen Wetter sich recht wohl befinden und meiner freundschaftlich gedenken.

1016.

An den Herzog Karl August.

(Ende November.)

Durchlauchtigster pp.

Ew. pp. haben uns, mittelst Rescripts[1] vom 5ten dieses, zu befehligen gnädigst geruht: über die Bedenklichkeiten, welche der Anstellung des Concertmeisters Destouches bey dem Unterricht des Chori musici alhier entgegen stehen, unterthänigst gutachtlichen Bericht zu erstatten, und wir verfehlen nicht, diesem höchsten Befehle submisseste Folge zu leisten.

Da man, von Seiten fürstl. Theatercommission, ohne Mitwirkung des Chores, die Aufführung der Oper zu leisten nicht im Stande wäre; so hat es ihr freylich wünschenswerth geschienen, wenn ein und dieselbe Person an beyden Orten Einfluß haben könnte.

Wird der künftige musikalische Unterricht, bey hiesigem Gymnasio, dergestalt eingeleitet, daß für ein tüchtiges Fundament gesorgt ist; werden, bey geistlichen Handlungen, solche Stücke aufgeführt, die aus dem wahren Charakter

[1] Veranlaßt durch Herders Einspruch gegen die Heranziehung des Seminar- und Gymnasialchores, der übrigens erfolglos blieb.

einer Kirchenmuſik nicht heraus treten; ſo wird es den jungen Leuten, in der Folge, weder an Geſchick noch Geſchmack fehlen, dieſen Theil ihrer Pflichten zu erfüllen.

Von Seiten des Theaters hat man gegenwärtig ſchon die Einrichtung getroffen, daß die Proben von 11—12 und Abends von 4 Uhr an gehalten werden; auch wird hierinn zu beyderſeitiger Zufriedenheit vollkommene Ordnung beſtehen können, wenn der Concertmeiſter Destouches die dortigen Verhältniſſe kennt und ſeine Incumbenzen zu vereinigen ſucht.

Außer allen Zweifel ſcheint es geſetzt zu ſeyn, daß ſchon dadurch viel Zeit und Mühe erſpart wird, wenn ein Lehrer mit ſeinen Schülern etwas unternimmt, die er kennt, die ſeine Methode gewohnt ſind und die er auf mehr als eine Weiſe zu üben verpflichtet iſt.

Was der Concertmeiſter Destouches[1] bey dem Gymnaſio, unbeſchadet ſeines Dienſtes bey Hof und Theater, zu leiſten gedenkt, iſt von demſelben in der Beylage verzeichnet worden.

Wie wir nun die deßfallſigen Entſchlüſſe Ew. Hochfürſtl. Durchl. in ſchuldigſter Devotion, ſo wie die allenfallſige Remuneration deſſelben, anheim geben; ſo können wir nicht unbemerkt laſſen: daß es bey einer Sache, die ſo mancherley Seiten hat, und wobey ſo viel auf perſönliche Verhältniſſe ankommt, vielleicht räthlich ſeyn möchte die Einrichtung, nur zum Verſuch, auf eine gewiſſe Zeit zu treffen und von der Erfahrung zu erwarten, in wie fern die concurrirenden und, hie und da, vielleicht ſtreitenden Intereſſen vereinigt werden könnten.

Die wir pp.

---

[1] Als Nachfolger des verſtorbenen Kantors Rempt.

1017.

An Friederike Unzelmann.

Ihr Söhnlein, meine liebe kleine Freundin, iſt, wie Sie aus beyliegendem Zettel ſehen werden, nunmehr aufgetreten und hat ſich dabey als einen wackren Sohn gezeigt. Er beſitzt von Natur gar manches, was durch keine Mühe erworben wird, bildet er das aus, und ſucht zu überwinden was ihm etwa entgegenſteht; ſo können Sie Freude an ihm erleben.

Nachdem ich ſein Talent hie und da verſucht hatte, kam ich auf den einfachen Gedanken ihm den Gürge in den beyden Billets zu geben, den ſoll er nun auch im Stammbaum[1] und im Bürgergeneral machen, wobey manches zu lernen iſt. Das erſtemal übereilte er die Rolle zu ſehr; weil aber jederman das Stück gleichſam auswendig weiß und er ſich ſehr dreiſt, gewandt und artig benahm, auch einige naive Hauptſtellen glücklich heraushob; ſo gewann er ſich Gunſt und Beyfall, die ſich, hoffe ich, nicht vermindern ſollen.

Er hat Luſt zu dem Bruder des Mädchens von Marienburg[2] bewieſen, eine Rolle die ihm unſer Becker abtritt, mit dem er überhaupt in gutem Verhältniß ſteht, deſſen Dauer ich wünſche. Ich werde, ehe er auftritt, jedesmal ſeine Rolle, es ſey auf dem Theater, oder im Zimmer, hören, um zu ſehen, wo es hinaus geht. An fortdauernden Erinnerungen, beſonders, anfangs, wegen des techniſchen, ſoll es nicht fehlen. Übrigens kann man bey ſeinem Talent dem Glück und der Routine viel überlaſſen.

Bey einer Theaterdirecktion iſt, wie Sie wiſſen, wenig Freude und Troſt zu erleben, indeſſen hoffe und wünſche ich, daß er mir die Zufriedenheit, die ich mir, in der Folge, von ihm verſpreche, nicht verkümmern werde.

---

[1] Schauſpiel in fünf Akten von Kratter.

[2] Schauſpiel von Kratter, bearbeitet von Vulpius.

Gegen Weihnachten will ich, mit ſeinem Hausvater, dem Profeſſor Käſtner, ein ausführliches Geſpräch halten, der bis dahin ſchon mehr Gelegenheit hat ihn kennen zu lernen.

Theilen Sie meinen Brief Ihrem werthen Gatten, nebſt vielen Empfehlungen, mit. Jedermann will den Vater in dieſem Sprößling ſehen, möge er doch bey uns recht wohl gedeihen!

Ich drücke Ihnen die Hand und küſſe Ihre freundlichen Augen. W. d. 2. Dez. 1802. Goethe.

1018.

An Zelter.

Wenn ich in dieſen trüben Tagen an erheiternde Gegenſtände dachte; ſo erinnerte ich mich öfters Ihrer vorjährigen erfreulichen Gegenwart. Die Hoffnung Sie bald wieder zu ſehen iſt gering, und doch iſt mein Wunſch daß immer ein Faden zwiſchen uns fortgeſponnen werde.

Nehmen Sie alſo den Grafen und die Zwerge,[1] die ſich hier produciren, freundlich auf, die erſt jetzt, wie mich dünkt, Art und Geſchick haben. Hegen Sie dieſe muntern Wundergeburten im treuen muſikaliſchen Sinne und erheitern Sich und uns einige Winterabende. Nur laſſen Sie das Gedicht nicht aus den Händen, ja, wenn es möglich iſt, halten Sie es geheim.

Mein ganzes Hausweſen denkt Ihrer mit Anhänglichkeit und Liebe.

Weimar am 6. Dec. 1802.

Goethe.

---

[1] Die Ballade erhielt ſpäter den Titel „Hochzeitlied“ („Wir ſingen und ſagen vom Grafen ſo gern“).

1019.

An Schiller.[1]

(16. December.)

Herzlich dancke ich für den freundschaftlichen Anteil. Ein ganz kleines Mädchen ist bey uns glücklich angekommen. Biß jetzt geht alles gut. Die Kleine[2] wird sich Ihres Andenckens recht erfreuen. G.

1020.

An Schiller.

Bey uns geht es nicht gut, wie Sie mir vielleicht gestern in der Oper[3] anmerckten. Der neue Gast wird wohl schwerlich lange verweilen[4] und die Mutter, so gefaßt sie sonst ist, leidet an Körper und Gemüth. Sie empfielt sich Ihnen bestens und fühlt den Werth Ihres Antheils.

Heute Abend hoffe ich doch zu kommen um die Lücken meines Wesens durch die Gegenwart der Freunde auszufüllen.

d. 19. Dez. 1802. G.

1021.

An Genast und Becker.[5]

Die bey dem hiesigen Theater von Zeit zu Zeit bemerkten Mängel und Nachlässigkeiten hat Fürstl. Commission bisher

---

[1] Der erste Brief, der die Adresse trägt „Herrn Hofrat v. Schiller"; am 16. November war das Adelsdiplom aus Wien in Weimar eingetroffen.

[2] Christiane.

[3] „Camilla" von Paer.

[4] Das Kind starb bereits am 21. Dezember.

[5] Die beiden „Wöchner".

deshalb ſtillſchweigend übergangen, weil bey den Mitgliedern überhaupt ein ſo vorzüglicher guter Wille und ein ſchätzbares Anſtrengen herrſchend iſt.

Da aber leider zuletzt manche Unregelmäßigkeiten wiederholt, ja ſogar öffentlich, vorgekommen, ſo ſieht man ſich genöthigt, nachſtehendes zu verordnen:

Sollte ein Mitglied ohne Urlaub verreiſen; eine Probe gänzlich verſäumen, oder beſonders bey Hauptproben aufzutreten verweilen; bey der Aufführung aus irgend einer Scene völlig wegbleiben, oder ſein Auftreten verſpäten; ſollte anderes Unziemliche als Lärm in den Garderoben oder auf dem Theater vorkommen: ſo wird ſolches mit genauer Bemerkung der Umſtände bey dem Rapport folgenden Tages angezeigt, damit nach Befinden der Umſtände die desfallſige Zurechtweiſung und Ahndung vor Ende der Woche ungeſäumt verfügt werden könne.

Weimar den 3. Jänner 1803.

Commissio.

1022.

An Johann Jakob Willemer.[1]

Weimar, den 24. Januar 1803.

Indem ich das kleine artige Stück, als bey uns nicht aufführbar, zurückſende, halte ich es, nach unſern alten freundſchaftlichen Verhältniſſen, für Pflicht, die näheren Urſachen anzugeben:

[1] Geheimrat J. J. Willemer in Frankfurt, der ſpätere Gatte Mariannens. Vorſtehenden Brief hat Goethe in den „Tag- und Jahresheften“ 1803 wiedergegeben. Er bemerkt von Willemers Stück: ... „ein kleines Luſtſpiel mit dem Titel: Der Schädelkenner, die reſpektablen Bemühungen eines Mannes wie Gall lächerlich und verächtlich machend.“

Wir vermeiden auf unſerm Theater, ſo viel möglich, alles, was wiſſenſchaftliche Unterſuchungen vor der Menge herabſetzen könnte, theils aus eigenen Grundſätzen, theils weil die Akademie Jena in unſerer Nähe iſt und es unfreundlich ſcheinen würde, wenn wir das, womit ſich dort mancher ſehr ernſtlich beſchäftigt, hier leicht und lächerlich nehmen wollten.

Gar mancher wiſſenſchaftliche Verſuch, der Natur irgend ein Geheimniß abgewinnen zu wollen, kann theils für ſich, theils auch durch Charlatanerie der Unternehmer, eine lächerliche Seite bieten und man darf dem Komiker nicht verargen, wenn er, im Vorbeygehen, ſich einen kleinen Seitenhieb erlaubt.[1] Darin ſind wir auch keinesweges pedantiſch; aber wir haben ſorgfältig bisher alles, was ſich in einiger Breite auf philoſophiſche oder litterariſche Händel, auf die neue Theorie der Heilkunde u. ſ. w. bezog, vermieden. Aus eben der Urſache möchten wir nicht gern die Galliſche wunderliche Lehre, der es denn doch, ſo wenig als der Lavateriſchen, an einem Fundament fehlen möchte, dem Gelächter Preis geben, beſonders da wir fürchten müßten, manchen unſerer achtenswerthen Zuhörer dadurch verdrießlich zu machen.

Haben Sie übrigens Dank daß Sie bey dieſer Gelegenheit ſich meiner erinnern wollen und erhalten mir auch künftighin ein freundſchaftliches Andenken.

1023.

An W. v. Humboldt.

Wenn der Januar nicht vorbey gehen ſoll, ohne daß ich einen Brief an Sie abſchicke, ſo muß ich mich, aus dem

[1] Wie Goethe zu Beginn des 10. Auftrittes von „Was wir bringen“. („Das ſcheint mir ein Phyſiognomiſt zu ſein“ ꝛc.)

Stegreife, einen Abend, da alles in der Comödie iſt, entſchließen zu dictiren, ohne daß ich eben weiß was ich zu ſagen habe. Denn was könnte ich Ihnen ſagen, da Sie im Genuß alles deſſen ſind[1] über deſſen Entbehren ich zeitlebens nicht zur Ruhe komme. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht beym Anblick des großen Proſpects von Rom, oder irgend einer andern Charte, beſonders da mein Knabe jetzt römiſche Antiquitäten ſtudirt, halb unzufrieden ausrufe: Dieſen Weg können nun die Freunde machen, wenn es ihnen beliebt! Sie gehen um die Coloſſen auf Monte Cavallo, die ich nur noch wenige Minuten in meinem Leben zu ſehen wünſchte, ganz bequem herum und von da hängt es blos von ihnen ab, ſich zu andern köſtlichen Gaſtmahlen hinzubewegen, indeß wir arme Nordländer von den Broſamen leben, die keineswegs vom Tiſche fallen, ſondern die wir uns, noch überdieß, mit Mühe, Zeit und Koſten zu verſchaffen haben. Damit Sie aber geneigt werden, mir zu jeder Stunde auch nur das Augenblicklichſte Ihres Zuſtandes zu melden; ſo will ich, ohne Bedenken, ob das was ich ſchreibe auch werth ſey eine ſo große Reiſe zu machen, hiermit folgendes erzählen.

Eine Indiſpoſition, die mich übrigens an einer leidlichen Stubenexiſtenz nicht hindert, hält mich, ſeit dem Anfange dieſes Jahrs, zu Hauſe, hier ſind die 1400 Mionnetiſchen Schwefelpaſten antiker Münzen,[2] für die Anſchauung ein großer Gewinn. Ich habe ſie ſo lange angeſehen und von allen Seiten betrachtet, bis ich fremder Hülfe bedurfte, dann nahm ich Eckhels[3] fürtreffliches Werk vor, und freute mich an der breiten Erfahrung, an dem ſchön geordneten

[1] Humboldt befand ſich in Rom.
[2] Sammlung des Numismatikers Th. Edmond Mionnet (1770—1842).
[3] Numismatiker Joſ. Hilarius v. Eckhel (1737—98).

Vortrag, an der großen Redlichkeit zum Geſchäft und der daraus herfließenden durchgängigen Treue.

Wie angenehm iſt mirs, keinen Widerſpruch mit meinen eignen Anſichten und zugleich das ganze hiſtoriſche Bedürfniß ſo kräftig und zweckmäßig dargeſtellt zu finden.

Hierzu tritt noch Meyer mit ſeinem ſcharfen Blick in die Unterſcheidungszeichen der Kunſtepochen, dadurch denn eine ſchöne Unterhaltung bewirckt wird.

So ſieht es alſo von dieſer Seite, wenigſtens im kleinen Format, noch ziemlich leidlich aus! Ferner ſind mir einige eigenhändige Radirungen trefflicher Meiſter, dieſe Tage, zugekommen, wodurch ich in die Eigenthümlichkeit ihres Naturells und ihrer Studien ganz erfreuliche Blicke werfen konnte, ſo wie die Kenntniß des Ganzen doch immer dadurch erhalten und aufgefriſcht wird.

Die Stunden, in welchen etwas Productionsähnliches bey mir ſich zeigte, habe ich auf die neue Ausgabe meiner Überſetzung des Cellini verwandt, wozu ich, in einem Anhang, einiges hinzufüge, das den Zuſtand damaliger Zeit und Kunſt einigermaßen näher bringen ſoll. Wenn Sie es künftig einmal in Rom leſen, ſo haben Sie Nachſicht! Es ſind mehr Nachklänge als daß es der Ton ſelbſt wäre.

Schiller wird wohl ſelbſt ſchreiben. Ich habe ihn in mehrern Tagen nicht geſehen, er hält ſich auch zu Hauſe, um eine Arbeit[1] zu vollenden, die er ſehr glücklich angefangen hat.

Meyer hat ſich in dieſen Tagen verheirathet und iſt, wie billig, in ſeiner eignen Häuslichkeit geſchäftig.

So haben Sie alſo, von einem ziemlich einſamen Freund aus Norden, wo es ſeit länger als vierzehn Tagen, ohne Schnee, ſehr heiter kalt iſt, die erſten Nachrichten. Ich werde fortfahren, gegen Ende jedes Monats Ihnen ein Blatt

[1] „Braut von Meſſina“.

ſolcher Confeſſionen zu ſchicken und bitte mir das Gleiche aus. Ich weiß von Alters her, daß man entfernten Freunden gar nicht ſchreibt, wenn man darauf warten will, bis man ihnen etwas zu ſchreiben hat. Daß ich Ihnen beyden[1] für die Nachrichten von Florenz und für alle freundliche Erinnerung von Herzen danke, verſteht ſich. Können Sie mir, da Sie wiſſen was mich freut, gelegentlich etwas ſchicken, ſo werden Sie mich ſehr verbinden. Bezeichnen Sie mir nur, ohne Umſtände, Ihren Geſchäftsträger, dem ich die Auslagen ſogleich erſtatten kann. Vielleicht nimmt Fernow[2] was mit? Denn man wünſcht doch immer wieder, durch etwas Gutes, neu gereizt zu werden. Bey meiner Durchreiſe durch Kaſſel bemerkte ich einen ſehr ſchönen Kopf in Marmor, einer wahrhaften Venus Urania, davon ich jetzt einen Abguß beſitze; leider iſt das Original beſchädigt und der Abguß ungeſchickt geformt. Und doch macht er mir große Freude. Wie glücklich ſind Sie, in der Nähe ſo mancher unſchätzbaren Originale zu wohnen. Küſſen Sie der Minerva Iustiniani doch ja von mir die Hand.

Wie es jetzt in Rom mit den ſogenannten Ciceronen, mit den Künſtlern und dem Kunſthandel ausſieht, ſchreiben Sie mir doch ja und gedenken Sie mein auf allen ſieben Bergen, ſo wie im Tiberthal, von Ponte Molle bis nach St. Paul fuor de mura, und über alles erhalten Sie ſich geſund.

W. d. 27. Jan. 1803.

Bisher habe ich mich mit den beyden Freunden beſprochen, das fernere ſoll an die liebe Frau beſonders gerichtet ſeyn.

Sie haben mir, durch den Bericht über die Gemählde in Spanien, einen Schatz hinterlaſſen, für den ich Ihnen

---

[1] Humboldt und ſeine Gattin Caroline.

[2] Vergl. Bd. IV, S. 141.

nicht genugsam danken kann. Er wird oft genug consultirt, wenn die Rede davon ist, wohin manches bedeutende Gemählde gekommen sey. Nun werden Sie aber auch mancherley Fragen nicht entgehen, die ich aus Rom von Ihnen beantwortet wünschte.

Zuvörderst wollte ich Sie bitten mir von den lebenden Künstlern einige Nachricht zu geben, und zwar vor allen Dingen von den deutschen. Wer daselbst übrig geblieben, oder neuerlich hingekommen? wie es mit ihrer Persönlichkeit steht und ihren Arbeiten, was sie am besten machen, was sie fertig haben, was sie sich für ihre Arbeiten, wenn man sie bestellte, bezahlen lassen? Besonders wie es mit Reinhardt[1] ist. Sehen Sie sich doch auch nach einem Stuttgarder um, der sich auszeichnen muß, dessen Nahmen ich aber vergessen habe.

Ehemals war auf dem Corso ein Kunsthändler, den man den Genuesen hieß, er hatte meist nur alte Sachen. Besteht er noch? und wie siehts in seinem Laden aus?

Ist vielleicht, aus dieser Sündfluth der Revolution, irgend etwas neues der Art entstanden?

Überhaupt thun Sie es ja, daß Sie mir, wenn Humboldt auch nicht Zeit hat, alle Monate schreiben, Sie sollen in gleicher Epoche einen Brief von mir haben, der wenigstens meinen Zustand ausdruckt, andere Freunde und Freundinnen erden wieder, von andern Seiten, die Fäden fortspinnen, ie Sie mit uns verbinden.

Daß Frau von Wolzogen zurückgekommen ist,[2] wissen Sie wohl schon, daß sie aber von ihrer republikanischen Reise als die entschiedenste Tyrannenfeindin zurückgekommen, ist Ihnen vielleicht noch nicht so ganz klar. Ich muß Sie hiervon benachrichtigen, damit es Sie nicht überrascht, wenn

[1] Der Landschaftsmaler Joh. Christian Reinhardt (1761—1847).

[2] Aus Paris, wo sie sich mit ihrem Gatten, der den Erbprinzen dorthin begleitet, aufgehalten hatte.

uns die Verfaſſerin der Agnes von Lilien nächſtens mit einer Charlotte Corday in Erſtaunen ſetzen ſollte.

Laſſen Sie ſich es auch nicht verdrießen, mir von Jahrszeit und Witterung einiges zu melden, man mag doch gar zu gern wiſſen wie ſich der Himmel in fremden Landen aufführt. Bey uns iſt nach langer anhaltender trockner Kälte ſeit geſtern die erſte Schlittenbahn. Und hiermit meine beſten Wünſche für Ihr Wohl.

W. d. 29. Jan. 1803.

1024.

An Zelter.

Ich begreife recht wohl, daß eine Entſchließung dazu gehört ſeinen Kreis zu verlaſſen und, in dieſer Jahreszeit, auswärtige Freunde aufzuſuchen. Dießmal aber hat mich Ihr abſagender Brief in gar vielfachem Sinne betrübt. Außerdem was wir, für das Allgemeine und Höhere der Kunſt, durch Communication, würden gewonnen haben, bin ich noch in dem beſondern Fall, daß ich, dieſen Winter, mit der Organiſation der Oper und des Orcheſters mehr für die Zukunft als für den Augenblick beſchäftigt bin, wobey ich Ihren Beyſtand mir als ganz unentbehrlich gedacht habe.

Die Wichtigkeit des alten ſprichwörtlichen Rathes: gehe vor die rechte Schmiede! iſt mir früh einleuchtend geweſen; aber was hilft die Einſicht, wenn die Schmiede ſo weit liegt, daß man mit ſeinem Geſchirr ſie nicht erreichen kann.

Ich darf daher die Hoffnung Sie zu ſehen nicht aufgeben und thue deswegen einen Vorſchlag, den Sie freundlich aufnehmen werden.

Wäre es möglich daß Sie mehr oder weniger Zeit fänden einen Ausflug zu uns zu unternehmen; ſo würde ich,

in meiner gegenwärtigen Lage und in Rückſicht des großen Vortheils den ich für die Anſtalten, die mir am Herzen liegen, durch Sie erwarte, mich verpflichtet fühlen Ihnen wenigſtens die Koſten der Hin- und Herreiſe zu erſtatten und für Ihren hieſigen Aufenthalt zu ſorgen. Wollten Sie alsdann die Beſchwerlichkeit der Reiſe und die Verwendung Ihrer koſtbaren Zeit gegen das Vergnügen aufrechnen, das Sie allenfalls bey uns genießen möchten; ſo blieben wir doch nicht in ſo hohem Grad Ihre Schuldner und es ließe ſich vielleicht eine Leitung treffen, daß wir uns, wo nicht mit Ihrem großen Vortheil, doch wenigſtens ohne Ihren ökonomiſchen Nachtheil, auch künftig öfters ſehen könnten.

Bedenken Sie das und ſagen mir Ihre Gedanken über dieſen Vorſchlag, auf den ich um ſo eher eine günſtige Antwort hoffe, als Sie wegen der Zeit keineswegs genirt ſind, und binnen hier und Pfingſten Ihre Ankunft uns jeden Tag willkommen ſeyn würde.

Noch ſteht Ihr Zimmer ruhig und bereit Sie zu empfangen.

Alle Freunde gedenken Ihrer mit Enthuſiasmus, welcher durch die geſtern erſt wieder aufgeführten neuen Compoſitionen des Reiterliedes[1] und der Zwerge[2] aufs neue angefacht worden. Schiller dankt ſehr lebhaft.

Es iſt ein neuer Tenor[3] bey uns angelangt, der eine ſehr ſchöne Stimme hat, aber in jedem Sinne noviz iſt. Was würde ihm und uns ein Wink ſeyn, auf welche Weiſe er ſich weiter zu bilden hätte. Ich nenne nur dieſes einzige Glied aus der Kette der Verbindlichkeiten die wir Ihnen ſchuldig zu werden wünſchten.

---

[1] In „Wallenſteins Lager“.
[2] Goethes „Hochzeitslied“.
[3] Brand.

Daß die Verbeſſerung unſers Theaters und beſonders der Muſik, in Rückſicht der Vermählung unſeres Erbprinzen,[1] und der in dem letzten Viertel des gegenwärtigen Jahres nothwendigen Feſte u. ſ. w. ein ernſthaftes Geſchäft ſey, brauche ich nicht zu ſagen, ſo wie ich meine gethane Vorſchläge und Bitten nicht wiederhole.

Die verlangte, ſehr liebenswürdige Compoſition liegt bey.

Wenn Sie die von Herder ehemals herausgegebenen Volkslieder durchlaufen, ſo wie ſeine zerſtreuten Blätter, finden Sie gewiß manches was Sie anſpricht. Ich wünſche ſehr, daß, in meinen kleinen Conzerten, jener Freund ſich über ſich ſelbſt verwundere, wenn er ſeine Arbeiten durch Ihr Organ wieder vernimmt.

Sagen Sie mir doch ein gründliches Wort wie Sie Madame Mara[2] gefunden?

Leben Sie recht wohl und laſſen mir bald ein erfreuliches Wort hören.

W. d. 10. März 1803. Goethe.

1025.*

An W. v. Humboldt.

(14. März.)

Der Februar iſt vorbeygegangen, ohne daß ich einen Brief an Sie abgelaſſen hätte. Mein Anhang zum Cellini und deſſen ſchließliche Redaction hat mir noch viel zu ſchaffen gemacht. Einige Parthieen davon, hoffe ich, ſollen Sie mit Vergnügen leſen. Dieſe Arbeit wäre ich nun los, und gleich rückt ſchon wieder manches andere an.

---

[1] Erbprinz Carl Friedrich, der ſich in Begleitung Wolzogens im Juli nach Petersburg begab, wo die Verlobung mit der Großfürſtin Maria Paulowna ſtattfand. Die Vermählung, die hier ſchon als etwas Beſtimmtes behandelt wird, erfolgte erſt 1804.

[2] Die große Sängerin Gertrud Eliſabeth Mara (1749—1833).

Doctor Chladni[1] war vor einiger Zeit hier. Durch ein abermals neuerfundnes Instrument introducirt er sich bey der Welt und macht sich seine Reise bezahlt; denn bey seinen übrigen Verdiensten um die Akustik könnte er zu Hause sitzen, lange weilen und darben. In einem Quartbande[2] hat er diesen Theil der Physik recht brav, vollständig und gut geordnet abgehandelt. Wenn man sich nach einem höhern Standpunkte umsieht, wo das Hören, mit seinen Bedingungen, als ein Zweig einer lebendigen Organisation erschiene; so ist es jetzt eher möglich dahin zu gelangen, weil eine solche Vorarbeit gemacht ist, die dann freylich, von den Nachfolgern, noch tüchtig durchgeknetet werden muß.

Die von ihm entdeckten Figuren, welche auf einer, mit dem Fiedelbogen, gestrichnen Glastafel entstehen, hab ich die Zeit auch wieder versucht. Es läßt sich daran sehr hübsch anschaulich machen, was das einfachste Gegebene, unter wenig veränderten Bedingungen, für manchfaltige Erscheinungen hervorbringe.

Nach meiner Einsicht liegt kein ander Geheimniß hinter diesen wirklich sehr auffallenden Phänomenen.

Für das Gehör, im höhern Sinne, hat indessen auch unser wackrer Zelter gesorgt, der durch Compositionen einiger Lieder, von Schiller und mir, unsre Winterstunden sehr erheitert hat. Er trifft den Charakter eines solchen, in gleichen Strophen, wiederkehrenden Ganzen trefflich, so daß es in jedem einzelnen Theile wieder gefühlet wird, da wo andere, durch ein sogenanntes Durchcomponiren, den Eindruck des Ganzen durch vordringende Einzelnheiten zerstören.

Er hatte uns Hoffnung gemacht diesen Winter zu kommen; ist aber abgehalten worden, wodurch ich, für Genuß, Belehrung und Beyhülfe sehr viel verliere . . .

---

[1] Ernst Florens Fr. Chladni, Physiker (1756—1827) reiste damals mit seinem „Clavicylinder".

[2] „Lehrbuch der Akustik".

1026.

An Friederike Unzelmann.

Sie haben mich, liebe kleine Freundin, durch Ihr köſtliches Geſchenk[1] auf's Angenehmſte überraſcht, indem Sie mir zugleich einen Beweis Ihrer Neigung und eine muſterhafte Arbeit überſchicken. Man ſieht nicht leicht an Form, Farbe, Vergoldung, Behandlung etwas ſo Vollendetes.

Daß Sie bei Vorſtellung der Iphigenia[2] eine ſatte Farbe an der Kleidung mit gebraucht, erfreut mich ſehr. Das ſchreckliche, leere, melancholiſche Weiß verfolgt uns vom Augenblick des Negligés bis zur höchſten Repräſentation. Man flieht die Farben, weil es ſo ſchwer iſt, ſich ihrer mit Geſchmack und Anmuth zu bedienen.

Mit Ihrem Söhnlein[3] werden Sie Geduld haben, wenn manchmal die Nachricht einer kleinen Unvorſichtigkeit zu Ihnen gelangt. Solche Kinder, in fremde Verhältniſſe verſetzt, kommen mir vor wie Vögel, die man in einem Zimmer fliegen läßt; ſie fahren gegen alle Scheiben, und es iſt ſchon Glück genug, wenn ſie ſich nicht die Köpfe einſtoßen, ehe ſie begreifen lernen, daß nicht alles Durchſichtige durchdringlich iſt.

Ich kenne das Pädagogiſche überhaupt und beſonders die Theaterpädagogik gut genug, um zu wiſſen, daß eigentlich hauptſächlich Alles darauf ankommt, daß der Menſch einſehen lerne, was ihm fehlt, wodurch er es alsdann gewiſſermaßen ſchon erlangt, weil zu der Einſicht des Rechten und Nützlichen ſich das Wollen ſehr geſchwind geſellt.

Wir haben in dieſem Augenblicke bey unſerm Theater ein halb Dutzend Individuen, die alle etwas zu werden verſprechen. Stünde ich in einem größeren Verhältniß, ſo

---

[1] Eine Taſſe mit dem Porträt der Künſtlerin als Iphigenie.
[2] Berliner Aufführung vom 27. Dezember 1802.
[3] Dem jungen Schauſpieler Carl.

müßte ich ihrer funfzig haben; denn was an Einem geſchieht, ſei es wenig oder viel, geſchieht am Andern, und eigentlich iſt, wie oben geſagt, die Hauptſache, daß nach und nach die Aufmerkſamkeit eines Jeden auf ſich ſelbſt erregt werde, eine Operation, die in der Maſſe viel leichter iſt als im Einzelnen.

Solche Reflexionen, die, wie ich merke, beinahe ein pedantiſch-rodomontiſches Anſehen gewinnen wollen, verzeihen Sie mir gewiß, wenn Sie bedenken, daß ich dadurch nur der Mutter Geduld und Nachſicht empfehlen will, die ich ſelbſt in hohem Grade ausüben mag. Wenn Ihr Karl erſt einmal unſern ganzen Theaterkurs durchlaufen hat, mit in Lauchſtädt und Rudolſtadt geweſen iſt, einſehen lernt, daß man, um dauernden Beifall zu gewinnen, etwas über ſich ſelbſt vermögen muß, ſo wird vielleicht geſchwind entſtehen, was wir wünſchen. Bis jetzt habe ich recht gute Hoffnung und ſehe, wie billig, über Alles weg, was auf die Mittelzeiten der Bildung hindeutet. Die Hauptfrage iſt, ob wir zu den Epochen unſerer Zwecke gelangen können? Sie ſollen darüber zur rechten Zeit meine aufrichtigen Geſinnungen vernehmen.

Leben Sie recht wohl und fahren fort, meiner mit Neigung zu gedenken.

Weimar, den 14. März 1803. **Goethe.**

1027.

An v. Hendrich.[1]

Hochwohlgeborner
Inſonders Hochzuehrender Herr.

Ew. Hochwohlgeb. iſt bekannt, welcher anſtändigen Ruhe wir uns in dem weimariſchen Schauſpielhauſe erfreuen;

[1] Kommandant von Jena.

besonders haben sich die jenaischen Studirenden, seit der veränderten Einrichtung des Saals, musterhaft betragen, indem von denselben weder ein Zeichen der Ungeduld, noch des Mißfallens, selbst nicht eines allzulauten Beyfalls ausgegangen. Um so unerwarteter war es, daß, nach dem Schluß der Braut von Messina, ein, dem Dichter zwar schmeichelhafter, den Verhältnissen aber unangemeßner Dank ausgerufen wurde.[1]

Hätte man diesen Zuruf als reine Ergießung des guten Willens, einer fremden, mit den hiesigen Einrichtungen unbekannten Jugend ansehen können; so ließe sich allenfalls darüber hinausgehen; auffallend mußte es dagegen seyn, daß die Veranlassung zu dieser Acclamation vom Balkon ausgegangen, noch mehr aber, da, von mehrern Seiten, als gewiß angegeben wurde, daß der jüngere Herr Schütz sich einer solchen Übereilung schuldig gemacht.

Ew. Hochwohlgeb. habe ich daher auf besondern Befehl Serenissimi den Auftrag zu ertheilen: daß Dieselben gedachten Doctor Schütz vor sich kommen lassen, um von ihm zu vernehmen, wie er als ein Eingeborner, dem die Sitten des hiesigen Schauspielhauses bekannt seyn mußten, sich eine solche Unregelmäßigkeit habe erlauben können? wobey Sie ihm Serenissimi Mißfallen und eine bedrohliche Weisung für künftige Fälle, auf das nachdrücklichste, werden zu erkennen geben.

Als Fürstl. zu diesem Geschäft bestellter Commissarius habe ich ferner Ew. Hochwohlgeb. angelegentlich zu ersuchen: bey schicklicher Gelegenheit, die akademische Jugend zu Fort-

---

[1] Dr. Schütz, der Sohn des Hofrats Prof. Schütz, des Herausgebers der „Litteratur-Zeitung", hatte nach der ersten Aufführung der „Braut von Messina" am 19. März einen Vivatruf auf Schiller ausgebracht, in den die Jenaer Studenten und ein großer Teil des Publikums mit eingestimmt hatten.

ſetzung einer ruhigen Theilnahme am hieſigen Schauſpiel, durch dienſame Vorſtellungen, zu ermahnen.

Bey uns kann kein Zeichen der Ungeduld Statt finden, das Mißfallen kann ſich nur durch Schweigen, der Beyfall nur durch Applaudiren bemerklich machen, kein Schauſpieler kann herausgerufen, keine Arie zum zweytenmal gefordert werden. Alles was den gelaßnen Gang des Ganzen, von Eröffnung des Hauſes bis zum Verſchluß, auf irgend eine Weiſe, ſtören möchte, iſt bisher unterblieben und darf auch in der Folge nicht Statt finden.

Wobey ich noch die Bemerkung hinzuzufügen habe, daß die Wache, nach der ſchon lange beſtehenden Einrichtung, höhere, nunmehr wiederholte Ordre hat, jeder ungewöhnlichen Bewegung nachdrücklich zu ſteuern. Deßwegen die Vorſteher eines, ohnehin dornenreichen Geſchäftes, nichts lebhafter wünſchen müſſen, als daß ein, durch Geiſt, Mühe, Sorgfalt und Aufwand vorbereitetes öffentliches Vergnügen nicht in die unangenehmſten Ereigniſſe und Weiterungen übergehen möge.

Der ich in Erwartung baldiger Nachricht des Ausgerichteten mich mit beſonderer Hochachtung unterzeichne.

Weimar
am 21. März
1803.

Ew. Hochwohlgeb.
ganz gehorſamſter Diener
J. W. v. Goethe.

Zugleich erhalten Ew. Hochwohlgeb. den Auftrag, im Nahmen Serenissimi, Herrn Hofrath Schütz zu erkennen zu geben: Höchſtdieſelben hätten ſich von ihm verſprochen, daß ſein Sohn beſſer gezogen ſeyn würde.

Weimar
am 21. März
1803.

J. W. v. Goethe.

1028.

An Henriette Caroline Friederike Jagemann.

Weimar, 3. April 1803.

Indem ich anfrage, wie Sie auf Ihre geſtrigen Reiſen aus Leidenſchaft geſchlafen haben, laſſen Sie mich Ihnen für die ſchönen Bemühungen danken, womit Sie meine Bilder ins Leben geführt.[1]

So wenig Stimmen auch noch zu mir erſchallen, ſo ſcheinen doch alle ſich zu Ihrem Lobe zu vereinigen, wozu ich Ihnen und mir Glück wünſche. In Hoffnung Sie bald wiederzuſehn.

1029.*

An Marianne v. Eybenberg.

Schon einige Wochen, in denen ich wieder, mit Ihrer guten Chokolade, ein erwünſchtes Frühſtück nehme, fühlte ich mich verpflichtet, Ihnen zu danken, und nun kommt gar Ihr lieber Brief dazu, der mich auf's Neue an dieſe angenehme Pflicht erinnert.

Sie haben — daß ich Sie doch auch einmal ganz direct lobe — unter ſo vielen liebenswürdigen Eigenſchaften die beſondere, daß Sie die kleinen, grillenhaften Wünſche Ihrer Freunde für etwas halten, und, um ſie zu befriedigen, ſich eine gefällige Mühe geben mögen. Sie wiſſen vielleicht ſelbſt nicht, daß dieſe Eigenſchaft ſo ſelten iſt. Man liebt ſeine Freunde, man ſchätzt ſie, man mag ihnen gern einmal

[1] Die Künſtlerin hatte am Abend vorher in der erſten Aufführung der ‚Natürlichen Tochter' die Eugenie geſpielt.

einen derben Dienſt, auch mit einiger Aufopferung, erzeigen, aber einem flüchtigen Geſchmacke, einem launigen Einfalle, irgend einer Grille genug zu thun ſind wir, ich weiß nicht, zu bequem, zu nachläſſig, zu trocken, zu falſch-vornehm, und bedenken nicht, daß eben dieſe wunderlich ſcheinenden Gelüſte, befriedigt, den angenehmſten Genuß geben . . .

Was mich betrifft, ſo habe ich dieſen Winter ziemlich einſam gelebt und unter andern ein etwas ſonderbares Stück verfertigt, das, wie Sie aus beyliegendem Zettel ſehen, geſtern geſpielt worden.

Die Rolle der Eugenie iſt ſehr bedeutend, und Dlle. Jagemann hat ſie ſehr gut geſpielt. Wenn Sie, liebe Freundin, dereinſt dieſes Stück leſen, ſollen Sie beurtheilen, ob dieſes „natürliche Töchterchen" wohl in der Reihe ihrer übrigen weiblichen Geſchwiſter ſtehen darf. So viel kann ich nur ſagen, daß ſie ſehr jung ſupponirt iſt, und daß ich verſucht habe, das weibliche, in die Welt aufblickende Weſen, von kindlicher, ja kindiſcher Naivetät an bis zum Heroismus durch hunderterley Motive hin und wieder zu führen. Im Ganzen nimmt ſich's gut aus, im Einzelnen kann ihm hie und da nachgeholfen werden, da ſich's denn wohl auf unſerm Theater erhalten möchte. Ob es auf andern Theatern durchgehen wird, mag ſich zeigen.

Die Proben und überhaupt das Arrangement dieſes Stückes haben mir ſeit vierzehn Tagen ſo viel zu ſchaffen gemacht, daß ich dieſen ſchon längſt angefangenen Brief nicht fortbringen konnte, und auch heute würde er wieder liegen bleiben, wenn ich mich nicht kurz und gut entſchlöße, hier abzubrechen, Ihnen nochmals für alles Gute und Freundliche zu danken, und mich ſchönſtens zu empfehlen.

Nochmals ein Lebewohl.

Weimar, am 4. April 1803.

Goethe.

1030.

An F. J. Bertuch.

Ew. Wohlgeb.

eine vertrauliche Eröffnung zu thun, werde durch verſchiedene Umſtände bewogen.

Schon lange ſind mir die Mißhelligkeiten, welche, zwiſchen unſern Jenaiſchen Lehrern, ſich in heftigen Ausbrüchen gezeigt, ſo wie andern Freunden der Wiſſenſchaft, höchſt bedauerlich geweſen, weil offenbar dadurch ein ſo ſchönes Inſtitut manchen Schaden erleiden mußte. Leider haben hiezu manche nicht genugſam überdachte Ausdrücke in periodiſchen Blättern und Schriften die nächſte Veranlaſſung gegeben. Die Übel, welche daraus entſtanden, habe ich als Privatmann innig bedauert.

Nun tritt aber ein Umſtand ein, der mich, im Geſchäftsgange, aufmerkſam macht. Die zur Oberaufſicht über das neue botaniſche Inſtitut im Fürſtengarten zu Jena beſtellte Commiſſion hat bey der Correſpondenz, welche ſie wegen Wiederbeſetzung der, durch den Tod des Profeſſors Batſch erledigten Stelle geführt, zu bemerken gehabt, daß man gedachtes Inſtitut auswärts verrufen und dadurch Perſonen, von der Annahme des Rufs, abſchrecken wollen.[1]

[1] In den „Tag- und Jahresheften“ von 1808 erörtert Goethe eingehend die Gefahrniſſe der Univerſität Jena — er beginnt ſeine Erörterung mit den Sätzen: „So wie ſchon einige Jahre, machte der Zuſtand von Jena uns auch diesmal gar manche Sorge. Seit der franzöſiſchen Revolution war eine Unruhe in die Menſchen gekommen, dergeſtalt, daß ſie entweder an ihrem Zuſtand zu ändern oder ihren Zuſtand wenigſtens dem Ort nach zu verändern gedachten. Hiezu konnten beſonders die Lehrer an Hochſchulen ihrer Stellung nach am meiſten verlockt werden, und da eben zu dieſer Zeit dergleichen Anſtalten neu errichtet und vorzüglich begünſtigt wurden, ſo fehlte es nicht an Reiz und Einladung dorthin, wo man ein beſſeres Einkommen, höhern Rang, mehr Einfluß in einem weitern Kreiſe ſich verſprechen konnte. Dieſe großweltiſchen Ereigniſſe muß man im Auge behalten, wenn man ſich im allgemeinen einen Begriff machen will von dem, was um dieſe Zeit in dem kleinen Kreiſe der Jenaiſchen Akademie ſich ereignete.“

Ohne unterſuchen zu wollen woher ſolche Inſinuationen gekommen ſeyn mögen, ſieht ſich fürſtl. Commiſſion veranlaßt beſonders die Herrn Redacteurs der allgemeinen Litteraturzeitung[1] auf alles dasjenige aufmerkſam zu machen, was ihr ſowohl wegen des Inſtituts ſelbſt als wegen den litterariſchen Arbeiten des nunmehr dabey angeſtellten Profeſſor Schelvers[2] eingeſendet werden könnte. Man muß ausdrücklich wünſchen, daß nichts unangenehmes, noch verkleinerndes vorkommen möge, damit eine, im Wachſen begriffene Anſtalt nicht gehindert noch verletzt werde.

Ew. Wohlgeb. erſuche ich um dieſe Gefälligkeit im Nahmen fürſtl. Commiſſion nicht ohne höheres Mitwiſſen und bin zu allen Gegendienſten gerne bereit.

Weimar am 13. May 1803.

J. W. v. Goethe.

Nachſchrift. Profeſſor Schelver wird zu Einleitung ſeiner Vorleſungen ein kurzes Programm ſchreiben, wovon ich eine Anzeige für die Litteraturzeitung einzuſenden nicht abgeneigt bin.

G.

1031.

An Graff.

Dem Hofſchauſpieler Herrn Graff wird hierdurch auf die von ihm gethanen Anträge erwiedert:

Daß Serenissimus gnädigſt geruhen ihm eine Penſion von 200 rthlr. auf den Fall zuſichern zu laſſen, wenn der-

[1] Der in Bezug auf die Verpflanzung der Zeitung vorbereitete Plan war Goethe noch unbekannt. (Vergl. Brief 1039.)

[2] Friedr. Joſ. Schelver (1778—1832).

ſelbe bey dem hieſigen Theater durch Alter oder Krankheit in den Fall kommen ſollte, die Obliegenheiten eines Schauſpielers nicht weiter erfüllen zu können.

Daß Höchſtdieſelben ferner fürſtl. Theatercommiſſion erlaubt haben ein Capital von 250 rh. zu garantiren, um Herrn Graff von einzelnen Schuldpoſten zu befreyen, worauf denn aus gnädigſten Rückſichten eine jährliche Gratification von 100 rh. aus fürſtl. Chatoulle erfolgen ſoll, daß ſowohl dieſe Summe als der bey der Hofcaſſe beſtehende Vorſchuß nach und nach getilgt werden könne. Vorausgeſetzt daß Herr Graff geneigt ſey, über den bis zu Oſtern künftigen Jahrs beſtehenden Contract, ſich noch auf zwey fernere Jahre bis Oſtern 1806 bey dem hieſigen Theater zu engagiren.

Welches zu deſſen Notiz und weiterer Erklärung demſelben hiermit bekannt gemacht wird.

Weimar den 13. May 1803.

1032.

An Schiller.

Mit ein Paar Worten muß ich Ihnen nur ſagen: daß es mir dießmal, bis auf einen gewiſſen Grad, mit der Farbenlehre zu gelingen ſcheint. Ich ſtehe hoch genug um mein vergangenes Weſen und Treiben, hiſtoriſch, als das Schickſal eines Dritten anzuſehen. Die naive Unfähigkeit, Ungeſchicklichkeit, die paſſionirte Heftigkeit, das Zutrauen, der Glaube, die Mühe, der Fleiß, das Schleppen und Schleifen und dann wieder der Sturm und Drang, das alles macht in den Papieren und Acten eine recht intereſſante Anſicht; aber, unbarmherzig, excerpire ich nur und ordne das auf meinem jetzigen Standpunct Brauchbare, das übrige wird

7*

391134

auf der Stelle verbrannt. Man darf die Schlacken nicht schonen, wenn man endlich das Metall heraus haben will.

Wenn ich das Papier los werde, habe ich alles gewonnen; denn das Hauptübel lag darin, daß ich, ehe ich der Sache gewachsen war, immer wieder einmal schriftlich ansetzte, sie zu behandeln und zu überliefern. Dadurch gewann ich jedesmal! nun aber liegen von Einem Capitel manchmal drey Aufsätze da, wovon der erste die Erscheinungen und Versuche lebhaft darstellt, der zweyte eine bessere Methode hat und besser geschrieben ist, der dritte, auf einem höhern Standpunct, beydes zu vereinigen sucht und doch den Nagel nicht auf den Kopf trifft. Was ist nun mit diesen Versuchen zu thun? sie auszusaugen gehört Muth und Kraft, und Resolution sie zu verbrennen, denn Schade ists immer. Wenn ich fertig bin, in so fern ich fertig werden kann, so wünsche ich mir sie gewiß wieder, um mich mir selbst historisch zu vergegenwärtigen und ich komme nicht zum Ziel, wenn ich sie nicht vertilge.

Und so viel von meinen Freuden und Leiden. Schreiben Sie mir auch bald was, wie es Ihnen geht.

Herrmann und sein Gefolge[1] hat sich also schlecht exhibirt. Das Goldene Zeitalter hat seine Nachkömmlinge nicht sonderlich versorgt.

Leben Sie recht wohl.

Jena d. 22. Mai 1803. G.

---

[1] Gemeint ist Klopstocks „Hermanns-Schlacht". Ein Bardiet für die Schaubühne (1769), vielleicht auch „Hermann und die Fürsten" (1784) und „Hermanns Tod" (1787). Schiller hatte am 20. Mai an Goethe berichtet:

„Die Hermannsschlacht habe ich gelesen, und mich zu meiner großen Betrübniß überzeugt, daß sie für unsern Zweck völlig unbrauchbar ist. Es ist ein kaltes, herzloses, ja fratzenhaftes Produkt, ohne Anschauung für den Sinn, ohne Leben und Wahrheit, und die paar rührende Situationen, die sie enthält, sind mit einer Gefühllosigkeit und Kälte behandelt, daß man indigniert wird."

1033.

An Christiane Vulpius.

Mit dem schlechten Wetter müßt Ihr freylich Geduld haben und sehen wie ihr euch in Sälen und sonst unterhaltet, dagegen kann es bald recht schön werden und ich sehe gern wenn du solange dort bleibst[1] als dir's gefällt. Im Hause vermissen wir dich sehr und Erneſtine[2] wird für Sorgen schon ganz mager, auch muß ich manchmal ein neu Gemüß, oder sonst was zukaufen, weil das Ausgesetzte nicht reichen will. Das ist aber eigentlich ein Spas und Auguſt ist sehr thätig bey dieſer Gelegenheit. Er wird dir selbst schreiben. Wir kommen fast nicht voneinander und er ist gar unterhaltend und artig. Nach Lauchstedt möchte er gar zu gern. Vor Allem will ich Schillers Reiſe abwarten und dann auch an die meinige dencken. Jetzt arbeite ich an dem kleinen Stücke[3] und will sehen wie weit ich komme. Fahre nur fort mir täglich zu schreiben, wenn es auch nur wenig ist. Mir macht es viel Vergnügen zu vernehmen wie du deine Zeit hinbringst. Lebe wohl und gedencke mein. Ich liebe dich herzlich.

W. d. 21. Jun. 1803. G.

1034.

An Christiane Vulpius.

Du bist recht lieb und gut daß du so viel schreibst, fahre nur fort, denn es macht mir viel Vergnügen auch im Einzelnen zu wiſſen wie dir's geht. Bleibe nur in

[1] Christiane war seit Mitte Juni in Lauchstädt.
[2] Christianens Schweſter.
[3] Nicht festzuſtellen.

Lauchstädt solange du Lust hast, auf alle Fälle sehe ich gern wenn du dich den ganzen Monat Juli dort aufhältst, denn ich habe eine wichtige Arbeit[1] vorgenommen, wobey mir die Einsamkeit wohlthut, ob ich mich gleich oft genug nach dir sehne. Bin ich damit zu Stande, so komme ich dich abzuholen, das mir auch gut seyn wird.

Im Hause läßt sich's auch besser an, und da der Herzog wieder hier ist werde ich öfter nach Hofe geladen, manchmal bin ich in Tiefurth und da ich öfters reite, so vermisse ich die Pferde auch nicht. Sey also nur froh und ausser Sorgen.

Auguste hält sich sehr brav und bleibt gern bey mir, auch gehen wir oft zusammen spazieren.

Der guten Mutter ist eine große Freude begegnet wie du aus beyliegendem[2] Blat sehn kannst. Zeige das Blat niemand ob du gleich das allgemeine der Geschichte erzählen kannst.

---

[1] „Farbenlehre".

[2] Es war der Brief der Frau Rat vom 24. Juni, in dem es heißt: „Die große Freude die mir am Sontag den 19ten Juni zu theil geworden ist, würde ich mich Sünde fürchten dir zu verschweigen also vernim was sich zugetragen hat. Der König und die Königin von Preußen waren am Willhelmsbaad — die Königin äußerte daß Sie die Räthin Goethe sehen und sprechen müßte — und daß demnach Anstalten getrofen werden mögten mich hinzubringen — die Gräffin von Leiningen ließe mir den Befehl von Ihro Majestätt demnach zu wißen thun, und kamen um 2 Uhr Mittags mich in einem schönen Wagen bespant mit 4 raschen Pferden abzuholen. 4½ Uhr waren wir im Willhelms Baad — ich wurde in ein schönes Zimer geführt da erschien die Königin wie die Sonne unter den Sternen — freute Sich hertzlich mich zu sehen presentirte mich an Dero 3 Schwestern die Herzogin von Hillburghaußen — Erbprintzes von Turn und Taxis — Fürstin von Solms — letztere und die Königin erinnerten Sich noch mit vieler Freude der Zeiten der Krönungen, meines Haußes und der gleichen. Da ich so recht zum Jubel gestimt war wer kam da dazu?? Unser Hertzog von Weimar! Gott!!! welche Freude vor mich — o! wie viel liebes und gutes hat Er von dir gesagt — ich dancke Ihm mit gerührtem Hertzen vor die Gnade die Er dir in der letzten fatalen Kranckheit erwißen — Er sagte (auch sehr gerührt) das hat Er auch an mir gethan — schon 30 Jahre gehen wir miteinander und tragen miteinander. Ich war so aufgespant daß ich hätte lachen und weinen zu gleicher Zeit mögen — in dieser Stimmung ließe mich die Königin in ein anders Zimmer rufen — da kam auch der König — die Königin ging an einen Schranck und brachte ein kostbahres goldenes Halsgeschmeide und nun erstaune!!! Befestigte es um meinen Hals mit Ihren eigenen Händen — biß zu Thränen gerührt — konte ich nur schlecht dancken."

Auguſt grüßt. Er hat das Heumachen beſorgt, gehauen iſt es und wird, bey dem ſchönen Wetter, auch wohl glücklich hereinkommen. Lebe tauſendmal wohl.

W. d. 28. Jun. 1803. G.

1035.

An Chriſtiane Vulpius.

Geſtern habe ich deinen Brief erhalten der mir viel Vergnügen macht. Fahre ia ſo fort mir täglich zu ſchreiben was dir begegnet, wir leſen alsdann zuſammen das Tagebuch[1] und manches fällt dir dabey wieder ein. Ich will verſuchen dieſen Brief auf der Poſt zu ſchicken und bin neugierig wann er in deine Hände kommt.

Mit den Äugelchen geht es, mercke ich, ein wenig ſtarck, nimm dich nur in Acht daß keine Augen daraus werden. Nach deiner Beſchreibung muß es jetzt ſehr artig in Lauchſtedt ſeyn und da du leicht in die Nachbarſchaft fahren kannſt; ſo giebt es doch auch Abwechslung genug. Genieße das alles mit frohem Herzen. Mit der Geldzahlung habe ich gar keine Plage, es geſchieht nur in meiner Gegenwart, Berechnung und alles machen übrigens Stichling[2] und Kirchner.[3]

Seit einigen Tagen bin ich in Jena, wo auch die Sachen ganz gut gehen. Geh. Rath Hufeland[4] von Berlin iſt hier, da ſind Abends große Thees und dergleichen.

Meine Arbeiten rücken vor und ich dencke Sonnabend wieder hinüber zu gehen, und mit dem nächſten Boten hörſt du mehr von mir.

---

[1] Chriſtiane hat aus Lauchſtädt nach Angabe der Sophien-Ausgabe 81 Quartſeiten Briefe an Goethe geſchrieben, alſo wohl eine Art Tagebuch.

[2] Weimarer Rat.

[3] Hofadvokat in Weimar.

[4] Chriſtoph Wilh. v. Hufeland (1762—1836), der berühmte Arzt, Verfaſſer der Makrobiotik.

Wie sehr von Herzen ich dich liebe fühle ich erst recht, da ich mich an deiner Freude und Zufriedenheit erfreuen kann.

Durch Ludekus und Dem. Probst hast du wieder einigen Wein erhalten. Bey nächster Gelegenheit will ich sehen dir noch etwas hinzuschaffen.

Grüße Herrn Hofr. Schiller! Ich wünsche daß er sich wie du in Lauchstädt gefalle und lange dort bleibe.

Auch die Silie[1] grüße schönstens. Lebewohl und liebe mich und gedencke mein, wie ich mit Sehnsucht an dich dencke. August ist mit hier und beträgt sich sehr artig.

Jena Donnerstag d. 7. Juli 1803.

Bemercke ja, wenn du diesen Brief erhältst. Möge er dich zur guten Stunde treffen. G.

1036.

An Christiane Vulpius.

Dienstag d. 12ten Jul. 1803.

Erst heut erwarteten wir deinen Brief der uns desto größere Freude machte als er schon gestern Abend unvermuthet ankam. Daß dir alles glücklich von Statten geht freut mich sehr, du verdienst es aber auch, da du dich so klug und zierlich zu betragen weißt. Mache dir wegen der Ausgaben kein Gewissen, ich gebe alles gern und du wirst zeitig genug in die Sorglichkeiten der Haushaltung zurück kehren. Sonnabend d. 16ten werden die Kaufgelder bezahlt, da es denn hinter drein manches zu bedencken und zu besorgen giebt. Aus dieser und andren Ursachen komme ich

[1] Schauspielerin Friederike Sille (eigentlich Peterssilie), später Gattin von Karl Unzelmann.

nicht nach Lauchstedt, wo ich ohnehin, auffer dir, nichts zu suchen habe.

Dir aber wollte ich rathen nach Dessau zu fahren und etwa Dlle Probst mitzunehmen, damit du dort auf eine anständige Weise erschienst. Schlösse sich noch andre Gesellschaft an; so wäre es auch schicklich. Doch das wirst du schon selbst am besten einrichten. Du brauchst vier biß fünf Tage zu dieser Tour, wenn du alles sehen und mit einiger Ruhe genießen willst und so ginge dir der Monat vergnügt hin. Die Kosten mußt du nicht scheuen! Mein einziger Wunsch ist daß du heiter und liebend zurückkommst. Auf deine Erzählungen freu ich mich sehr. Wenn ich es kann möglich machen; so schicke ich dir Gusteln damit du ihn nach Dessau mitnehmen kannst. Übrigens ist er gar artig und hat so auf die Lauchstedter Reise ziemlich Verzicht gethan.

Mittwoch d. 13ten.

Deinen Brief von gestern habe ich heut nach Tische erhalten und freue mich dir immer zu folgen wohin du gehst und aus deinen Nachrichten zu sehen daß es dir recht gut geht.

Seit meiner Rückkunft von Jena greift sich die Köchin besonders an und kocht sehr gut. Die Bohnenstangen sind auch angekommen, die noch fehlten, das war das einzige was im Garten abging und ich wüßte überhaupt nichts was dir Sorge zu machen brauchte.

Donnerstag. spät.

Herr Hofrath[1] ist angekommen und hat mir deinen Brief gebracht. Ich freue mich deiner Freude und schicke dir Gegenwärtiges durch einen lieben Boten.[2]

---

[1] Schiller.
[2] August.

Er wird hoffe ich glücklich bey dir eintreffen und dir ſagen wie viel wir an dich gedacht haben. Dem Kutſcher habe ich einen Cronenthaler mit gegeben daß er für Auguſt unterwegs bezahlen ſoll, höre was übrig geblieben iſt und gieb dem Menſchen ein gutes Trinckgeld. Auch erhältſt du noch 6 Bouteillen Wein.

Jetzt da du Auguſten haſt beſinne dich nicht lange und fahre auf Deſſau und wieder auf Lauchſtedt zurück, bleibe noch etliche Tage und komme Ende des Monats wieder; ſo haſt du einen hübſchen Genuß gehabt und ich werde mich an deiner Erzählung nachfreuen.

Schicke mir mit nächſter Gelegenheit deine letzten, neuen, ſchon durchgetanzten Schue, von denen du mir ſchreibſt, daß ich nur wieder etwas von dir habe und an mein Herz drucken kann. Lebe wohl. Grüße Silien und dancke ihr für ihren artigen Brief.

Schreibe mir ſo bald als möglich wieder.

W. d. 14. Jul. 1803. G.

Deine Briefe habe, wie du ſiehſt, ſämmtlich erhalten.

Da du mehrere Perſonen in Lauchſtedt findeſt welche in Deſſau geweſen; ſo erkundige dich nur nach der Art und Weiſe wie man dort verfährt. Die Trinckgelder in Wörlitz, wo man an ſoviel Gärtner und Caſtellane zahlen muß, betragen vielleicht einen Carolin. Ein Lohnbedienter macht das gewöhnlich. Du mußt ja alles ſehen. Lebe recht wohl und liebe mich.

1037.

An Chriſtiane Vulpius.

Ob ich dir gleich alles gute gönne und dir mit Auguſt eine Reiſe nach Deſſau wohl gewünſcht hätte; ſo iſt es mir

doch auch sehr angenehm daß du früher zurückkommst;[1] denn freylich fehlst du mir an allen Enden.

Mit der Gutsübergabe[2] ist es recht artig und glatt gegangen. Kirchner (der Cammerkonsulent) hat als Notarius sein Hocuspokus recht ordentlich gemacht, am Schlusse ließ ich etwas Kaltes aufsetzen. Das Geld schaffe ich wieder fort, und, durch eine Verbindung von Umständen, komme ich mit den Intressen sehr leidlich weg. Wenn du zurückkommst wollen wir unsern Haushalt recht schön ordnen und von alten Sünden völlig reinigen.

Thue mir aber nun die Liebe und übertreib es diese letzte Zeit nicht mit Tanzen und schließe deinen Aufenthalt mit einem mäßigen Genuß. Grüße August. Ich erwarte dich mit herzlicher Sehnsucht.

W. d. 20. Jul. 1803. G.

1038.

An Zelter.

So oft bin ich Ihnen in Gedanken gefolgt daß ich leider versäumt habe es schriftlich zu thun; heute nur weniges zur Begleitung beyliegenden Blättchens. Ich werde diese Betrachtung fortsetzen und nur, so kurz als möglich, die Hauptpuncte berühren, die Ausführung werden Sie ihm schon selbst geben.

Von Mozarts Biographie[3] habe ich noch nichts weiter gehört, ich werde mich aber darnach, so wie nach ihrem Verfasser erkundigen.

[1] Sie hatte geschrieben, „es sei mit Danzen und Kugelchen gust genuch“ und sie sei seit einer Woche schon in Gedanken wieder bei Goethe.

[2] Goethe hatte sein Gut zu Oberroßla wieder verkauft.

[3] Zelter hatte ihm von einer Mozart-Biographie Mittellung gemacht, die zur Hälfte Goethe gewidmet war.

Ihre ſchöne Königin[1] hat auf der Reiſe viel Glückliche gemacht, niemand glücklicher als meine Mutter, ihr konnte in den letzten Lebensjahren nichts erfreulicheres begegnen.

Schreiben Sie mir ja von Zeit zu Zeit und ſchicken mir doch etwa alle Monate die Comödienzettel. Schreiben Sie mir doch auch etwas von der Aufführung der natürlichen Tochter,[2] nur gerade zu und ohne Rückhalt. Ich habe ohnehin Luſt einige Scenen zu verkürzen, welche lang ſcheinen müſſen, ſelbſt wenn ſie vortrefflich geſpielt werden.

Mögen Sie mir einmal die Pflichten eines Conzertmeiſters ſkizziren? ſo viel als allenfalls für unſer einen zu wiſſen nöthig iſt, um einen ſolchen Mann einigermaßen zu beurtheilen und allenfalls zu leiten.

Madame Mara hat Dienstag in Lauchſtädt geſungen, wie es abgelaufen iſt weiß ich noch nicht.

Für die Lieder, die ich durch Herrn von Wolzogen erhalten habe, danke ich zum ſchönſten, in meinem Nahmen und im Nahmen der Freunde.

An Production war die Zeit nicht zu denken. Nächſtens hoffe ich Ihnen die Aushängebogen meiner Lieder zu ſchicken, mit Bitte ſie die erſte Zeit geheim zu halten, bis ſie im Buchhandel erſcheinen. Leben Sie recht wohl und gedenken mein.

Weimar am 28. Jul. 1803.

[Beilage.]

Sie haben nunmehr die Braut von Meſſina gedruckt vor ſich und wiſſen genauer zu ſchätzen was der Dichter geleiſtet hat, ſo wie Sie aus ſeiner Vorrede erfahren, wie er über die Sache denkt und in wie fern Sie mit ihm übereinſtimmen. Ich will, bezüglich auf Ihren Brief, meine

[1] Königin Luiſe (vergl. Anmerkung zu Brief 1081).
[2] In Berlin am 12. Juli zuerſt gegeben.

Gedanken über dieſen Gegenſtand hinwerfen, wir werden ja einander durch wenig Worte verſtändlich.

In der griechiſchen Tragödie zeigt ſich der Chor in vier Epochen.

In der erſten treten zwiſchen dem Geſang, in welchem Götter und Helden erhoben, Genealogien, große Thaten, ungeheure Schickſale vor die Phantaſie gebracht werden, wenige Perſonen auf und rufen das Vergangene in die Gegenwart. Hievon findet ſich ein annäherndes Beyſpiel in den Sieben vor Theben, von Aeſchylus. Dieſes wären alſo die Anfänge der dramatiſchen Kunſt, der alte Styl.

Die zweyte Epoche zeigt uns die Maſſe des Chors als myſtiſche Hauptperſon des Stücks; wie in den Eumeniden und Bittenden. Hier bin ich geneigt den hohen Styl zu finden. Der Chor iſt ſelbſtſtändig, auf ihm ruht das Intereſſe, es iſt, möchte man ſagen, die republikaniſche Zeit der dramatiſchen Kunſt, die Herrſcher und Götter ſind nur begleitende Perſonen.

In der dritten Epoche wird der Chor begleitend, das Intereſſe wirft ſich auf die Familien, und ihre jedesmaligen Glieder und Häupter, mit deren Schickſalen das Schickſal des umgebenden Volkes nur loſe verbunden iſt. Der Chor iſt untergeordnet, und die Figuren der Fürſten und Helden treten, in ihrer abgeſchloßnen Herrlichkeit, hervor. Hier möchte ich den ſchönen Styl finden. Die Stücke des Sophokles ſtehen auf dieſer Stufe. Indem die Menge dem Helden und dem Schickſal nur zuſehen muß und, weder gegen die beſondere noch allgemeine Natur etwas wirken kann, wirft ſie ſich auf die Reflexion und übernimmt das Amt eines berufenen und willkommenen Zuſchauers.

In der vierten Epoche zieht ſich die Handlung immer mehr ins Privatintereſſe zurück, der Chor erſcheint oft als ein läſtiges Herkommen, als ein aufgeerbtes Inventarienſtück.

Er wird unnöthig und also, in einem lebendigen poetischen Ganzen, gleich unnütz, lästig und zerstörend, z. B. wenn er Geheimnisse bewahren soll, an denen er kein Interesse hat und dergl. Mehrere Beyspiele finden sich in den Stücken des Euripides, wovon ich Helena und Iphigenie auf Tauris nenne.

Sie sehen hieraus daß man, um sich musikalisch wieder anzuschließen, Versuche aus den zwey ersten Epochen machen müßte, welches durch ganz kurze Oratorien geschehen könnte.

Weimar am 28. Jul. 1803. G.

1039.*

An Zelter.

Weimar d. 29. Aug. 1803.

Ich muß einen Anlauf nehmen um mich der Schuld gegen Sie zu entladen. Es ist die Zeit her so wild und wunderlich bey uns zugegangen, daß ich an das wertheste Abwesende nicht habe denken können ...

Fichte hat einen sehr schönen und liebenswürdigen Brief[1] über die Eugenie an Schiller geschrieben. Danken Sie ihm dafür und sagen Sie ihm zugleich daß wir seine Angelegenheit[2] bestens beherzigen. Leider ruhet auf dem, was Advocatenhände berühren, so leicht ein Fluch.

Was sagen Sie zu dem Unternehmen die Litteraturzeitung nach Halle zu verpflanzen.[3] Wir andern, die

[1] Fichtes Brief über die „Natürliche Tochter" ist im Goethe-Jahrbuch XV (1894) abgedruckt. Es heißt darin: „ich halte es für das dermalig höchste Meisterstück des Meisters. Klar wie das Licht, und eben so unergründlich, in jedem seiner Theile lebendig sich zusammenziehend zur absoluten Einheit, zugleich zerfließend in die Unendlichkeit, wie jenes."

[2] Fichte hatte ersuchen lassen, daß die herzogliche Kammer eine Hypothek von 1100 Thalern, die er auf seinem früheren Hause in Jena hatte, übernehmen möge.

[3] Es sollte die „Litteraturzeitung" gegen eine preußische Entschädigung von 10000 Thalern mit Schütz nach Halle kommen. Goethe verhandelte erst mit Paulus

wir hinter den Couliſſen ſtehen, können uns nicht genug wundern, daß ſich ein königl. preußiſches Cabinet, ſo gut wie jedes andere Publikum, durch Nahmen, Schein, Charlatanerie und Zudringlichkeit zum beſten haben läßt. Als wenn ſich eine ſolche Anſtalt erobern und transportiren ließe, wie der Laokoon, oder ein anderes bewegliches Kunſtwerk.

Wir ſetzen ſie eben in Jena immer fort, und da der thätigſte Redacteur, Hofrath Eichſtädt, bleibt; ſo geht alles ſeinen alten Gang, Neue Menſchen die beytreten, neue Mittel die man vorbereitet, ſollen, hoffe ich, der Sache einen ehrenvollen Ausſchlag geben.

Wollen Sie von den unſrigen ſeyn ſo ſind Sie beſtens dazu eingeladen. Wie ſchön wär es wenn Sie den Weg der Recenſion dazu benutzten, um das was über Muſik gegenwärtig zu ſagen ſo noth iſt, in einer gewiſſen Ordnung ins Publikum zu bringen.

Ich werde räthlich und thätig bey der Sache mitwirken, Schiller, Voß, Meyer ſind geneigt ein gleiches zu thun, und ich hoffe das nächſte Jahr ſoll ſich vortheilhaft vor dem gegenwärtigen auszeichnen. Sagen Sie das auch Fichten, welcher gleichfalls eingeladen iſt, Schiller wird ihm deßhalb noch umſtändlicher ſchreiben.

Wiſſen Sie uns ſonſt noch einen tüchtigen Mann, in Berlin, in welchem Fache es ſey, dem der alte Sauerteig Schütziſch-Bertuchiſch-Böttigeriſcher Schaubrote widerſteht; ſo ziehen Sie ihn mit ins Intereſſe. Überhaupt können Sie von dieſer Sache öffentlich ſprechen. Das Privilegium für eine Societät, die gedachte Fortſetzung unternehmen will,

---

und gewann dann Prof. Eichſtädt wegen Uebernahme einer „Jenaiſchen allgemeinen Litteraturzeitung". Die geplante Verlegung der „Litteraturzeitung" war durch eine gegen die Akademie Jena gerichtete Indiskretion Kotzebues in ſeinem „Freymüthigen" vorzeitig bekannt geworden, ſo daß Goethe mit Erfolg die Jena drohende Gefahr durch rechtzeitige Begründung der neuen Zeitſchrift vermindern konnte.

wird eben ausgefertigt und nächſtens wird eine vorläufige öffentliche Ankündigung erſcheinen, ſo wie ich auch bald das weitere melde . . .

Daß Cellini auf Sie wirken ſollte, hoffte ich voraus, denn welch eine Welt kommt nicht aus dieſem Werk entgegen. Die Zeit, welche ich auf die Bearbeitung verwendet, gehört unter die glücklichſten meines Lebens und ich werde fortfahren noch manches dafür zu thun. Hat Sie dieſe Lectüre in einem gewiſſen Sinne traurig gemacht, wie ich recht gut begreife, ſo wünſche ich daß der heitere Effect nachkommen möge.

Übrigens fühle ich durchaus mit was Sie im allgemeinen und beſondern beklagen. Das beſte Lebewohl. G.

1040.

An den Herzog Carl Auguſt.

Ew. Durchl.

iſt aus unterthänigſten Vorträgen genugſam bekannt, und wird aus beygehendem Actenfascikel das mehrere dargelegt werden können, wie die jenaiſchen Angelegenheiten überhaupt, beſonders aber der Litteraturzeitung ſich auf einem ſehr guten Wege befinden. Unterzeichnete würden auch die Eichſtädtiſchen förmlichen Vorſchläge abgewartet haben, um dieſe Sache wieder zur Sprache zu bringen, wenn nicht Umſtände einträten welche eine Beſchleunigung nöthig machen.

Der übelwollende Theil jenaiſcher emigrirender Profeſſoren benutzt das diesſeitige vorſichtige und ſachgemäße Stillſchweigen, um die Erſchütterung, die Furcht vor einem vorgeſpiegelten Untergang zu vermehren und den Unglauben an eine mögliche Rettung auszubreiten.

Wir halten es unter der Würde, Ew. Durchl. mit einem Detail hiervon zu behelligen, welches jedoch völlig mit den öffentlichen Äußerungen in Einstimmung ist.

Unterzeichnete wagen daher Ew. Durchl. unterthänigst zu bitten: das wegen der Fortsetzung der Litteraturzeitung in Jena beschlossene Privilegium auf das baldigste ausstellen zu lassen und auf die patriotischen Männer zu richten welche, aus eignen Kräften, in diesem gefährlichen Augenblicke ein solches Unternehmen wagen.

Professor Eichstädt könnte als Repräsentant aufgestellt, durch einen Revers vinculirt und das Ganze höherer Leitung vorbehalten werden.

Noch ein Umstand macht diesen unterthänigsten Vortrag dringend. Ew. Durchl. erfreulicher Geburtstag steht bevor, die mineralogische Gesellschaft hält eine große Zusammenkunft im Schlosse, wohlgesinnte akademische und städtische Bürger haben sich, in Vertrauen und Hoffnung, kleine Feste ausgedacht; könnte man auf diesen Tag eine völlige Entscheidung ins Publikum bringen, so sind wir überzeugt daß alles auf einmal ein anderes Ansehen gewinnen und ein neuer Zustand sich herstellen würde.

Wir können nicht bergen daß man fortfährt unter Vorspiegelung eines nahen Untergangs Professoren, Privatdocenten, Repetenten, Studirende, mit Versprechungen zu sollicitiren um, bey der Rathlosigkeit einzelner Menschen, dadurch mehrere, wo nicht zu gewinnen, doch äußerst zu beunruhigen.

Daß bey dieser vorgeschlagenen Eile alles mit größter Vorsicht geschehen und das gegenwärtige, so wie das künftige Beste bedacht werden solle, dürfen diejenigen versichern die sich mit Verehrung unterzeichnen Ew. Durchl.

Weimar am 31. Aug. 1803.

unterthänigste treu gehorsamste
J. W. v. Goethe.
C. G. Voigt.

1041.

An den Herzog Carl August.

Als man, nicht ohne Überlegung, das kühne Wort aussprach: die allgemeine Litteraturzeitung in Jena fortsetzen zu wollen, sah man voraus daß, besonders Anfangs, bey jedem Schritt Hindernisse entstehen würden, die sich einzeln wohl würden überwinden lassen.

Nachdem nun schon manches in kurzer Zeit beseitigt und eingeleitet ist; so tritt gleich eine Hauptfrage ein, mit welchen bedeutenden Männern man sich verbinden, wen man zur Theilnahme einladen wolle?

Es sey mir erlaubt von zwey derselben zunächst zu sprechen.

Der Präsident Herder ist durch seine Schriften, seinen Stand, seine Persönlichkeit in großem Ansehen durch ganz Deutschland. Ihn, der sich aus mancherley Ursachen und auf mancherley Weise zurückgezogen, glaubt man für das neue Institut gewinnen zu können, wenn Serenissimus die Gnade hätten die bisher verweigerte Anerkennung[1] bey seiner Rückkunft, aus dem Bade, zu gewähren. Unterzeichneter würde dadurch Gelegenheit erhalten ein, vor kurzem, wieder angeknüpftes altes freundschaftliches Verhältniß zu beleben und ihn mit dem neuen Institute zu befreunden.

Doctor Paulus[2] ist der zweyte den man der Akademie und besonders auch dem Institut zu erhalten wünscht. Der Akademie, weil, nach seinem und Griesbachs Abgang, die Theologische Facultät selbst mit großen Kosten kaum wieder zu restauriren wäre; dem Institut, an dem er bisher den thätigsten Antheil genommen, indem er, bey seinen großen

[1] Des Herder von dem Kurfürsten von Bayern 1801 verliehenen Adels (vergl. Brief 1044).

[2] H. E. Paulus, Professor der Theologie.

Einſichten in den alten und neuen Orient, eine ſehr große Breite der Litteratur beherrſcht und glücklich beurtheilt.

Sein, von allen Seiten her, als unaufhaltſam geſchilderter Abgang ſcheint mir noch zu hintertreiben, wenn Serenissimus geneigt wären, auf irgend eine Weiſe, ihm Fürſorge und Wohlwollen zu bezeigen.

Hofrath von Schiller, der mit ihm in ſehr gutem Verhältniſſe ſteht, könnte deßhalb einen unpräjudicirlichen Verſuch machen.

In der gegenwärtigen Lage bleibt nichts übrig als die Akademie und Zubehör von allen Seiten zu bedenken, und ſowohl die wiſſenſchaftlichen als Landesherrlichen Kräfte ſämmtlich aufzubieten. Ich ſehe ein Vierteljahr von Mühe, Sorge, Verdruß und Gefahren vor mir, welche alle unnütz überſtanden würden, wenn nicht, von oben herein, die Hebel der Gaben, der Gunſt, der Gnade, der Theilnahme gleichfalls angelegt würden.

Weimar am 1. Sept. 1803.

J. W. v. Goethe.

1042.

An Sabine Wolff geb. Schropp.[1]

Madame!

Es hat ſich vor einiger Zeit ein junger Mann bey mir gemeldet und den Wunſch geäußert auf unſerm Theater angeſtellt zu ſeyn. Bey einer genauen Prüfung fand ich daß er nicht ohne Anlage ſey und als ich mich näher nach ſeinen Lebens- und Familienumſtänden erkundigte, erfuhr ich dieſelben beſonders durch Ihren mütterlichen Brief vom 12. Aug. wodurch ich bewogen werde gegenwärtiges an Sie zu erlaſſen.

[1] Die Mutter von Pius Alexander Wolff (1782—1828).

Der Schauspieler befindet sich bey uns keineswegs in der Lage wie etwa noch in Oberdeutschland. Er ist, so lange er sich zu dieser Kunst bekennt, weder von guter Gesellschaft, noch andern wünschenswerthen Verhältnissen ausgeschlossen; so wie er auch, wenn er sie verläßt, wohl Gelegenheit findet irgend eine bürgerliche Stelle zu bekleiden. Es kommt alles darauf an was er leistet, wie er sich beträgt und ob er sich beym Publikum Neigung und Achtung zu erwerben weiß.

In solchen und andern Rücksichten habe ich, nach wiederholtem Gespräch und vielfacher Überlegung, Herrn Wolf nicht abrathen können die Bühne zu betreten. Wird er sich einige Jahre, durch Fleiß, Betragen und Wirthschaftlichkeit, auszeichnen; so ist voraus zu sehen daß er, unter Begünstigung glücklicher Umstände, seiner Natur gemäß, ein zufriednes Leben führen werde.

Stille sowohl als brausende Leidenschaften, welche dem Menschen die Tage verbittern, sind in allen Ständen rege, wie Sie selbst in Ihrer Familie erfahren. Aber glücklicherweise kann man sich auch in jedem Stande sittlich bearbeiten und bilden.

Gönnen Sie Ihrem Sohn fortan Ihre mütterliche Liebe und den Beystand, dessen er in der ersten Zeit noch bedarf, bis er sich, durch sein gesteigertes Talent, in eine bequemere Lage versetzen kann.

Ich wünsche daß Sie sich durch diese Betrachtungen beruhigt fühlen, um so mehr als ich versichern kann daß es nur von dem Betragen des jungen Mannes abhängen wird, bey uns in gutem Verhältniß zu stehen und zu bleiben.

Weimar d. 1. Sept. 1803.

J. W. v. Goethe.

1043.

An Schiller.

Heute iſt es das erſtemal daß mir die Sache[1] Spaß macht. Sie ſollten den Wuſt von widerſprechenden und ſtreitenden Nachrichten ſehen! ich laſſe alles heften und regalire Sie vielleicht einmal damit, wenn alles vorbey iſt. Nur in einem ſolchen Moment kann man am Moment Intereſſe finden. Nach meinem Nilmeſſer kann die Verwirrung nur um einige Grade höher ſteigen, nachher ſetzt ſich der ganze Quark wieder nach und nach und die Landleute mögen dann ſäen! Ich freue mich Ihrer Theilnehmung und ſehe Sie bald.

Weimar d. 6. Sept. 1803. G.

1044.

An J. G. v. Herder.

Zur glücklichen Wiederkehr wünſche Glück! Möge Bade- und Reiſekur guten Erfolg haben!

Deiner Angelegenheit[2] iſt indeſſen auch gedacht worden. Hier das Reſultat:

Du unterzeichneſt dich bey Expeditionen mit dem adelichen praefixo, die Canzeleyen werden angewieſen, dich gleichmäßig zu ehren. Hierdurch wird der gewünſchte Effeckt erreicht, nur daß die Operation nicht durch Reſcripte geſchieht, aus Gründen die bisher der ganzen Sache im Wege ſtanden.

Möge dir hierdurch etwas angenehmes geſchehen! Alles kann bey Seren. Wiederkunft ſogleich berichtigt werden.

[1] Die Angelegenheit der „Litteratur-Zeitung", zu deren Ordnung Goethe am 7. nach Jena ging.

[2] Vergl. Brief 1041, Anmerkung.

Nächſtens mehr, wenn ich komme mich deines Wohlbefindens zu freuen.

W. d. 22. Sept. 1803. Der Deine Goethe.

1045.

An A. W. Schlegel.

Weimar am 2. Octobr. 1803.

Vom werthen Schelling weiß ich leider nichts zu ſagen[1] als daß jeder Gedanke an ihn von dem Bedauern über ſeinen Verluſt begleitet iſt. Man ſagt er ſey in Würzburg wirklich angeſtellt. Ich wünſche ihm, wo er auch ſey, das Glück das er verdient.

So eben gehen mir noch Belobungsſchreiben wegen der geſtrigen Aufführung[2] zu. Man bemerkt daß das Stück in England nie unverkürzt und ſeit 50 Jahren gar nicht mehr gegeben worden weil Garrick ſelbſt einmal daran geſcheitert war. Man erinnert ſich des großen Aufwandes den Herr v. Dalberg in Manheim vormals[3] gemacht hatte ohne das Stück beleben oder lebendig erhalten zu können.

Sie nehmen gewiß Theil an der Freude dieſes Gelingens. An Sorgfalt haben wir es wenigſtens nicht fehlen laſſen. Nächſtens mehr. G.

---

[1] Schlegel hatte angefragt, ob Schelling (ſeit 26. Juni mit Caroline verheiratet) vielleicht bald nach Jena zurückkehre.

[2] Des „Julius Caeſar“ in Schlegels Ueberſetzung. Schiller hatte von der Aufführung einen „großen Eindruck“ gehabt und ſchrieb Goethe: „Es iſt keine Frage daß der Julius Cäſar alle Eigenſchaften hat um ein Pfeiler des Theaters zu werden. Intereſſante Handlung, Abwechslung und Reichthum, Gewalt der Leidenſchaft und ſinnliches Leben vis a vis des Publikums — und der Kunſt gegenüber hat er alles was man wünſcht und braucht. Alle Mühe, die man alſo noch daran wendet iſt ein reiner Gewinn und die wachſende Vollkommenheit bey der Vorſtellung dieſes Stücks muß zugleich die Fortſchritte unſers Theaters zu bezeichnen dienen.“

[3] 1785 und 1786.

Am 3. Octobr.

Bey dem Rumor, welchen die Aufführung des Cäsars erregt, hat es mich sehr gefreut daß das Publikum unaufgefordert einsieht daß nur Ihre Übersetzung eine solche Darstellung möglich gemacht. Ich wünsche daß Sie Zeuge seyn mögen von der guten Disposition die dadurch entstanden.

1046.*

An A. W. Schlegel.

Meine letzten Blätter die ich abschickte, waren, so viel ich mich erinnere, nur voll von Julius Cäsar, und Sie haben gewiß, statt mir diese Leidenschaft zu verargen, mein Interesse getheilt. Heute und morgen Abend beschäftigen mich wieder die Proben davon, um so manches nachzuholen und aufzuputzen. Sonnabend den 8. wird die zweyte Vorstellung seyn.

Einen Kunstgriff muß ich Ihnen noch mittheilen, den ich gebraucht, um die Sinnen zu reizen und zu beschäftigen; ich habe nämlich den Leichenzug viel weiter ausgedehnt als das Stück ihn fordert, und, nach den Überlieferungen aus dem Alterthum, mit blasenden Instrumenten, Lictoren, Fahnenträgern, mit verschiedenen Feretris, welche Städte, Burgen, Flüsse, Bilder der Vorfahren, zum schauen bringen, ferner mit Freygelaßnen, Klageweibern, Verwandten ꝛc. ausgeschmückt, daß ich dadurch auch die rohere Masse heranzuziehen, bey halbgebildeten dem Gehalte des Stücks mehr Eingang zu verschaffen und gebildeten ein geneigtes Lächeln abzugewinnen hoffe.

Ich breche ab mit dem Wunsche daß Sie es selbst sehen mögen; denn sonst käm' ich in Gefahr wieder ein Blatt nach dem andern mit Betrachtungen über den Werth des Stücks, so wie der Übersetzung, über unsere bisherige Leistungen und über unsere ernstlichen Vorsätze auszufüllen . . .

W. d. 6. Octobr. 1803. G.

1047.

An Charlotte Keſtner.[1]

Nicht beſſer weiß ich zu zeigen wie ſehr mich Ihr Andencken, Ihr Zutrauen erfreut, als wenn ich ſogleich vorläufig antworte und ſoviel melde, daß ich heute nach Göttingen geſchrieben und mir von dorther einiges Zeugniß von Lehrern und Freunden Ihres Sohnes erbeten. Was ich gutes erhalte ſoll ſogleich, mit einem Schreiben von mir, an Herrn Stadtſchultheiß Moors abgehen,[2] wovon ich denn Nachricht gebe und zugleich die Abſchriften mitſchicke. Wie ſehr wünſchte ich dadurch etwas zu Erheiterung Ihrer Lage zu wircken, die ich recht herzlich bedaure.[3] Verzeihen Sie die Kürze dieſes Briefs in Rückſicht auf ſeine Beſchleunigung und fahren Sie fort meiner mit alter Neigung und Freundſchaft zu gedencken.[4]

Weimar d. 26. Octb. 1803.

Goethe.

---

[1] Bd. I, S. 166 ff. Lotte hatte Goethe für ihren Sohn Theodor, der ſich als Arzt in Frankfurt niederlaſſen wollte, um Empfehlungen gebeten. Lottes Gatte war im Jahre 1800 geſtorben.

[2] Am 15. Juni ſchrieb Frau Rat an Goethe: „Dein Brief an Stadtſchuldheiß Moors hat Wunder gethann, denn Doctor Käſtner iſt gleich Examinirt und ſodann rezipirt und Burger geworden."

[3] Seine Mutter hatte ihm am 15. September geſchrieben: „Lotte Käſtner war hier, läßt dich vielmahls grüßen — iſt jetzt in Wetzlar — und iſt aus Hanover geflüchtet."

[4] Im Konzept dieſes Briefes findet ſich noch der Satz: „Leben Sie recht wohl und gedenken mein in jenen Gegenden wo wir früher ſo manche angenehme Stunden zubrachten."

1048.

An A. W. Schlegel.[1]

Erlauben Sie, daß ich heute meine eilige Depeſche auf einen gebrochenen Bogen dictire, damit ich nachtragen kann, was mir ſpäter einfallen möchte.

Wir führen hier den Julius Cäſar, wie alle Stücke, die einen größern Apparat erfordern, nur mit ſymboliſcher Andeutung der Nebenſachen auf und unſer Theater iſt, wie ein Basrelief, oder ein gedrängtes hiſtoriſches Gemählde, eigentlich nur von den Hauptfiguren ausgefüllt. Die Shakeſpearſchen Stücke laſſen ſich beſonders ſo behandeln, weil ſie wahrſcheinlich zuerſt für beſchränkte Theater geſchrieben worden. Sie auf eine größere Bühne zu verpflanzen, wo die Wirklichkeit mehr gefordert wird, wenn das Wahrſcheinliche geleiſtet werden ſoll, iſt eine Aufgabe, welche Iffland von ſeinem Standpunkt aus am beſten löſen wird.

Gern füge ich jedoch, nach Ihrem Wunſch, meine Gedanken über Ihre beſonderen Fragen bey.

Den Unbequemlichkeiten, auf die man freylich ſtößt, aus dem Wege zu gehen thue ich folgende Vorſchläge: Man laſſe den dritten Act beyſammen und fange ihn mit der Sitzung des Senates an, allein um die Bänke wegräumen und Cäſars Leiche, ohne daß ſie vor den Augen des Publikums aufgehoben wird, wegbringen zu können, laſſe man nach den Worten des Antonius „Leih deinen Arm mir" einen kurzen Straßenproſpect fallen und ſchiebe eine Scene ein, welche nicht ſchwer zu ſchreiben ſeyn wird. Man bringe einen Theil der vom Capitol fliehenden Senatoren, ſo wie des Volks, in

[1] Schlegel hatte wegen der Berliner Caeſar-Aufführung eine Reihe von Fragen an Goethe gerichtet; er wollte ſich Iffland gegenüber auf Goethes „Beyſpiel" und Darlegungen berufen.

der Agitation vor, die auf eine ſolche That folgen muß. Mitleid mit dem Todten, Furcht vor allgemeinem größerem Übel, perſönliche Furcht u. ſ. w. nur lakoniſch und zur Zeitausfüllung knapp hinreichend, ſo daß ſie ſich an die folgenden Ausrufungen der Bürger auf dem Forum „wir wollen Rechenſchaft, legt Rechenſchaft uns ab“ gleichſam anſchlöſſe.

Die Scene mit Cinna dem Poeten, die auf dem Forum recht gut geſpielt werden kann, möchte ich nicht gern entbehren; ſie ſchließt den höchſt ernſten dritten Act luſtig und ſchrecklich: man ſieht das Volk in ſeiner ausgeſprochenen Vernunftloſigkeit und ſieht es nie wieder.

Die Scene mit den Triumvirn würde ich, zwar ungern, doch lieber entbehren, als ſie an den dritten Act anſchließen, denn ich halte ſelbſt dafür, daß ein anſtändiges ruhiges Zelt, das den ganzen Act über ſtehen bleibt, ſehr gut thun werde. Die Art, wie wir uns, bey Verwandlung aus der erſten in die zweyte Scene, durch einen Baldachin geholfen, war, ſelbſt für unſern knappen Hausrath, etwas zu knapp.

Ich weiß wohl, daß es gut und ſchön iſt, daß Octavius ſich ſelbſt exponire und Lepidus ſo exponirt werde; aber die Wirkung dieſes Auftritts könnte recht gut durch eine kurze Expoſition zwiſchen Brutus und Lucilius, am Anfange des vierten Actes Statt finden, wo man den Zuſchauer, auf eine prägnante Weiſe, von dem Andringen einer mächtigen Gegenpartey und von den unzeitigen Händeln zwiſchen Brutus und Caſſius unterrichten könnte.

Wenn Sie ein paar ſolcher Scenen ſchreiben möchten, ſo theilen Sie mir ſolche mit; oder jeden andern Gedanken den Sie haben, um die Erſcheinung dieſes ſo werthen Stückes bequemer und eindringlicher zu machen.

Dem Poeten, der pag. 116 vom Himmel fällt, aber nach meinem Gefühl unerläßlich iſt, um dem Zuſchauer eine

Diverſion zu machen, und das Vergangene auszulöſchen, habe ich ein Dutzend gereimte Verſe[1] gemacht, wodurch er ſich deutlicher exponirt und ſeine Wirkung lebhafter äußert.

Überhaupt bin ich mit dem Stücke noch immer in einer Art von Conflict, der ſich vielleicht nie löſen kann. Bey der unendlich zarten Zweckmäßigkeit dieſes Stücks, in die man ſich ſo gern verſenkt, ſcheint kein Wort entbehrlich, ſo wie man nichts vermißt, was das Ganze fordert, und doch wünſcht man, zur äußern theatraliſchen Zweckmäßigkeit, noch hie und da durch Nehmen und Geben nachzuhelfen. Doch liegt, wie bey Shakeſpeare überhaupt, Alles ſchon in der Grundanlage des Stoffs und der Behandlung, daß, wie man irgendwo zu rücken anfängt, gleich mehrere Fugen zu kniſtern anfangen und das Ganze den Einſturz droht. Die Vorſtellung auf dem Berliner Theater bringt uns hierüber gewiß zu größerer Klarheit und ich wünſche nichts ſo ſehr, als ein ſo ſchätzbares Werk auf der Bühne erhalten zu helfen.

Leben Sie recht wohl und laſſen mich bald von den Vorſchritten dieſes Unternehmens etwas erfahren.

Weimar, am 27. Oct. 1803.

Goethe.

1049.

An Charlotte Keſtner.

Die ſoeben angekommenen Zeugniſſe von Göttingen habe gleich an Herrn Stadtſchultheiß Moors abgeſendet, ſie klingen vortheilhaft genug und ich wünſche die beſte Wirckung.[2]

Sie haben mir, liebe Freundinn, durch Ihren Brief und dieſen Auftrag große Freude gemacht, wie gern verſetze

[1] Nicht mehr erhalten.

[2] Vergl. Brief 1047, Anmerkung.

ich mich wieder an Ihre Seite, zur ſchönen Lahn, und wie ſehr bedaure ich zugleich daß Sie durch eine ſo harte Nothwendigkeit dahin verſetzt worden; doch richtet mich Ihr eignes Schreiben wieder auf, aus dem Ihr thätiger Geiſt lebhaft hervorblickt. Leben Sie wohl. Gedencken Sie mein, und laſſen mich allenfalls durch Ihren Schwager[1] wiſſen welche Wendung die Angelegenheit Ihres Sohnes nehmen mag. Wiederholt mein

Lebewohl!

Weimar d. 23. Nov. 1803.

Goethe.

1050.

An Schiller.

Wenn ich nicht bey Zeiten ſchreibe, ſo unterbreche ich ſpäter noch ſchwerer das Stillſchweigen; alſo will ich nur ſagen, daß ich dieſe Paar Tage vorerſt angewendet habe um Antworten und Promemorias in allerley Geſchäften los zu werden. Mancherley auf das neue kritiſche Inſtitut[2] beziehendes, das auf eine wunderliche Weiſe zu floriren verſpricht, hat mich auch beſchäftigt. Zunächſt brauche ich vielleicht acht und mehr Tage zur Redaction des Programms, über die Kunſtausſtellung und das Polygnotiſche Weſen.[3] Iſt dieſes in Druckers Händen; ſo will ich ſehen, obs nicht möglich iſt irgend etwas Erfreuliches zu produciren. Geht es nicht, ſo werde ich auch deßhalb mich zu tröſten wiſſen.

---

[1] Cornelius Nidel, Gatte von Amalie Buff.

[2] Die neu eingerichtete „Litteratur-Zeitung“.

[3] Die Maler Franz und Johannes Riepenhauſen in Göttingen hatten zur Kunſtausſtellung zwölf Zeichnungen nach Weimar geſandt, in denen ſie die Gemälde Polygnots in der Lesche zu Delphi, nach der Beſchreibung des Pauſanias, nachzubilden verſuchten.

Recht angenehme Stunden habe ich mit Schelver,[1] Hegel[2] und Fernow zugebracht. Der erſte arbeitet, im botaniſchen Fach, ſo ſchön aus was ich fürs Rechte halte, daß ich meinen eignen Ohren und Augen kaum traue, weil ich gewohnt bin, daß jedes Individuum ſich, aus närriſcher Sucht originaler Anmaßung, vom ſchlichten Weg fortſchreitender Potentiirung, mit fratzenhaften Seitenſprüngen, ſo gern entfernt.

Bey Hegeln iſt mir der Gedanke gekommen: ob man ihm nicht, durch das Techniſche der Redekunſt, einen großen Vortheil ſchaffen könnte. Es iſt ein ganz vortrefflicher Menſch; aber es ſteht ſeinen Äußerungen gar zu viel entgegen.

Fernow iſt, in ſeiner Art, gar brav, und hat eine ſo redliche und rechtliche Anſicht der Kunſterſcheinungen. Wenn ich mit ihm ſpreche, ſo iſt mirs immer, als käme ich erſt von Rom und fühle mich, zu einiger Beſchämung, vornehmer als in der ſo viele Jahre nun geduldeten Niedertracht nordiſcher Umgebung, der man ſich doch auch mehr oder weniger aſſimilirt.

Es iſt merkwürdig, daß das Hiſtoriſche, das ſo viel iſt, wenn es würdige Gegenſtände behandelt, auch etwas an und für ſich werden und uns etwas bedeuten kann, wenn der Gegenſtand gemein, ja ſogar abſurd iſt.

Doch das deutet von je her auf einen jämmerlichen Zuſtand, wenn die Form alle Koſten hergeben muß.

Die Herren[3] ſind übrigens fort und gehen fort und es fällt niemanden ein, als ob dadurch etwas verloren ſey. Man läutet zum Grabe des tüchtigſten Bürgers allenfalls

---

[1] Profeſſor der Botanik, ſeit kurzem, wie auch Fernow, in Jena.

[2] Damals 33 Jahre alt, ſeit zwei Jahren Privatdozent.

[3] Die Profeſſoren, die die Univerſität Jena verließen; ein andermal nennt Goethe ſie die „Abiturienten“.

noch die Stadt zuſammen und die überbleibende Menge eilt mit dem lebhaften Gefühl nach Hauſe, daß das löbliche gemeine Weſen vor wie nach beſtehen könne, werde und müſſe.

Und ſomit leben Sie wohl, leiſten Sie das beſſere, in ſo fern es Ihnen gegönnt iſt. Sagen Sie mir etwas von Zeit zu Zeit, ich will mir zum Geſetz machen wenigſtens alle acht Tage zu ſchreiben, um von meinen Zuſtänden Nachricht zu geben.

Jena am 27. Nov. 1803. G.

1051.*

An C. G. Voigt den Jüngeren.

... Meine Büſte[1] möchte ich nur im äußerſten Nothfall, ſo gern ich ſonſt willig bin, hergeben. Ein ſo guter Abguß wird ſchwerlich wieder hergeſtellt, und die Meinigen haben eine Art von Neigung zu dieſem Exemplar, die bis an den Aberglauben grenzt, die ich gern reſpectire. Übrigens liegt die Form von dieſer Büſte bei mir, woraus man allenfalls wieder einen Abguß nehmen könnte. Ich weiß nicht, ob ſie Wolf oder Hoffmann bei ihrer Abreiſe an mich geſchickt.

Da die Fabrik des Alten Literariſchen Zahnpulvers[2] nun völlig weggewichen, ſo muß man ſehen, ob die Neue in Reinigung des Gebiſſes, welches die Autoren gewöhnlich vernachläſſigen, eine beſſere und durchgreifende Wirkung thut.

Bei meiner Überzeugung, daß jeder Menſch in der Welt ſehr entbehrlich iſt, muß ich mir eine Illuſion machen, daß ich gegenwärtig hier nöthig ſei; das kann man nur durch ununterbrochene Thätigkeit, worin mich eben Freund Meyer zu unterſtützen kommt ...

---

[1] Tieck hatte durch den jungen Voigt bitten laſſen, von ſeiner Goethe-Büſte einen neuen Form-Abguß machen zu dürfen.

[2] Die alte „Allg. Litteratur-Zeitung“.

Leben Sie indeſſen recht wohl. Durch Meyers Ankunft und mancherlei Einſchiebſel werde ich genöthigt früher, als ich wollte, zu ſchließen.

Liebe und Vertrauen.

Goethe.

Jena, am 9. December 1803.

1052.

An Schiller.

Vorauszuſehen war es daß man mich, wenn Mad. de Stael[1] nach Weimar käme, dahin berufen würde. Ich bin mit mir zu Rathe gegangen, um nicht vom Augenblick überraſcht zu werden, und hatte zum Voraus beſchloſſen hier zu bleiben. Ich habe, beſonders in dieſem böſen Monat, nur gerade ſo viel phyſiſche Kräfte um nothdürftig auszulangen, da ich zur Mitwirkung zu einem ſo ſchweren und bedenklichen Geſchäft verpflichtet bin. Von der geiſtigſten Überſicht bis zum mechaniſchen typographiſchen Weſen muß ich's wenigſtens vor mir haben, und der Druck des Programms, der, wegen der Polygnotiſchen Tabellen, recht viele Dornen hat, fordert meine öftere Reviſion. Wie viele Tage ſind denn noch hin, daß das alles fertig ſeyn und, bey einer leidenſchaftlichen Oppoſition, mit Geſchick erſcheinen ſoll? Sie, werther Freund, ſehen gewiß mit Grauſen meine Lage an, in der mich Meyer trefflich ſoulagirt, die aber von niemand kann erkannt werden; denn alles was nur einigermaßen möglich iſt, wird als etwas Gemeines angeſehen. Deßhalb möchte ich Sie recht ſehr bitten mich zu vertreten; denn

[1] Frau v. Staël (1766—1817) kam am 14. nach Weimar; der Herzog hatte tags vorher Goethe davon benachrichtigt und ihn eingeladen, nach Weimar zurückzukehren.

niemanden fällt bey dieſer Gelegenheit der Taucher wohl ein als mir und niemand begreift mich als Sie. Leiten Sie daher alles zum beſten, in ſo fern es möglich iſt. Will Mad. de Stael mich beſuchen, ſo ſoll ſie wohl empfangen ſeyn. Weiß ich es 24 Stunden voraus, ſo ſoll ein Theil des Loderiſchen Quartiers meublirt ſeyn, um ſie aufzunehmen, ſie ſoll einen bürgerlichen Tiſch finden, wir wollen uns wirklich ſehen und ſprechen, und ſie ſoll bleiben ſo lange ſie will. Was ich hier zu thun habe iſt in einzelnen Viertelſtunden gethan, die übrige Zeit ſoll ihr gehören; aber in dieſem Wetter zu fahren, zu kommen, mich anzuziehen, bey Hof und in Societät zu ſeyn, iſt rein unmöglich, ſo entſchieden als es jemals von Ihnen, in ähnlichen Fällen, ausgeſprochen worden.

Dieß alles ſey Ihrer freundſchaftlichen Leitung anheim gegeben, denn ich wünſche nichts mehr als dieſe merkwürdige, ſo ſehr verehrte Frau wirklich zu ſehen und zu kennen, und ich wünſche nichts ſo ſehr als daß ſie dieſe Paar Stunden Weges an mich wenden mag. Schlechtere Bewirthung, als ſie hier finden wird, iſt ſie unterweges ſchon gewohnt. Leiten und behandeln Sie dieſe Zuſtände mit Ihrer zarten, freundſchaftlichen Hand und ſchicken Sie mir gleich einen Expreſſen, ſobald ſich etwas bedeutendes ereignet.

Glück zu allem, was Ihre Einſamkeit hervorbringt, nach eignem Wünſchen und Wollen! Ich rudre in fremdem Element herum, ja, ich möchte ſagen, daß ich nur drin patſche, mit Verluſt nach außen und ohne die mindeſte Befriedigung von innen oder nach innen. Da wir denn aber, wie ich nun immer deutlicher von Polygnot und Homer lerne, die Hölle eigentlich hier oben vorzuſtellen haben, ſo mag denn das auch für ein Leben gelten.

Tauſend Lebewohl! im himmliſchen Sinne.

Jena am 13. Dec. 1803. G.

1053.

An Anne Germaine de Staël-Holstein.[1]

(16. December.)

Voila, Madame, une des contradictions les plus frappantes. Vous Vous trouves a Weimar et je ne vole pas Vous porter les assurances d'un parfait devouement. Cependant je ne me plaindrai pas ni des affaires momentanement compliquees ni des indispositions physiques qui me retiennent ici, ces accidens me sont chers car ils me procurent un bonheur que je n'aurai jamais osè souhaitter. Vous vous approchez de l'heremite qui fera son possible pour ecarter ce qui pourroit l'empecher de se vouer entierement a la bienvenue. Vous eclaireres ces jours tristes, et les soirees infinies passeront comme des momens.

---

[1] In seinen „Tag- und Jahresheften" 1804 schreibt Goethe über Frau von Staël: „Ihre Zwecke waren vielfach: sie wollte das sittliche, gesellige, literarische Weimar kennen lernen und sich über alles genau unterrichten; dann aber wollte auch sie gekannt sein und suchte daher ihre Ansichten ebenso geltend zu machen, als es ihr darum zu thun schien, unsere Denkweise zu erforschen. Allein dabei konnte sie es nicht lassen: auch wirken wollte sie auf die Sinne, aufs Gefühl, auf den Geist, sie wollte zu einer gewissen Thätigkeit aufregen, deren Mangel sie uns vorwarf. Da sie keinen Begriff hatte von dem, was Pflicht heißt, und zu welcher stillen, gefaßten Lage sich derjenige, der sie übernimmt, entschließen muß, so sollte immerfort eingegriffen, augenblicklich gewirkt, sowie in der Gesellschaft immer gesprochen und verhandelt werden. — Die Weimaraner sind gewiß eines Enthusiasmus fähig, vielleicht gelegentlich auch eines falschen, aber das französische Auflodern ließ sich nicht von ihnen erwarten, am wenigsten zu einer Zeit, wo die französische Uebergewalt so allseitig drohte, und stillkluge Menschen das unausweichliche Uebel voraussahen, das uns im nächsten Jahre an den Rand der Vernichtung führen sollte." — Und dann in seinen Ergänzungen zu den Aufzeichnungen in den „Tag- und Jahresheften": „Ihre Gegenwart hatte, wie in geistigem so in körperlichem Sinne, etwas Reizendes, und sie schien es nicht übel zu nehmen, wenn man auch von dieser Seite nicht unempfindlich war. Wie oft mochte sie Geselligkeit, Wohlwollen, Neigung und Leidenschaft zusammengeschmolzen haben! Auch sagte sie einst: ‚Ich habe niemals einem Manne vertraut, der nicht einmal in mich verliebt gewesen wäre'."

Soyes persuadee Madame que je sens tout le prix de Votre bonté et que j'attends avec impatience le moment de Vous exprimer combien je Vous suis attaché.

Je Vous arrange un petit logis dans mon Voisinage et je prie Madame de Schiller de vouloir bien me faire parvenir Vos intentions cette . . . de me marquer le jour de Votre arrivée.

1054.

An Anne de Staël.

(19. December.)

Non Madame ce ne sera pas Vous qui feres par ces neiges le petit mes tres desagreable trajet. Cette semaine me suffit pour arranger les affaires qui me tenoit ici. Samedi je viens me vouer tout a Vous et j'espere que Vous voudrez prendre le diner chez moi avec Mr et Mdme de Schiller. Mon impatience de vous voir Madame s'accroit de jour en jour et Vous series surement contente d'un ancien ami si Vous pouvies lire ce qui passe et repasse dans mon ame. Adieu donc jusqua Samedi jusques Dimanche. N'oublies pas que ces jours en etoit destinés et que j'aurois fait lundi le petit voyage dans votre voiture, de tous ces precieux moments je ne voudrois perdre que le moins possible. Peutetre vous ne penses pas que c'est un ami { importun / exigeant } qui va se presenter. S'il est possible je vous amene Mr Stark.[1]

---

[1] Frau v. Staël wollte Dr. Starck wegen ihrer Tochter konsultieren.

1055.

An Charlotte von Schiller.

Sie ſind ſo freundlich und gut, daß ich ein Paar Worte an Sie zu dictiren wage, ob ich gleich vom böſeſten Humor bin. Dafür bitte ich Sie mir morgen mit den Boten etwas zu ſagen, wie es in Weimar ausſieht.

Mit unſerer Hauptunternehmung[1] geht es gut, ſchön und vortrefflich! Hätte ich bis Neujahr hier bleiben können; ſo wäre alles, was mir obliegt, mit einem gewiſſen behaglichen Geſchick zu löſen geweſen. Daß ich aber Sonnabends nach Weimar ſoll und will, macht mir eine unausſprechliche Differenz, die ich ganz allein dulden, tragen und ſchleppen muß und wofür mir kein Menſch nichts in die Rechnung ſchreibt. Das iſt das Verwünſchte in dieſen irdiſchen Dingen, daß unſere Freundin,[2] der zu Liebe ich, zu gelegner Zeit, 30 Meilen gern und weiter führe, gerade ankommen muß, wo ich dem liebſten was ich auf der Welt habe, meine Aufmerkſamkeit zu entziehen genöthigt bin. Gerade zu einer Zeit, die mir die verdrießlichſte im Jahre iſt; wo ich recht gut begreife wie Heinrich III. den Herzog von Guiſe erſchießen ließ, bloß weil es fatales Wetter war, und wo ich Herdern beneide, wenn ich höre daß er begraben wird.[3]

Demohngeachtet ſollen Sie mich Sonnabends nicht unfreundlich finden und es iſt ſchon etwas beſſer, da ich mir die Erlaubniß genommen habe meinen Unwillen in einigen Worten und Redensarten herauszulaſſen.

Wenn Sie recht freundlich ſind, ſo ſchreiben Sie mir noch einmal vor Sonnabend und ſchicken mir auch ein Blättchen von Schiller und von Frau von Stael. Ich habe nöthiger

[1] „Litteratur-Zeitung".
[2] Frau v. Staël.
[3] Herder war am 18. Dezember geſtorben.

als jemals mich durch Freundschaft und guten Willen zu stützen und zu steifen. Schöben sich die Umstände nicht so wunderlich über einander; so hättet ihr mich so bald nicht wieder gesehen. Und so ein Lebewohl ohne Bitte um Verzeihung wegen meiner Unarten. Es ist heute der zwanzigste! Nach dem Neuenjahre wird es, wills Gott, besser werden.

(Jena, 20.) Decembr. 1803. G.

1056.

An Schiller.

Das ist denn freylich kein erster Act,[1] sondern ein ganzes Stück und zwar ein fürtreffliches, wozu ich von Herzen Glück wünsche und bald mehr zu sehen hoffe. Meinem ersten Anblick nach ist alles so recht und darauf kommt es denn wohl bey Arbeiten, die auf gewisse Effecte berechnet sind, hauptsächlich an. Zwey Stellen nur habe ich eingebogen; bey der einen wünschte ich, wo mein Strich lauft, noch einen Vers, weil die Wendung gar zu schnell ist.

Bey der andern bemerke ich so viel: der Schweizer fühlt nicht das Heimwehe, weil er an einem andern Orte den Kuhreigen hört, denn der wird, so viel ich weiß, sonst nirgends geblasen, sondern eben weil er ihn nicht hört, weil seinem Ohr ein Jugendbedürfniß mangelt. Doch will ich dieß nicht für ganz gewiß geben. Leben Sie recht wohl, und fahren Sie fort uns durch Ihre schöne Thätigkeit wieder ein neues Lebensinteresse zu verschaffen. Halten Sie sich auch wacker im Hades der Societät und flechten Sie Schilf und Rohr nur fein zum derben Stricke, damit es doch auch was zu kauen gebe.

Gruß und Heil.

Weimar am 13. Jan. 1804. G.

[1] Von Wilhelm Tell.

1057.*

An Eichstädt.

Herr Schelle[1] von Leipzig hat ſich ſowohl bey Serenissimo als bey dem Miniſterio gemeldet, um bey der neuen Einrichtung nach Böttigeriſchem[2] Abgang an hieſigem Gymnaſio angeſtellt zu werden; ich erhalte daher den Auftrag mich bey Ew. Wohlgeb. nach ſeiner Lebens- und Lehrweiſe, nach ſeinem Vortrag und ſonſtigen Eigenſchaften zu erkundigen. Hiebey gebe ich Ew. Wohlgeb. im engſten Vertrauen zu bedenken: ob man nicht, wenn man ſich entſchlöſſe einen ſo jungen Mann beim Gymnaſio anzuſtellen, dadurch Raum gewinnen könnte unſern Voß zu erhalten, indem man ihn herüberzöge und ihm eine Oberaufſicht nicht ſowohl über die Schule, als über die Lehrer anvertraute.

Dieſer ſchon frühere Gedanke wurde nur durch die Beſorgniß gehemmt, ob dann wohl auch Voß ſeine eutiniſche Penſion behalten würde, wenn er eine neue Stelle annähme. Doch hievon äußern Sie noch nichts, nur laſſen Sie im Geſpräch den werthen Mann bedenken was er, der Erzproteſtant, wagt, ſich in ein ſolches Pfaffenneſt zu begeben.[3] Man muß den Katholicismus wenig kennen wenn man denkt, daß dieſe ſcheinbare Humaniſation ſtattfinden werde ...

Weimar am 21. Januar 1804.

Goethe.

---

[1] C. G. Schelle, Privatgelehrter in Leipzig.

[2] Böttiger war als Studiendirektor der kurfürſtlichen Prinzen nach Dresden berufen worden.

[3] Nach Würzburg, wohin Voß Anfang des Jahres eine Berufung erhalten hatte; er ging dann aber 1805 nach Heidelberg.

1058.

An Schiller.

Eben war ich im Begriff anzufragen, wie es Ihnen gehe, denn bey dieſem langen Auseinanderſeyn wird es einem doch zuletzt wunderlich.

Heute habe ich zum erſtenmal Mad. de Stael bey mir geſehen; es bleibt immer dieſelbe Empfindung; ſie gerirt ſich mit aller Artigkeit noch immer grob genug als Reiſende zu den Hyperboreern, deren capitale alte Fichten und Eichen, deren Eiſen und Bernſtein ſich noch ſo ganz wohl in Nutzen und Putz verwenden ließe; indeſſen nöthigt ſie einen doch die alten Teppiche als Gaſtgeſchenk, und die verroſteten Waffen zur Vertheidigung hervorzuholen.

Geſtern habe ich Müller[1] geſehen, wahrſcheinlich wird er heute wiederkommen. Ich werde Ihren Gruß ausrichten. Er iſt über das weimariſche Lazareth freylich betroffen, denn es muß recht übel ausſehen, wenn der Herzog ſelbſt auf dem Zimmer bleibt. Bey allen dieſen Unbilden habe ich den Troſt daß Ihre Arbeit nicht ganz unterbrochen worden, denn das iſt das Einzige von dem was ich überſehe, das unerſetzlich wäre; das wenige, was ich zu thun habe, kann noch allenfalls unterbleiben. Halten Sie ſich ja ſtille bis Sie wieder zur förmlichen Thätigkeit gelangen. Wegen Müllers hören Sie morgen bey Zeiten etwas. Das ſchönſte Lebewohl.

Weimar am 23. Jan. 1804.

Auch die neue Litteraturzeitung ſchicke vielleicht noch heute Abend.

G.

---

[1] Joh. v. Müller (1752—1809).

1059.

An Charlotte v. Stein.

Der gute Kriegsrath[1] meldet mir ſeine Verlobung, wozu ich von Herzen Glück wünſche. Mögten Sie vielleicht da es ein ſo ſchöner Morgen iſt mich etwa um eilf Uhr mit Frau v. Helvig beſuchen und erlauben daß ich Ihnen, im kleinſten Zimmer meines Hauſes, die für politiſche und Kunſtgeſchichte ſehr intreſſante Münzſammlung vorzeige.
d. 24. Jan. 1804. Goethe.

1060.

An Schiller.

(24. Januar.)

Noch eine Abendanfrage wie Sie ſich befinden? Mit mir geht es ganz leidlich. Heute Abend war Johannes v. Müller bey mir und hatte große Freude an meinen Münzſchubladen. Da er ſo unerwartet unter lauter alte Bekannte kam, ſo ſah man recht wie er die Geſchichte in ſeiner Gewalt hat; denn ſelbſt die meiſten untergeordneten Figuren waren ihm gegenwärtig und er wußte von ihren Umſtänden und Zuſammenhängen. Ich wünſche zu hören daß die Schweizer Helden ſich gegen ihre Übel wacker gehalten haben. G.

1061.*

An Zelter.

Wie lange, verehrter Freund, habe ich Ihnen geſchwiegen und wie oft habe ich mich Montag und Dienstag zu Ihnen

[1] Fritz v. Stein hatte ſich mit Helene v. Stoſch verlobt.

gewünſcht! Dieſen Winter habe ich faſt gar keine Muſik vernommen, und ich fühle welch ein ſchöner Theil des Lebensgenuſſes mir dadurch abgeht.

November und December gingen vorzüglich hin auf die Vorbereitung unſers litterariſchen Feldzugs. Der Januar behandelte mich nicht zum beſten, doch hatte ich den Kopf frey und war nicht ganz unthätig. Im Februar nahm ich den Götz von Berlichingen vor, um ihn zu einem Biſſen zuſammen zu kneten, den unſer Deutſches Publikum allenfalls auf einmal hinunterſchluckt. Das iſt denn eine böſe Operation, wobey man, wie beym Umändern eines alten Hauſes, mit kleinen Theilen anfängt und am Ende das Ganze mit ſchweren Koſten umgekehrt hat, ohne deßhalb ein neues Gebäude zu haben.

Deſto mehr aus dem friſchen Ganzen iſt Schillers Tell, den Sie nun auch bald ſehen werden ...

Mögen Sie mir bald etwas von ſich ſagen, ſo würden Sie mir ein großes Vergnügen machen; ſchon haben wir einander zu lang geſchwiegen.

Soviel für heute mit dem herzlichſten Gruß.

W. d. 27. Febr. 1804. Goethe.

Eichſtädt hatte Goethe über mehrere ihm für die „Litteratur-Zeitung“ zugegangene Rezenſionen berichtet und u. a. geſchrieben: „Eine Recenſion der Schlegelſchen Blumenſträuße,[1] mit welcher Voß mich in große Verlegenheit ſetzt.“

Hierauf erwidert Goethe in Brief

1062.

An Eichſtädt.

Dieſe Recenſion können wir nicht wohl abdrucken, weil ſie animos iſt ohne gründlich zu ſein. Ich wünſchte ſehr,

[1] A. W. Schlegels „Blumenſträuße italieniſcher, ſpaniſcher und portugieſiſcher Poeſie“ (Berlin 1803).

daß die ganze Angelegenheit der neuen italieniſchen und ſpaniſchen Überſetzungs- und Nachahmungsperiode bey uns recht ausführlich zur Sprache käme, und da möchte denn auch, wenn das Gelungene dargelegt iſt, das Verfehlte zur Sprache kommen. Aber einen Mann wie Schlegel, der ſo viel geleiſtet hat, dürfen wir nicht wie einen Schüler abfertigen.

Ich wünſchte, daß unſer vortrefflicher Voß ſich mit uns überzeuge, daß bey einem ſolchen Unternehmen, wie die Allgemeine Literaturzeitung, gar manches aufgenommen werden muß das nicht völlig mit unſeren Überzeugungen zuſammentrifft. Der Platz iſt zu eng, als daß ich mehr ſagen könnte. Künftig das Weitere.

Weimar d. 29. Februar 1804. G.

Für Goethes Art ſeiner Beteiligung an den Redaktionsgeſchäften der „Litteratur-Zeitung" iſt auch einiges charakteriſtiſch, was er ſchreibt in Brief

1063.*

An Eichſtädt.

(21. März.)

(Brief Eichſtädts:)

Ew. Hochgeboren
wollte ich in vergangener Woche keine unzeitige Störung verurſachen; deſto mehr folgt heute. Nämlich:

A. Ein Brief von Prof. Wagner in Würzburg. Er zeigt ſich auch darin als ein Mann von Kraft und Unternehmung,

(Goethes Antwort:)

Ad A. Mit Herrn Wagner rathe ſachte zu gehen. Der hochfahrende Ton ſeines Briefes gefällt mir

aber ſein Beytritt wird uns manche Noth machen.

nicht. Womöglich verſchaffen mir Ew. Wohlgeb. die Recenſion des Alarcos in den Süddeutſchen pr. Annalen, daß man doch ſehe inwiefern dieſe Klaue auf einen Löwen deute.

Selbſt die beygefügte Anzeige würde ſchwerlich ohne Beleidigung des koburger Hofes in unſerer Zeitung abgedruckt werden können.

Bin derſelben Überzeugung. Auch iſt es kein hübſcher Zug, Notizen von ausgeſchlagnem Ruf ſelbſt ins Publicum zu bringen . . .

D. Eine belletriſtiſche[1] von demſelben[1] und eine andere über daſſelbe Buch von Schorch in Erfurt. Vielleicht aber iſt's am beſten den Schorch wie die Expectorationen in unſerer Zeitung ganz zu übergehen. Ich erwarte darüber Ihren gütigen Wink.

Ad D. Wie ſchon geſagt: über ſogenannte Belletriſtik müſſen wir uns einmal recht ausſprechen. Es giebt immer eine ſchreckliche Marmelade, wenn dilettantiſche Schriften von Dilettanten beurtheilt werden: der Nagel hat keinen Kopf und der Hammer trifft falſch. Hier tritt nun noch gar das Pasquillantiſche mit ein. Bin daher völlig Ihrer Meinung.

[1] Rezenſion von Hennigs.

I. Nachricht über die Jesuiten, aus Heilbronn eingesandt. Würde sie im Intelligenzblatt Anstoß finden?

Ad I. Wäre wohl zurückzulegen. Wollten aber Ew. Wohlgeb. von solchen Notizen sich eine Sammlung machen (betreffend Jesuiten, geheime Gesellschaften, Kryptokatholicismus ꝛc.) so könnte man vielleicht in einiger Zeit von Resultaten Gebrauch machen. Diese Gespenster und Unholden wird man nicht los.

K. Ugolino von Boehlendorff. Vielleicht gefällt es Ew. Hochgeboren ein Wort darüber zu sagen oder eine Anzeige anderswo zu veranlassen.

Ad K. War schon im Manuscript bey mir und konnte ich ihm nichts abgewinnen, wie jetzt im Druck. Ich müßte mich sehr irren oder es ist eine von den Productionen, wie sie jetzt möglich werden: null ohne schlecht zu seyn. Null, weil sie keinen Gehalt hat; nicht schlecht, weil eine allgemeine Form guter Muster dem Verfasser vorschwebt; dabey nicht unangenehm, weil eine leidliche Natur hervorblickt, nichts Unvernünftiges, Fratzenhaftes erscheint — ohnge-

fähr wie Meyers Tobias. Man könnte im belletriſtiſchen Fache recht aufräumen, wenn man gleich ein paar Dutzend ſolcher Arbeiten zuſammennähme und unter dieſer Rubrik abfertigte. Leider aber machen die Mittelmäßigkeiten dem Urtheil mehr zu ſchaffen, als die guten und ſchlechten Werke . . .

1064.*

An Zelter.

So mancher Reiſende zeugt von Ihren Wercken und Thaten, inſofern ſie erſcheinen und nach auſſen wircken; Ihr erquickender Brief läßt mich in's innre ſehen, wo keine Stahlfeder treibt, ſondern ein lebendiger Geiſt anregt. Wie ſchätz ich Sie glücklich daß Sie in dieſem ſelbſtgeſchaffnen Elemente bildend fortwircken und daß Sie hoffen können auch etwas für die Dauer geleiſtet zu haben. Dabey muß man denn auch, däucht mich, der großen Maſſe zu Ehren reden, auf die man oft ſchilt, die aber denn doch die bildſamen Organe hergiebt und auch Mittel verleiht das geleiſtete fortzupflanzen. Wir andern, in unſern engen Kreiſen, thun, wie Zauberer, augenblickliche Wunder und ſehen ſogleich jedes aus der Luft gegriffne Phantom wieder in Luft zerfließen.

Haben Sie Abſchrift oder Conzept Ihres eingereichten Aufſatzes;[1] ſo theilen Sie mir ihn mit, daß ich mich daran labe. Was Sie davon melden iſt ganz nach meinem Herzen.

Freylich haben die Menſchen überhaupt gewöhnlich nur den Begriff vom Neben- und Miteinander, nicht das Gefühl vom In- und Durcheinander, denn man begreift nur was man ſelbſt machen kann, und man faßt nur was man ſelbſt hervorbringen kann. Weil in der Erfahrung alles zerſtückelt erſcheint; ſo glaubt man das Höchſte auch aus Stücken zuſammenſetzen zu können.

Von dem herrlichen Genuß den Sie ſo manchem gewähren bin ich leider getrennt; was ich mir davon im Geiſte zueigne, iſt mir ſchon ein großes Gut. Sagen Sie mir manchmal ein frohes, lebendiges Wort!

Faſt möcht ich ſchließen, doch füge noch einiges beſondre hinzu.

Was unſer Schauſpiel zu leiſten vermag hat ſich beym Tell[2] gezeigt, der recht gehörig gegeben worden. Unſre Oper iſt dagegen deſto unerfreulicher. Geſtern fand ich Ihre ſchönen Bemerckungen über ſo manche Orcheſterpunckte, davon ich keinen Gebrauch machen können, weil ich das Chaotiſche Weſen eben aufgeben mußte. Darf ich etwa die kleinen Aufſätze in das Intell. Blatt der Jenaiſchen ALZ. einrücken laſſen? unter den Strich, am Ende, wo Sie manche gute Bemerckung über Kunſt und Sprache werden gefunden haben. Darf ich W. K. F.[3] drunter ſetzen? Wodurch wir die Aufſätze bezeichnen, die von uns, oder ganz in unſerm Sinne ſind. Wo möglich geben Sie uns auch bald eine Recenſion.

---

[1] Ueber den Zuſtand des Kunſtweſens im preußiſchen Staate.
[2] Erſte Aufführung am 17. März.
[3] Weimarer Kunſt-Freunde.

Mein Schreiber[1] ist von mir weggezogen und so muß ich, nach so vielen Jahren, selbst wieder die Feder ergreifen. Ob ich einen andern finde der mir eben so bequem ist? ob ich eigenhändig ein besserer oder schlimmerer Correspondent werde muß sich zeigen . . .

W. d. 28. März 1804. Goethe.

1065.

An C. G. Voigt.

Hierbey die Tieckischen Entwürfe mit wenig Bemerckungen. Meyer sagte mir daß Sie die Gefangne[2] nicht billigten, wir sind gleicher Meynung. Durch meinen Vorschlag dächt ich wäre der Sache so ziemlich geholfen.

Dem. Maas habe, nach genommener Abrede, mit Wache beehrt. Wegen der Dauer dieser Quasi Strafe wünsche Ihre gefällige Meynung. Wie schlägt man einen Tag Arrest zu Gelde an? ich bin immer so unglücklich dergleichen zu vergessen.

Seren. Gothanus[3] ist denn auch zu seinen Vätern! Bitte um Communication einiger näheren Umstände seiner letzten Tage.

Mich bestens empfehlend

W. d. 23. Apr. 1804. G.

1066.

An Lindenzweig.

Mit dem 26. dieses Monats hört die zeitherige Gage des abgehenden Schauspielers Grüner auf, und von dieser

[1] Geist.

[2] „Die drei Gefangenen“ von P. A. Wolff.

[3] Herzog Ernst II. von Sachsen-Gotha, der am 20. April gestorben war.

Zeit an wird die Gage des gut einſchlagenden Hofſchauſpielers Wolff[1] von fünf auf

Sechs Thaler

wöchentlich erhöht, wovon der Fürſtl. Hof Regiſtrator und Theatercaſſe Rechnungsführer Lindenzweig hiermit benachrichtigt wird.

Signatum Weimar den 31. May 1804.

Fürſtl. Hoftheater Commiſſion daſ.

J. W. v. Goethe. F. Kirms.

1067.

An den Herzog Carl Auguſt.

(5. Juni.)

Ein Billet von Schiller,[2] zu huldvoller Beherzigung, folgt hierbey. Morgen werde bey Zeiten aufwarten.

Goethe.

---

[1] Pius Alexander Wolff.

[2] Schiller, der mit ſeiner Gattin im Mai in Berlin geweſen, hatte dort einen Antrag erhalten, eine feſte Stellung anzunehmen. In dem „Billet“ vom 5. Juni ſchreibt Schiller an den Herzog u. a.: „Ganz unerwartet und ungeſucht geſchahen mir Anträge von Seiten des Cabinetsraths Beyme, mich dort zu fixiren. Man hat mich aufgefordert, meine Bedingungen zu machen, und iſt geneigt mir ſo viel zu bewilligen, als ich zu meiner Exiſtenz in einer großen Stadt würde nöthig haben. Der Ertrag meiner Schriften würde demnach mein reiner Gewinn ſeyn. Aber meine hieſigen Verhältniſſe ſind mir ſo theuer, daß ich mit Freuden auch künftighin zwey Drittheile dieſer Einnahme jährlich zuſetzen will, wenn ich durch die Großmuth Eurer Durchlaucht in den Stand geſetzt werde, Ein Drittheil davon das Jahr für meine Kinder zurückzulegen.“ Der Herzog erwiderte, Schiller möge offen ſeine Forderung ausſprechen. Schiller wandte ſich nun mit obenſtehendem Briefe an Goethe, der ihn mit obigen Zeilen dem Herzog übermittelte. Nach der Unterredung mit Goethe ſchreibt Carl Auguſt an Geh. Rat Voigt: „Mit Goethe habe ich pto Schillers verabredet: Ich will ihm 400 rth. von Joh. an zulegen und bei ſchicklicher Gelegenheit noch 200 rth., indeſſen wollen wir die Sache ein bischen ſtille gehen laßen, damit Schiller vielleicht die Berliner um eine tüchtige Penſion prellen könne, die ſie ihm vielleicht accordiren, wenn er ſich auf gewiſſe accorde mit ſeinen Stücken, und vielleicht auf eine gewiſſe Zeit mit den Berlinern ſetzt, wo er dorten gegenwärtig wäre, um die Aufführung ſeiner theatral. Arbeiten zu dirigiren: mir iſt dieſer Gedanke beigefallen um Schillern für ſein honettes Betragen einen Weg an Hand zu geben, wo er noch beßer ſtehen wird, als wie er es in ſeinem Briefe auszudrücken waget und um meinen Spaß mit den Berlinern zu haben.

Carl Auguſt.“

1068.

An Iffland.

Auf Ew. Wohlgeb. vertrauliche Zuſchriften war ich eben im Begriff zu antworten, als ich vernahm, daß Freund Schiller ſich bey Ihnen befinde.[1] Ich war überzeugt, daß er auch ohne Auftrag Sie meiner dauernden Hochachtung und meines aufrichtigen Zutrauens verſichern würde.

Die theatraliſchen Verhältniſſe haben ſo manches Wandelbare, daß man auf Veränderungen immer vorbereitet ſeyn muß, und wenn es gleich für uns einigermaßen unbequem iſt, daß unſere Schauſpieler auf größeren, und beſſer ausgeſtatteten Theatern eine gute Aufnahme finden, ſo müſſen wir die Ehre für etwas rechnen, die uns dadurch erzeigt wird, und uns wenigſtens einbilden, daß wir zu Beförderung der Kunſt und der Künſtler einiges beytragen. Übrigens iſt nichts gegen ein neueres Engagement zu erinnern, das erſt ſeinen Anfang nimmt, wenn der Termin des alten verlaufen iſt; wobey ich jedoch bemerken will, daß Dem. Maas um frühere Entlaſſung nachgeſucht hat, welche wir jedoch auf keinen Fall gewähren können.

Wegen Götz von Berlichingen melde ich ſogleich ſo bald er mir producibel iſt. Leider will er ſich noch immer nicht auf die Bühne fügen. Eine angebohrne Unart iſt ſchwer zu meiſtern.

Der ich mich mit immer gleichen Geſinnungen unterzeichne

Ew. Wohlgeb.

Weimar
den 14. Juny 1804.

ganz ergebenſten Diener
Goethe.

---

[1] Während deſſen Berliner Aufenthalt.

1069.

An Dr. Nikolaus Meyer.

Daß wir uns im Hauſe eins auf das andere verlaſſen haben, daß Vater, Mutter und Sohn immer eins von dem andern glaubte, daß es für das Überſendete gedankt habe, iſt nunmehr Urſach des ſcheinbaren Undankes geworden.

Sie hatten uns durch das Fäßchen Auſtern ſehr überraſcht. Es war bey warmem Wetter angelangt und der Inhalt fand ſich völlig genießbar. Das beygefügte Stück[1] ward ſehr gut aufgenommen und wirklich, man hätte ein ſehr bärbeißiger Recenſent ſeyn müſſen, wenn man unter ſolchen Umſtänden das Verdienſt dieſer Arbeit nicht hätte anerkennen wollen.

Sehr oft wünſchen wir bey manchem Genuſſe, daß Sie auch, wie vormals, daran Theil nehmen möchten. Beſonders hat unſer Theater durch die Aufführung des Tell zum Schluß des Winters etwas Vorzügliches geleiſtet. Es wird erſt gegen Michael in Druck erſcheinen und das erſte Exemplar, was mir zur Hand kommt, ſoll die Reiſe zu Ihnen ſogleich antreten. Laſſen Sie uns dagegen manchmal etwas von Ihren See- und Handelsproducten zukommen und verſäumen Sie nicht uns von Zeit zu Zeit von Ihrem Befinden Nachricht zu geben.

Der ich mich und die Meinigen zu geneigtem Andenken angelegentlich empfehle.

Weimar am 11. July 1804.

Goethe.

---

[1] Von Corti, der durch Meyer ein Drama an Goethe geſandt hatte mit der Bitte, „keine Notiz von ihm als Schriftſteller zu nehmen, ſondern ſeine kleine Arbeit etwa beim Deſſert, das aber aus dieſen Auſtern beſtehen müßte, gefällig anzuſehen.“

1070.*

An Zelter.

Ihr Aufſatz,[1] verehrter Freund, hat mir und einigen Eingeweihten, denen ich ſolchen communicirt, viel Vergnügen gemacht, ja er hat uns erbaut und wir ſind in unſerer Überzeugung vom Guten und Rechten geſtärkt worden. Er iſt ganz aus dem Grunde des Charakters und Talents hervorgegangen und muß auf einigermaßen empfängliche Gemüther die lebhafteſte Wirkung hervorbringen. Was wird aber die Welt daran finden und daraus machen? die nicht gern hören mag, wenn man die Klagepuncte gegen ſie articulirt, und die freylich nicht daran denken kann einen würdigen Genuß zu ſchaffen, den ſie nicht kennt, ſondern vielmehr nach einem flüchtigen haſcht, der ſich aus ihr ſelbſt gebildet hat und ihr alſo gemäß iſt.

Sehr ſchlimm iſt es in unſern Tagen, daß jede Kunſt, die doch eigentlich nur zuerſt für die Lebenden wirken ſoll, ſich, inſofern ſie tüchtig und der Ewigkeit werth iſt, mit der Zeit im Widerſpruch befindet und daß der ächte Künſtler oft einſam in Verzweiflung lebt, indem er überzeugt iſt, daß er das beſitzt und mittheilen könnte was die Menſchen ſuchen.

Wir ſind darin mit Ihnen einverſtanden, daß der Muſik zuerſt und allein durch den Kirchengeſang zu helfen ſey und daß für ein Gouvernement ſelbſt in jedem Sinne nichts wünſchenswerther ſeyn müßte als zugleich eine Kunſt und höhere Gefühle zu nähren und die Quellen einer Religion zu reinigen, die dem Gebildeten und Ungebildeten gleich gemäß iſt. Sie haben hierüber ſich ſo ſchön und bündig ausgedrückt, daß man nichts hinzuzuſetzen wüßte.

---

[1] Vergl. Brief 1064.

Nun wollten wir aber um der Wirkung willen Ihnen ans Herz legen, daß Sie wo möglich die Oppoſition, in der Sie mit der Zeit ſtehen, verbärgen, auch überhaupt mehr von den Vortheilen welche Religion und Sitten aus einer ſolchen Anſtalt ziehen, als von denjenigen ſprächen welche die Kunſt zu erwarten hat. Zu dem Guten, von dem wir überzeugt ſind, die Menſchen zu bewegen, dürfen wir uns nicht unſerer Argumente bedienen, ſondern wir müſſen bedenken, was ohngefähr die ihrigen wären.

Heute ſage ich nicht mehr, damit gegenwärtiges, das ich ſchon ſo lange verſchoben, fortkomme. Der Aufſatz liegt bey, den ich mir habe abſchreiben laſſen, um ihn manchmal wieder zu leſen und ſolchen Freunden mitzutheilen, die ſich daran erquicken.

Wie ſehnlich wünſchte ich Sie in dem Wirkungskreiſe zu ſehen, außerhalb deſſen Sie, wie ich wohl fühle, nicht zufrieden leben können.

Haben Sie irgend eins meiner, oder eines Freundes Lieder componirt, ſo bitte ich mir ſolche gefällig zuzuſenden. Es iſt zwar jetzt alles ton- und klanglos um mich her, aber was von Ihnen kommt, verſchaffe ich mir doch zu hören und ich fühle mich wieder auf eine ganze Zeit erfriſcht . . .

Leben Sie recht wohl und gedenken mein und ſchreiben mir bald wieder.

W. d. 13. Juli 1804. G.

1071.*

An Chriſtiane Vulpius.

Ich habe mich lange nicht ſo wohl befunden als dieſe Tage her, ſogar habe ich wieder Luſt zum Götz, deßwegen

iſt mirs doppelt lieb daß du auch vergnügt in Lauchſtedt biſt. Bleibe ſo lange dort als es dir gefällt und laß dir vom Caſſier[1] geben was du brauchſt. Von deiner Leipziger Reiſe hoff ich gutes zu hören. Es iſt recht artig daß du dieſe Stadt auch einmal auſſer der Meſſe ſiehſt . . .

Lebe recht wohl und vergnügt. Im Hauſe geht alles recht ordentlich und zu meiner Zufriedenheit. Dein Geiſtchen ſcheint darin umzugehen und alles anzuordnen. Alles grüßt.

W. d. 17. Jul. 1804. G.

1072.

An Chriſtiane Vulpius.

Dein Brief mit der Poſt kam zu rechter Zeit an, auch der heutige durch den Boten. Ich wünſche dir Glück daß alles ſo gut geht und freue mich herzlich darüber. Hier im Hauſe geht alles auch in der Ordnung. Voßens waren vier Tage hier und da war das Eſſen recht ordentlich. Es iſt noch kein Verdruß vorgefallen. Carl beſonders macht alles nach meinem Sinn.

Ich bin am Götz und wenn ich noch vierzehn Tage fortfahre; ſo kann ich damit zu Rande kommen.

Nun dächte ich du ſchickteſt Sonntag den 29ten den Wagen, da könnte Dienſtag d. 31. Jul. Guſtel und Herr Riemer[2] abfahren und es hinge von dir ab Montag d. 6. Aug. oder acht Tage ſpäter zurückzukommen. Solange dir's Freude macht, ſolange bin ich es auch zufrieden. Die Stunden die ich ſonſt mit dir verplaudere arbeite ich am Götz und ſo wird auch dir ein Vergnügen auf deine Rückkunft bereitet.

---

[1] Des dort gaſtierenden Weimarer Theaters.

[2] Fr. Wilh. Riemer (1774—1845), ſeit September 1803 Auguſts Hauslehrer ſpäter (1812) Profeſſor am Weimarer Gymnaſium, von 1816 an der Weimarer Bibliothek. Er war vielfach Goethes Sekretär.

Grüße die Theaterfreunde und mache ihnen begreiflich daß die freymüthigen und eleganten Misgönner erst ihren Zweck erreichen, wenn man sich ärgert. Freylich muß es die Neider verdrießen wenn die Königin Mutter von Preußen überall sagt und wiederhohlt daß sie in Berlin so eine Vorstellung nicht zusammenbringen wie die vom Tell die sie in Lauchstedt sah. Das macht bös Blut und Galle die sie dann in ihren Blättern ausschütten.

Lebe recht wohl und vergnügt, und schreibe fleißig. Waschwasser kommt mit, Wein soll folgen.

W. d. 24. Jul. 1804.

G.

1073.

An Christiane Vulpius.

Die Kutsche ist glücklich angekommen und August war ausser sich für Freuden als er vernahm wo es hinaus sollte. Er kommt nun mit Riemer und ich wünsche euch zusammen viel Vergnügen. Ich freue mich sehr daß dir alles nach Wunsch geht und bin recht wohl zufrieden daß du d. 6. August auf deinen Geburtstag nach Tische bey mir wieder eintreffest. Ich will eine Flasche Champagner parat halten um dich gut und freundlich zu empfangen. Denn mich verlangt sehr dich wieder zu haben. Im Hause geht alles ordentlich. Nach Lauchstedt kann ich nicht. Sage aber der Gesellschaft daß wie sie ankommen Leseprobe vom Götz seyn wird. Grüsse alles. Und gedencke mein. Auf baldiges Widersehn.

W. d. 28. Jul. 1804. G.

1074.

An Zelter.

Für die durch Dem. Amelang[1] überschickten Comödienzettel danke vielmals. Auf das Schillerische Lied[2] freue ich mich; es soll so gut als möglich executirt werden, sobald unsere Umgebung wieder zu klingen anfängt.

Von meinem Götz von Berlichingen hoffe in vier Wochen Leseprobe zu halten. Daß es damit so weit kommt, bin ich Ihnen ganz allein schuldig. Ich begriff nicht, warum ich seit einem Jahr in dieser Arbeit Penelopeisch verfuhr und was ich gewoben hatte, immer wieder aufdröselte. Da las ich in Ihrem Aufsatz:[3] was man nicht liebt, kann man nicht machen. Da ging mir ein Licht auf und ich sah recht gut ein, daß ich die Arbeit bisher als ein Geschäft behandelt hatte, das eben auch so mit andern weggethan seyn sollte, und deswegen war es auch geschehen, wie es gethan war, und hatte keine Dauer. Nun wendete ich mehr Aufmerksamkeit und Neigung, mit mehr Sammlung, auf diesen Gegenstand und so wird das Werk, ich will nicht sagen gut, aber doch fertig.

Nun wollte ich Sie um ein Paar kleine Stücke Musik bitten, erstlich zu Georgens Lied: Es fing ein Knab ein Vögelein, das Sie, wie ich glaube, schon componirt haben. Zweytens um einen sanften, andächtigen, herzerhebenden vierstimmigen Gesang, mit lateinischem Text, der ohngefähr acht Minuten dauert. Es kann ein Stück aus einer Messe seyn, oder was es auch sonst ist.

Wie sehr wünschte ich, daß wir uns näher wohnten, oder beyde mobiler wären; denn es ist nicht zu berechnen,

---

[1] Schauspielerin.
[2] Berglied.
[3] Ueber den Zustand des Kunstwesens im preußischen Staate.

was dauernde wechſelſeitige Mittheilung hervorbringt. Laſſen Sie uns alſo wenigſtens von Zeit zu Zeit ſchriftlich communiciren.

Schiller hat in ſeinem Tell ein treffliches Werck geliefert deſſen wir uns alle zu erfreuen haben.

Tauſend Lebewohl.

W. d. 30. Jul. 1804.

Goethe.

1075.

An W. v. Humboldt.*

(30. Juli.)

Vorliegendes Blättchen No. 1[1] hatte ich ſchon vor Monaten an Ihre liebe Dame geſchrieben; ſie iſt die Zeit hier geweſen und ich habe das Vergnügen gehabt mich mit ihr zu unterhalten; ſie iſt, wie ich höre, glücklich in Paris an- und niedergekommen.[2] Möge ſie nun auch bald Ihren Herrn Bruder[3] dort umarmen, der für uns gewiſſermaßen von den Todten wieder auferſteht. Ihr lieber Brief vom 25. Februar iſt mir ſeiner Zeit auch richtig geworden und ich merke jetzt, indem ich die lange Pauſe, worin ich nichts von mir hören laſſen, überdenke, in welchen ſonderbaren Bewegungen mir dieſe Zeit verſtrichen.

Schillers Tell iſt ſchon eine Weile fertig und geſpielt, ein außerordentliches Product, worin ſeine dramatiſche Kunſt neue Zweige treibt und das, mit Recht, eine große Senſation macht. Sie werden es auch bald erhalten; denn es wird ſchon daran gedruckt.

---

[1] Ein Brief an Caroline v. Humboldt vom 25. Januar.

[2] Mit einem Mädchen, das nach wenigen Wochen ſtarb.

[3] Alexander v. Humboldt kehrte aus Südamerika zurück.

Ich habe mich zu einem Verſuch verführen laſſen meinen Götz von Berlichingen aufführbar zu machen. Dieß war ein faſt unmögliches Unternehmen, indem ſeine Grundrichtung antitheatraliſch iſt, auch habe ich, wie Penelope, nun ein Jahr immer dran gewoben und aufgedröſelt, wobey ich viel gelernt, ich fürchte aber, zu dem vorliegenden Zweck, nicht alles geleiſtet habe. In ohngefähr ſechs Wochen denke ich ihn zu geben[1] und Schiller wird Ihnen wohl ein Wort darüber ſagen . . .

Überhaupt iſt man in Weimar wie im Himmel, ſeitdem der Böttigeriſche Kobold weggebannt iſt; auch geht es auf unſerer Schule recht gut. Voßens älteſter Sohn[2] iſt als Profeſſor angeſtellt, der von ſeinem Vater dieſe gründliche Neigung zum Alterthum und beſonders von der Sprachſeite geerbt hat, worauf doch alles bey einem Schulmanne ankommt.

Riemer hält ſich in meinem Hauſe auch recht gut und ich bin mit den Fortſchritten meines Knaben, der freylich mehr Neigung zum Gegenſtand als zum Ausdruck hat, ganz leidlich zufrieden.

Das Project der Frau von Stael einen Theil des Sommers hier zuzubringen iſt durch den Tod ihres Vaters vereitelt worden. Sie hat Schlegeln[3] von Berlin mitgenommen, ſie ſind zuſammen in Coppet und werden wohl gegen den Winter nach Italien kommen. Ein ſolcher Beſuch muß Ihnen, werther Freund, erfreulicher ſeyn als mancher andere . . .

Daß Sie an meiner natürlichen Tochter Vergnügen gehabt, gereicht mir zu großem Troſte. Denn wenn ich gegen meine abweſenden Freunde ſo lange ſtumm bin, ſo iſt

[1] Die erſte Aufführung erfolgte am 22. September.

[2] Joh. Heinrich Voß (1779—1822).

[3] A. W. Schlegel begleitete Frau v. Staël nach Italien, Paris und dem Schloß Coppet am Genfer See.

mein Wunſch durch das was ich im Stillen arbeite, mich endlich auf einmal wieder mit Ihnen in Verhältniß zu ſetzen. Leider bin ich von dieſer Arbeit abgekommen und weiß nicht, wenn ich die Folge werde leiſten können.

Haben Sie die zwanzig lyriſchen Gedichte geſehen, die in einem Taſchenbuche dieſes Jahres[1] von mir herausgekommen ſind? Einiges befindet ſich darunter das Ihnen nicht mißfällig ſeyn ſollte. Vergelten Sie nicht gleiches mit gleichem und ſchreiben mir bald. Theilen Sie mir manche Bemerkungen über Länder, Nationen, Menſchen und Sprachen mit, die ſo belehrend und aufforderud ſind. Verſäumen Sie auch nicht mir von Ihrer und der lieben Ihrigen Geſundheit etwas zu melden.

1076.

An Chriſtiane Vulpius.

Daß ihr den Montag wiederkommt freut mich ſehr, ich wollte ihr wärt ſchon da. Wenn man zuſammen iſt; ſo weiß man nicht was man hat, weil man es ſo gewohnt iſt. Wir wollen recht vergnügt dieſe ſchönen Monate noch zuſammen leben.

Im Hauſe geht alles recht gut und ich kann durchaus zufrieden ſeyn. Auf deine Erzählungen freue ich mich ſehr, auch hier paſſirt einiges merckwürdige.

Schiller iſt leider in Jena ſehr kranck geweſen, aber wieder auſſer Gefahr. Die Frau iſt glücklich von einer Tochter[2] entbunden.

Lebet recht wohl und vergnügt euch und kommt glücklich wieder. Ich liebe dich von ganzem Herzen.

W. d. 1. Aug. 1804. Goethe.

---

[1] „Taſchenbuch auf das Jahr 1804“. Herausgegeben von Wieland und Goethe.
[2] Emilie, am 25. Juli.

1077.*

An Schiller.

Ihre Hand wieder zu ſehen war mir höchſt erfreulich. Über Ihren Unfall, den ich ſpät erfuhr, habe ich gemurrt und mich geärgert, ſo wie ſich meine Schmerzen gewöhnlich auslaſſen. Sehr herzlich freue ich mich daß es beſſer geht. Halten Sie Sich nur ruhig in dieſer heißen Zeit.

Von Zelter folgt hier ein Brief an mich und Sie. Es iſt eine grundwackre und treffliche Natur, die unter Päpſten und Kardinälen, zu recht derber Zeit, hätte ſollen gebohren werden. Wie jämmerlich iſt es ihn, auf dieſem Sand, nach dem Elemente ſeines Urſprungs ſchnappen zu ſehen ...

W. d. 5. Aug. 1804. G.

1078.*

An den Prinzen Auguſt von Gotha.

... Ich habe mich jederzeit ſorgfältig bey allen Gothanern, die ich geſehen, um Ew. Durchl. Befinden erkundigt und mit Vergnügen vernommen, daß Ihre Heiterkeit, wie immer, diejenigen Übel überwiegt, denen man mehr oder weniger nicht ausweicht. Um von mir zu reden, ſo habe ich bisher in allerley unerwarteten und unerwünſchten Thätigkeiten gelebt, und wie gar manches in der Welt einen umgekehrten Gang nimmt, ſo häufen ſich die Forderungen, die an uns geſchehen, mit dem Alter, das uns ihnen genug zu thun unfähiger macht, anſtatt daß wir in der Jugend aus Mangel an Einſicht und Verbindungen oft nicht wiſſen, wo wir mit unſern Kräften hin ſollen. Erlauben mir Ew. Durchl. dieſe allgemeine Betrachtung anſtatt der beſondern, die ſich mir

beym Schreiben aufdringen, und vergönnen mir die Erzählung manches Erfreulichen und Unerfreulichen bis auf den Augenblick zu verſparen, in welchem ich das Glück haben werde aufzuwarten, den zu beſchleunigen mir jetzt eine wahre Angelegenheit iſt. Unter manchen andern Dingen beſchäftigt mich gegenwärtig die Umarbeitung des Götz von Berlichingen, wobey ich mir wie eine Schlange, die ſich in den Schwanz beißt, als ein wahres Symbol der zeitlichen Ewigkeit vorkomme. Ohngefähr in ſechs Wochen hoffe ich ihn ſpielen zu laſſen und nach dreyßig Jahren von dieſem wiedergebornen Mondkalb zum zweytenmal entbunden zu werden. Iſt es mir möglich, ſo halte ich meinen Kirchgang zu Ihnen; wenigſtens will ich mich auf dieſes Feſt, wenn es mir auch nicht gewährt ſeyn ſollte, zum Voraus freuen. Erhalten Sie mir ein gnädiges Andenken, empfehlen Sie mich dem verehrten Franckenbergiſchen Hauſe[1] und bleiben meiner, obgleich oft ſtummen, doch ewig treuen Anhänglichkeit verſichert.

Abgeſchickt d. 6. Aug. 1804.

1079.

An Zelter.

Für die baldige Überſendung des Liedchens[2] danke ich zum allerſchönſten, und will nun etwas näheres wegen des Chors zu Götz ſagen. Es wird eigentlich zur Trauung von Maria und Sickingen geſungen. Der einfache Kirchzug geſchieht mit Geſang übers Theater, eine Orgel kann man recht gut von weitem hören, und da die Capelle zunächſt iſt, ſo hört man auch den Geſang fort, indeſſen außen eine Scene vorgeht. Sie werden daher die Güte haben etwa

[1] Familie des Miniſters S. Fr. Ludwig v. Franckenberg.
[2] Georgs Lied im „Götz“.

Worte aus einem Pſalm zu wählen. Der Charakter iſt, wie Sie bemerken, feyerlich und ſanft, ins Traurige ziehend, wegen der Umſtände, und die folgende Scene vorbereitend, wo die eben erſt Getrauten vom Götz gleichſam fortgetrieben werden. Alles wohl überlegt, ſo haben Sie völlig recht, daß acht Minuten zu lang iſt; wir wollen uns mit vieren begnügen, welche auszufüllen völlig in meiner Gewalt ſteht.

Wegen des Tabaks[1] kann ich folgendes melden:

Er war allerdings von unſerer gnädigen und gütigen Fürſtin, der Herzogin Mutter, welche dieſe Schachtel in Neapel hatte geſchenkt bekommen und dieſen Schatz lange Zeit aufbewahrt hatte. Wo alſo eine gleiche herzunehmen? wäre eine ſchwer zu beantwortende Frage. Nun kommt es darauf an, ob ſich etwa ein ähnlicher irgendwo entdecken läßt. Hie und da möchte wohl noch etwas dergleichen in den Garderoben unſerer hohen Gönner zu finden ſeyn, an Erkundigung ſoll es nicht fehlen und ſobald ſich etwas zeigt, ſoll es überſendet werden. Es wird mir eine große Freude ſeyn, wenn ich Ihnen wieder eine Proviſion verſchaffen kann.

Die Melodie des Ständchens iſt ſehr angenehm und paßt freylich beſſer auf mein Lied, als mein Lied auf die Reichardtiſche ſehr lobenswürdige Melodie paßt, wofür Ihnen alſo der ſchönſte Dank bebracht ſeyn ſoll.

Das Liedchen für George iſt ganz zweckmäßig ohne Inſtrumental Muſik. Wir wollen ſehen wie ſich das Knäblein herauszieht.

Ich verlange ſehr dieſen umgearbeiteten Götz außer mir zu ſehen. Ich wäre ſchon lange damit fertig, wenn mich nicht ſeine Länge incommodirt hätte; denn indem ich das Stück theatraliſcher machen wollte, ſo wurde es eher länger als kürzer; das Zerſtreute wurde zwar geſammelt,

[1] Spaniol.

aber das Vorübergehende wurde beharrlich; es wird immer noch nahe an vier Stunden ſpielen. Sollte es in Berlin gegeben werden, ſo bitte ich Sie gar ſehr mir gleich von dem erſten Eindruck zu ſchreiben, den es auf Sie macht; denn außer der Expoſition der erſten anderthalb Acte, welche faſt ganz geblieben ſind, iſt das Stück durchaus decomponirt und recomponirt.

Grüßen Sie mir Ihre liebe Frau und danken Sie ihr für den Antheil an meinen Söhnen und Töchtern. Leider ſteht es mit der Fortſetzung der natürlichen Tochter noch im weiten Felde. Ja ich bin ſogar manchmal verſucht den erſten Theil zu eigentlich theatraliſchen Zwecken zu zerſtören und aus dem Ganzen der erſt intendirten 3 Theile ein einziges Stück zu machen. Freylich würden die Situationen, die nach der erſten Anlage vielleicht zu ſehr ausgeführt ſind, nunmehr allzu ſkizzenhaft erſcheinen. Leben Sie wohl und verzeihen heute ein confuſes Geſchreibe.

W. d. 8. Aug. 1804. G.

1080.

An Eichſtädt.

Die Theilnahme des Herrn Bernhardi[1] an unſerm Inſtitute iſt von ſolcher Bedeutung, daß ich ſehr wünſche, man möchte ſich auch über den gegenwärtigen Fall vereinigen. Ich theile nur im Allgemeinen und wie die Stunde mich drängt, aus dem Stegreif meine Gedanken mit.

Jeder Dichter baut ſein Werk aus Elementen zuſammen, die freylich der Eine organiſcher zu verflechten vermag, als

[1] Aug. Ferd. Bernhardi (1770—1820), Berliner Schulmann, Tiecks Schwager, ſollte Schillers Gedichte für die „Litteratur-Zeitung“ rezenſieren; die Rezenſion iſt jedoch nicht erſchienen.

der Andere, doch kommt es auch viel auf den Beſchauer an, von welcher Maxime dieſer ausgeht. Iſt er zur Trennung geneigt, ſo zerſtört er mehr oder weniger die Einheit, welche der Künſtler zu erringen ſtrebt; mag er lieber verbinden, ſo hilft er dem Künſtler nach und vollendet gleichſam deſſen Abſicht.

Man kann in Raphaeliſchen Frescogemälden zeigen, wie ſie theilweiſe ausgeführt worden, wie die Arbeit dem Künſtler einen Tag beſſer gelang, als den andern; dazu muß man aber das Bild ganz nah unterſuchen, und jedes Bild will doch aus einiger Ferne genoſſen ſeyn.

Wenn gewiſſe mechaniſche Behandlungsweiſen, wie Kupferſtich und Moſaik, in der Nähe vor dem Auge ſich in ihre techniſche Atome zerlegen, ſo fallen die höchſten Kunſtwerke, Odyſſee und Ilias, vor dem Scharfblick eines trennenden Kritikers auseinander. Ja, wer wird läugnen, daß ſelbſt Sophokles manchmal ſeine Purpurgewänder mit weißem Zwirn zuſammengenäht habe.

Das alles ſoll nur ſoviel andeuten, daß der Dichter, beſonders der moderne, der lebende, Anſpruch an die Neigung des Leſers, des Beurtheilers machen und vorausſetzen darf, daß man conſtructiv mit ihm verfahre und nicht durch eine disjunctive Methode ein zartes, vielleicht ſchwaches Gewebe zerreiße oder den etwa ſchon vorhandenen Riß vergrößere.

Herr Bernhardi ſcheint die Härte ſeiner trefflichen Bemerkungen ſelbſt zu fühlen, indem er ſagt: manches ſcheint hier hart, weil ich das individuell bindende Princip nicht ausführen kann, weil die Verhältniße fehlen zur abſoluten Kunſt ꝛc.; ferner: bey dem edlen Dichter erſcheint die Disharmonie als irdiſche Bedingung einer ſchönen Natur, als menſchliche Schwäche einer edlen Seele, als negatives Glied eines ſchönen Gegenſatzes.

Könnte Herr Bernhardi bey Beurtheilung der Werke unſeres Freundes von dieſen lebendigen und belebenden Principien ausgehn, könnte er bey der Behandlung mit billiger Milde verfahren, ſo brauchte nichts von den Geſinnungen und Überzeugungen verſchwiegen zu werden und das Reſultat müßte dem Dichter, ſeinen Freunden und dem Publicum höchſt erwünſcht ſeyn.

Noch eins! Bey ſtrenger Prüfung meines eignen und fremden Ganges in Leben und Kunſt fand ich oft, daß das, was man mit Recht ein falſches Streben nennen kann, für das Individuum ein ganz unentbehrlicher Umweg zum Ziele ſey. Jede Rückkehr vom Irrthum bildet mächtig den Menſchen im Einzelnen und Ganzen aus, ſo daß man wohl begreifen kann, wie dem Herzensforſcher ein reuiger Sünder lieber ſeyn kann, als neunundneunzig Gerechte. Ja, man ſtrebt oft mit Bewußtſeyn zu einem ſcheinbar falſchen Ziel, wie der Fährmann gegen den Fluß arbeitet, da ihm doch nur darum zu thun iſt gerade auf dem entgegengeſetzten Ufer anzulanden.

Wie man endlich unſerm Dichter durchaus die Lieblichkeit abſprechen könne, will mir nicht zu Sinne. Sollte nicht z. B. im Wallenſtein ſich das Verhältniß zwiſchen Max und Thekla und was daher entſpringt in hoher, wünſchenswerther Anmuth darſtellen?

Freylich müßte es erſt recht erfreulich und belehrend ſeyn, ſich mit einem Manne wie Herrn Bernhardi über unſere literariſche Angelegenheiten mündlich ausführlich zu unterhalten; alsdann würde das, was in aphoriſtiſchen ſchriftlichen Wechſelerklärungen ſtreng, hart und einſeitig erſcheint, ſich bald in lebhafte Schätzung der unbedingten Kunſt und in milde Würdigung des bedingten dichteriſchen Individuums auflöſen.

Jena den 15. September 1804. G.

1081.

An Zelter.

Sie erhalten den verlangten Brief, den ich mir gelegentlich wieder erbitte. Ich glaube wohl, daß Judas Iſcharioth[1] in Berlin wenig Glück gemacht hat. Man muß ein Sonntagskind ſeyn, wenn man das Verdienſt eines ſolchen Gegenſtandes gewahr werden will. Dagegen findet ſich in dem Verzeichniß der Berliner Ausſtellung manche Seite, ja manches Blatt, worauf geſchrieben ſtehet, was auf dem Gemählde nicht zu ſehen iſt und nicht zu ſehen ſeyn kann.

Daß ich nicht an Ihren Vorleſungen Theil zu nehmen im Stande bin, thut mir ſehr leid. Zwar iſt es meiner Natur gemäß an einem kleinen Orte zu leben; aber das ſchlimmſte iſt, daß man da faſt nichts zu genießen hat, als was man ſich ſelbſt auftiſcht, da man an großen Orten oft und bequem zu Gaſte gehen kann.

Bey Gelegenheit des zu Gaſte Gehens fällt mir ein irdiſch Bedürfniß ein, das Sie recht gut befriedigen können. Schicken Sie mir doch mit dem Poſtwagen einen halben Scheffel ächte märkiſche Rübchen, nur laſſen Sie ſolche gut emballiren, damit ſie nicht gleich von der Kälte leiden. Dagegen ſende ich nächſtens wieder einige griechiſche Früchte, die den großen Vorzug haben, daß ſie Leib und Seele zugleich erquicken. Tauſend lebe wohl.

W. d. 16. Dez. 1804.

J. W. v. Goethe.

---

[1] Ein Bild, deſſen Beſchreibung Zelter am 7. Oktober geſandt hatte.

1082.

An Schiller.

Sagen Sie mir, beſter Freund, ein Wort von Sich und Ihren Arbeiten. Meine Verſuche mich der hohen und ſchönen Welt zu nähern ſind mir nicht zum Beſten gelungen. Wenigſtens auf einige Tage bin ich wieder in's Haus zurückgedrängt. Da möcht ich denn etwas erfreuliches von Ihrer Warte her. Und zugleich fragen ob Ihre Dame wohl morgen früh den Donnerstag mit den Freundinnen bey mir feyern möchte. Wohlſeyn und Stimmung!

d. 9. Jan. 1805. G.

Eben höre ich daß die Hoheit[1] uns morgen beglückt. Es wäre recht artig wenn Sie ſich entſchlöſſen auch Theil zu nehmen.

1083.

An Schiller.

(17. Januar.)

Ob nun nach der alten Lehre die humores peccantes im Körper herumſpazieren, oder ob nach der neuen die verhältnißmäßig ſchwächeren Theile in Désavantage ſind, genug bey mir hinkt es bald hier, bald dort, und ſind die Unbequemlichkeiten aus den Gedärmen ans Diaphragma, von da in die Bruſt, ferner in den Hals und ſo weiter ins Auge gezogen, wo ſie mir denn am allerunwillkommenſten ſind.

Ich danke Ihnen, daß Sie der geſtrigen Vorſtellung[2] haben beywohnen wollen. Da das Stück günſtig aufgenommen

[1] Erbprinzeſſin Maria Paulowna.

[2] Goethes „Mitſchuldige“ waren am 16. Januar zum erſten Male in Weimar gegeben worden, zuſammen mit dem „Bürgergeneral“, der ſeit 1798 im Weimarer Repertoire war.

worden, so läßt sich noch manches dafür thun, wie schon jetzt geschehen ist: denn es ist verschiedenes geändert. Mich dünkt, die Hauptsache kommt darauf an, daß man das, was allenfalls noch zu direct gegen die Decenz geht, mildere und vertusche, und daß man noch etwas heiteres, angenehmes, herzliches hineinretouchire. Bey den paar Proben, die ich im Zimmer hatte, ist mir manches eingefallen. Ich schicke Ihnen gelegentlich das Theaterexemplar, wo Sie die Veränderungen, die ich in diesem Sinne gemacht, schon beurtheilen können und mir Rath geben werden zu ferneren. Auch wird man die Schauspieler mehr bearbeiten können, da es doch der Mühe werth ist: denn ein Stück mehr auf dem Repertorium zu haben, ist von größerer Bedeutung als man glaubt.

Den Bürgergeneral will ich ehstens vornehmen. Ich dachte schon die dogmatische Figur des Edelmanns ganz herauszuwerfen; allein da müßte man einen glücklichen Einfall haben am Schluß die widerwärtigen Elemente durch eine Schnurre zu vereinigen, damit man den Deus ex machina nicht nöthig hätte. Das müßte man denn gelegentlich bedenken.

Da Oels bis auf den 26. Urlaub hat, so würde man wohl bey der frühern Austheilung[1] bleiben. Ich wünsche zu hören, wie weit Sie sind und wann Sie glauben Leseprobe halten zu können.

Da ich sobald noch nicht ausgehen kann, so besuchten Sie mich vielleicht bey guter Tageszeit auf ein Stündchen, vielleicht im Mittage. Ich würde Ihnen dazu den Wagen schicken.

Ich wünsche, daß Sie wohl leben und an eigene Plane denken mögen.

G.

---

[1] Der „Phädra“ in Schillers Uebersetzung.

1084.*

An Eichstädt.

. . . Was das philoſophiſche Fach betrifft, ſo laſſen Sie uns auf dem Wege verharren, den wir eingeſchlagen haben und der ſich ſchon als der beſte bewährt hat. Überhaupt müſſen wir von Rechts wegen beſſer wiſſen, was dem Publicum frommt, als es ſelber. Die Bürger einer Stadt können verlangen, daß die Brunnen laufen und daß Waſſer genug da ſey, aber woher es zu nehmen, das iſt des Röhrmeiſters Sache. Das Publicum in ſeiner Dunkelheit verlangt immer Waſſer über Waſſer und perhorrescirt oft die ergiebigſten Quellen; man muß das gut ſeyn laſſen, ſtill ſeyn und nach Überzeugung handeln . . .

Weimar den 23. Januar 1805. Goethe.

1085.

An J. v. Müller.

Verzeihen Sie, verehrter Freund, wenn ich mich zu meinem Schreiben einer fremden Hand[1] bediene; ich komme ſonſt beſonders in dieſer traurigen Jahrszeit nicht leicht zu dem Entſchluß mich mit meinen lieben Abweſenden zu unterhalten.

Zuvörderſt alſo nehmen Sie meinen beſten Dank, daß Sie bey ſo großer und wichtiger Veränderung[2] Ihres Zuſtandes nicht nur den Geſinnungen nach der unſre geblieben ſind, woran ich niemals gezweifelt habe, ſondern auch thätig bey

[1] Riemers.

[2] Johannes v. Müller war Hofhiſtoriograph in Berlin geworden.

einem Institut fortwirken wollen, das Sie unter seine würdigsten Stifter zählt. Nehmen Sie Dank für die Zusicherung, daß Sie auch dieses Jahr im Geiste und mit der That sich zu uns halten werden. Leichter wird auf diese Weise manches Beschwerliche und Unangenehme zu überwinden seyn.

Daß bey einer neu eintretenden Jahres-Epoche die Mißwollenden ihr ganzes Klatschtalent aufbieten würden, um den Fortgang einer Anstalt, deren Möglichkeit sie zuerst läugneten, verdächtig zu machen, war vorauszusehn und es wird nicht das letztemal seyn, und hier bleibt auch wieder das Beste sie durch die That zu beschämen. Der Jenner[1] wird nächstens seine Gaben complet über das Publicum verbreiten, und ich denke, man soll ihn nicht karger finden, als seine zwölf ältern Brüder.

Übrigens wird Herr Hofrath Eichstädt wohl schon einiges über die Verhältnisse gemeldet haben und auch ich, der ich den literarischen sowohl als ökonomischen Zustand der Anstalt ziemlich kenne, kann Sie als einen freundschaftlichen Theilnehmer versichern, daß das Ganze von keiner Seite auch nicht die mindeste Gefahr läuft.

Dürfen wir denn wohl gegen das Frühjahr hoffen Sie bey uns zu sehen? Wir haben jetzt eine schöne junge Heilige[2] bey uns, zu der es wohl zu wallfahrten der Mühe werth ist. Besonders wünschte ich, daß Sie, mein Verehrter, unsre Erbprinzessin sähen, da Sie eine so große und weite Welt kennen und in jedem Sinn das Seltene besser zu schätzen wissen, als mancher andere.

Mögen Sie mir wohl gelegentlich ein Wort sagen, wie es Ihnen geht und mit was Sie sich vorzüglich beschäftigen? Was mich betrifft, ich habe diesen Winter zwar nicht viel

[1] Das Januarheft der „Litteratur-Zeitung".
[2] Maria Paulowna.

gethan, doch einiges zu Stande gebracht, was Ihnen Oſtern vielleicht einige Unterhaltung gewährt.

Sehen Sie manchmal Herrn Tralles?[1] Wie geht es dem guten Mann, dem ich empfohlen zu ſeyn wünſche, wie auch Herrn Fichte, von deſſen didaktiſcher Thätigkeit mir manches Gute zugekommen iſt.

Herr Zelter iſt gewiß auch unter denen, die Sie kennen und ſchätzen. Wohl wünſchte ich Sie zuſammen einmal in Berlin zu beſuchen, wenn nur an einer ſolchen Expedition nicht andre Abenteuer hingen, die ich zu beſtehen nicht den Muth habe.

Schiller grüßt. Er iſt dieſen Winter nicht ganz wohl, doch immer auf eine oder die andre Weiſe thätig. Auch Ihr Landsmann Meyer, der immer geſchäftig iſt, wünſcht Ihnen empfohlen zu ſeyn.

Frau von Stael iſt in Italien. Ob ihre paſſionirte Formloſigkeit durch dieſen Aufenthalt etwas beſtimmter werden, ob ſie mehr Neigung zu den Künſten bey ihrer Rückkehr haben wird, muß die Zeit lehren. Marmontels Memoires[2] haben Ihnen doch auch wohl viel Freude gemacht. Das herzlichſte Lebewohl.

W. d. 25. Jan. 1805. Goethe.

1086.

An Zelter.

Rübchen und Fiſch ſind glücklich angekommen, die erſten ſchön trocken, der zweyte tüchtig gefroren. Den Leberreim bleib' ich ſchuldig, ſo wie manches andre. Ich muß mir verſchiedenes erſt vom Halſe ſchaffen, ehe ich wieder an

[1] Joh. Georg Tralles, Profeſſor in Berlin.

[2] Memoires d'un père pour servir à l'instruction de ses enfants.

einiges denken kann, was Ihnen Freude macht. Indeſſen werden Sie zwiſchen hier und Jubilate von mir und andern Freunden hie und da manches antreffen, woran Sie Theil nehmen mögen.

Durch Oels[1] hoffe ich von Ihnen zu erfahren und das verſprochene Lied zu erhalten.

Götz von Berlichingen, der neue, iſt ſchon ſeit Anfangs December an Iffland abgegangen. Es iſt nun aber ſeine Manier in ſolchen Fällen ſtumm zu ſeyn und das Weſen bey ſich zu cohobiren und zu ſchmoren, bis er es endlich gar genug glaubt, um damit hervorzukommen. Laſſen Sie ſich alſo nichts davon merken. Einem Mann von ſeinen Verdienſten muß man eine Eigenheit ſchon nachſehen, um ſo mehr, da eine ſolche Handelsweiſe in ſeiner Lage vielleicht nöthig iſt. So viel für heute. Danken Sie Ihrer lieben Frau für das Überſendete. Das Recept iſt genau befolgt worden und das Gericht iſt ſehr gut gerathen.

Nächſtens wieder von Erſcheinungen entgegengeſetzter Polarität, von griechiſchen Gemählden und vom Tarentiner Spaniol. Leben Sie heiter und gedenken mein.

Weimar, den 29. Januar 1805. Goethe.

1087.

An Charlotte v. Stein.

Bey mir ſieht es nicht ſo zierlich aus als in dem kleinen Billet, das ich mit Danck zurückſchicke.[2] Mein Bote wird erzählt haben wie es ohngefähr mit mir ſteht.[3] Ich dancke für Ihr Andencken, für Ihre Theilnahme. Sagten Sie

[1] Schauſpieler Oels war in Berlin auf Urlaub.

[2] Es war ein Billet der Erbprinzeſſin über „Werther“, das dem Brief der Frau v. Stein beigelegen hatte.

[3] Goethe war ſchon ſeit Dezember leidend; im Januar war ein ſchmerzhaftes Nierenleiden hinzugetreten.

denn wohl unſrer gefeyerten Großfürſtinn heute ein Wort des redlichſten Wunſches und der herzlichſten Verehrung von einem kaum erſtandenen; dem ſein kümmerliches Halbdaſeyn gerade in dieſen Tagen recht verdrieslich iſt. Leben Sie wohl und gedencken Sie mein.

d. 15. Febr. 1805. G.

1088.

An Schiller.

Sie haben mir eine große Freude gemacht durch die Billigung meiner Recenſionen.[1] Bey ſolchen Dingen weiß man niemals, ob man nicht zu viel thut, und durch das zu wenig wird es eben gar nichts.

Bey den Anmerkungen zum Rameau,[2] die ich jetzt nach und nach dictire, will ich mich auf ähnliche Weiſe gehen laſſen, um ſo mehr als der Text von der Art iſt, daß die Anmerkungen auch wohl gewürzt ſeyn dürfen. Es läßt ſich bey dieſer Gelegenheit manches frey über die franzöſiſche Literatur ſagen, die wir bisher meiſtens zu ſteif, entweder als Muſter, oder als Widerſacher, behandelt haben. Auch weil überall in der Welt daſſelbe Mährchen geſpielt wird, findet ſich bey recht treuer Darſtellung jener Erſcheinungen gerade das, was wir jetzt auch erleben.

Ich wünſche ſehr Sie wiederzuſehen. Wagen Sie ſich aber doch nicht zu früh aus, beſonders bei dieſer wilden Witterung.

---

[1] In der „Allg. Litteratur-Zeitung“ vom 13. Februar, beſonders über Hebels „Allemannſche Gedichte“ und Grübels Gedichte.

[2] Goethe war wohl von Schiller zur Ueberſetzung von Diderots „Rameaus Neffe“ angeregt worden. Am 26. November 1804 ſteht zum erſtenmal in Goethes Tagebuch „Le Neveu de Rameau“. Eine Abſchrift des in der Petersburger Kaiſerlichen Bibliothek befindlichen Manuſkripts des noch unveröffentlichten „Dialogs“ hatte Schiller am 16. Juni von Wolzogen erbeten.

Neues habe ich heute nicht zu ſenden und wünſche alſo nur von Herzen baldige Beſſerung.

Weimar den 28. Februar 1805. G.

1089.

An Kirms.

Möchten Ew. Wohlgeb. doch den Herrn Haide ſprechen, und ihn von der Unmöglichkeit überzeugen, in der wir uns befinden, ſeinen Wunſch zu gewähren. Sie können ihm alsdann manches ſagen, was man in einer commiſſariſchen Reſolution nicht aufnehmen kann.

Der Zuſchauer, vom erſten bis zum letzten, kann fordern, daß eine Vorſtellung ununterbrochen fortgehe. Es iſt das das erſte Erforderniß, und wenn irgend eine Art von Illuſion beym Zuſchauer ſtattfindet, ſo wird ſie durch das Außenbleiben eines Acteurs auf das Grauſamſte unterbrochen. Die Direction hat alſo zu ſorgen, daß es nicht vorfalle.

Herr Haide hat ſelbſt ſich in der Verlegenheit geſehen, nach einem gewiſſen Monologe den folgenden Schauſpieler eine Zeitlang zu erwarten. Der Fall iſt beſtraft worden, ſo wie alle, die bisher bemerklich geworden ſind.

Kennt man auch überdies noch die eiferſüchtige Aufmerkſamkeit der Schauſpieler, daß keine Ausnahme gemacht, daß einem wie dem andern begegnet werde, ſo folgt unausweichlich, daß fürſtlicher Commiſſion in dieſer Sache, die ihr ohnehin kein Vergnügen macht, die Hände gebunden ſeien.

Wie viel läßt ſich nicht noch hinzufügen, was unmittelbar aus dem Verhältniß folgt!

Weimar 7. März 1805.

1090.*

An Eichstädt.

So sehr ich dem romantischen sämmtlichen Banner an Rittern, Knappen und Troß das Beste wünsche und auch recht gerne sehe, daß sie auf unserm Felde gut behandelt werden, so würde ich doch nicht rathen die zurückkommenden drey Recensionen in die Zeitung einzurücken, da sie gar zu schüler- und jüngerhaft abgefaßt sind.

No. 1[1] ist der schwächste Compan und befindet sich im Zustande der hohlen Anbetung. Er würde sich am besten zum Bruder Redner in eine Freymaurerloge schicken, wo man hinter den Worten keinen Gehalt verlangt; er versichert, daß seine Meister erreicht haben, was sie unternahmen, welches doch ein großer Unterschied ist.

No. 2[2] scheint ein fleißiges Subject zu seyn und wäre vielleicht mit ihm wegen der Sprach- und Literaturkenntniß die Connexion zu erhalten; doch steckt er auch noch viel zu tief in der Verehrung, als daß er sobald zum Urtheil gelangen sollte.

No. 3[3] ist bey weitem der beste; er hat hübsche Anlagen und Ansichten, aber sein Urtheil ist zu lobrednerisch. Auch er steckt in diesem Genre drinnen und übersieht es nicht, gehört auch übrigens zu den Autochthonen, die, indem sie aus den Erdschollen hervorspringen und ihres Daseyns gewahr werden, überzeugt sind, daß die ganze Welt in diesem Augenblick geschaffen sey, und was vorher da war nur allenfalls in einer trüben und verkleinernden Entfernung erblicken.

---

[1] Der Dresdener Kantisch.
[2] Kandidat Hartmann in Dresden.
[3] Der Dichter Zacharias Werner (1768—1823), damals in Warschau.

Wie weit müßten wir in den Hauptpuncten ſeyn, wenn ſo kleine Schriftchen eine ſo umfängliche Kritik verdienen ſollten!

. . . In allem wie immer

Weimar den 30. März 1805.

Goethe.

1091.

An F. H. Jacobi.

Nur mit wenigen Worten ſage ich dir, daß du mich im Juni todt oder lebendig in Weimar antriffſt. Ich hoffe letzteres und freue mich ſehr dich auf deinem Übergange in ein neues Leben[1] zu begrüßen.

Ich würde dir eine Wohnung in meinem Hauſe anbieten, wenn ich meiner Geſundheit gewiſſer wäre, im ſchlimmen Falle iſt es aber für Gäſte, Wirth und Hausgenoſſen eine unerträgliche Pein. Übrigens können wir ruhig nach Luſt zuſammen verweilen.

Ich bin neugierig wen von den deinigen du mitbringſt, alle ſollen willkommen ſeyn. Ob du Schillern findeſt, weiß ich nicht zu ſagen.

Für den Leſſingſchen Brief[2] danke ich und werde nächſtens davon Gebrauch machen. Danke Gerſtenbergen auch in meinem Namen dafür. Ich habe das Stück bey dieſer Gelegenheit wieder durchgeleſen und es auch nach meinen jetzigen Einſichten und Überzeugungen bewundern müſſen. So viel für heute mit den beſten Hoffnungen.

der Deine

Weimar den 19. April 1805. G.

---

[1] Jacobi ging nach München als Präſident der dortigen Akademie der Wiſſenſchaften.

[2] An H. W. Gerſtenberg (1737—1823) über deſſen „Ugolino“.

1092.

An Schiller.

Für die Durchſicht der Papiere[1] danke ich Ihnen recht ſehr und es freut mich, daß wir wegen jener Obliegenheiten einerley Meinung ſind. Freylich iſt es ein wunderbarer Blick in ſo kurz vergangene und doch in manchem ſo unähnliche Zeiten. Laſſen Sie uns die Sache gelegentlich näher beſprechen und ein Arrangement, ſo wie die weitere Bearbeitung vorbereiten.

Die drey Skizzen zu einer Schilderung Winckelmanns[2] ſind geſtern abgegangen. Ich weiß nicht welcher Mahler oder Dilettant unter ein Gemählde ſchrieb: in doloribus pinxit. Dieſe Unterſchrift möchte zu meiner gegenwärtigen Arbeit wohl paſſen. Ich wünſche nur, daß der Leſer nichts davon empfinden möge, wie man an den Späßen des Scarron[3] die Gichtſchmerzen nicht ſpürte.

Ich habe mich nun über die Noten zu Rameau's Neffen gemacht und komme da freylich in das weite und breite Feld der Muſik. Ich will ſehen nur einige Hauptlinien durchzuziehen und ſodann ſo bald als möglich, aus dieſem Reiche, das mir doch ſo ziemlich fremd iſt, wieder herauszukommen.

Ich wünſche Glück zur Arbeit und freue mich bald etwas davon zu ſehen.

Weimar d. 20. April 1805. G.

---

[1] Betreffend Goethes „ältere Verhältniſſe zu Göſchen". Es handelte ſich um die Herausgabe von Goethes Werken bei Cotta.

[2] „Winckelmann und ſein Jahrhundert" erſchien 1805.

[3] Paul Scarron (1616—1660), der Schöpfer der franzöſiſchen Traveſtie, litt ſeit ſeiner Jugend an einer quälenden Gliederlähmung.

1093.

An Schiller.

(25. April.)

Hier endlich der Reſt des Manuſcripts,[1] das ich noch einmal anzuſehen und ſodann nach Leipzig abzuſchicken bitte. Wäre nicht alles was man thut und treibt, am Ende extemporiſirt; ſo würde ich bey den ſehr extemporiſirten Anmerkungen manches Bedenken haben. Mein größter Troſt iſt dabey, daß ich ſagen kann: sine me ibis Liber! denn ich möchte nicht gerne überall gegenwärtig ſeyn, wohin es gelangen wird.

Ich habe indeß an der Geſchichte der Farbenlehre zu dictiren angefangen und ein ſchweres Capitel aus der Mitte heraus bald abſolvirt.

Übrigens geht es mir gut, ſolang ich täglich reite. Bey einer Pauſe aber meldet ſich manche Unbequemlichkeit. Ich hoffe Sie bald zu ſehen.[2]

G.

---

[1] Der Anmerkungen zu „Rameaus Neffen".

[2] Schillers Antwort hierauf vom gleichen Tage iſt der letzte Brief, den er an Goethe geſchrieben. Goethe hat ihn in ſeine Ausgabe des Briefwechſels mit Schiller nicht aufgenommen. Eckermann berichtet darüber aus einem zwiſchen Goethe, ihm, Wilhelm Rehbein und Riemer am 18. Januar 1825 ſtattgefundenen Geſpräch. Goethe ſagte im Laufe der Unterredung: „Schillers Briefe ſind das ſchönſte Andenken, das ich von ihm beſitze, und ſie gehören mit zu dem Vortrefflichſten, was er geſchrieben. Seinen letzten Brief bewahre ich als ein Heiligthum unter meinen Schätzen." Goethe ſtand auf und holte ihn. „Da ſehen und leſen Sie", ſagte er, indem er mir (Eckermann) ihn zureichte. Der Brief war ſchön und mit kühner Hand geſchrieben. Ich las den Brief vor. „Sie ſehen", ſagte Goethe, „wie ſein Urtheil treffend und beiſammen iſt, und wie die Handſchrift durchaus keine Spur irgend einer Schwäche verräth. Er war ein prächtiger Menſch, und bei völligen Kräften iſt er von uns gegangen. Dieſer Brief iſt vom 24. April 1805 — Schiller ſtarb am 9. Mai." Wir betrachteten den Brief wechſelsweiſe und freuten uns des klaren Ausdrucks wie der ſchönen Handſchrift."

1094.

An Schiller.

(26. oder 27. April.)

Beyliegende kleine Note haben Sie ja wohl die Gefälligkeit nach Leipzig zu befördern und gelegentlich den beyliegenden Verſuch, die Farbengeſchichte zu behandeln, durchzuleſen. Laſſen Sie das Manuſcript bey ſich liegen, bis ich den Schluß dieſes Capitels zuſchicke. Voran liegt ein kurzes Schema zur Überſicht des Ganzen.

G.

*

Es ſind dies die letzten Zeilen, die Goethe an Schiller gerichtet hat. Am 9. Mai iſt Schiller geſtorben. In den „Tag- und Jahresheften 1805“ erzählt Goethe von dem letzten Jahre ſeines Zuſammenlebens mit Schiller. Er berichtet, wie er ſelbſt in die Krankheit vom Dezember 1804 zurückgeworfen war, und fährt dann fort: „Schiller fühlte ſich von gleichen Banden umſchlungen. Unſere perſönlichen Zuſammenkünfte waren unterbrochen; wir wechſelten fliegende Blätter. Einige im Februar und März von ihm geſchriebene zeugen noch von ſeinen Leiden, von Thätigkeit, Ergebung und immer mehr ſchwindender Hoffnung. Anfangs Mai wagt' ich mich aus, ich fand ihn im Begriff, ins Schauſpiel zu gehen, wovon ich ihn nicht abhalten wollte: ein Mißbehagen hinderte mich, ihn zu begleiten, und ſo ſchieden wir vor ſeiner Hausthüre, um uns niemals wiederzuſehen. Bei dem Zuſtande meines Körpers und Geiſtes, die nun aufrecht zu bleiben aller eigner Kraft bedurften, wagte niemand die Nachricht von ſeinem Scheiden in meine Einſamkeit zu bringen. Er war am 9. verſchieden und ich nun von allen meinen Übeln doppelt und dreifach angefallen.“

Goethe hatte den „Demetrius“ des verſtorbenen Freundes vollenden wollen — „es wäre die herrlichſte Totenfeier geweſen.

Nun aber ſetzten ſich der Ausführung mancherlei Hinderniſſe entgegen . . . Nun war mir Schiller eigentlich erſt entriſſen, ſein Umgang erſt verſagt. Nun fing er mir erſt an zu verweſen; unleidlicher Schmerz ergriff mich, und da mich körperliche Leiden von jeglicher Geſellſchaft trennten, ſo war ich in traurigſter Einſamkeit befangen. Meine Tagebücher melden nichts von jener Zeit; die weißen Blätter deuten auf einen hohlen Zuſtand, und was ſonſt noch an Nachrichten ſich findet, zeigt nur, daß ich den laufenden Geſchäften ohne weiteren Anteil zur Seite ging und mich von ihnen leiten ließ, anſtatt ſie zu leiten . . .

Die Überſetzung von Rameaus Neffen war noch durch Schillern nach Leipzig geſandt. Einige geſchriebene Hefte der Farbenlehre erhielt ich nach ſeinem Tode zurück. Was er bei angeſtrichenen Stellen einzuwenden gehabt, konnt' ich mir in ſeinem Sinne deuten, und ſo wirkte ſeine Freundſchaft vom Totenreich aus noch fort, als die meinige unter die Lebendigen ſich gebannt ſah."

*

1095.*

An F. A. Wolf.

Für Ihren lieben Brief, als ein Vorläufer Ihrer baldigen Ankunft erwiedere ich ſogleich meinen beſten Dank. Wenn ich gleich wegen meiner Geſundheit noch immer in einiger Sorge bin, ſo wächſt doch immer die Hoffnung, daß ich über die böſen, drey bis vierwöchentlichen Epochen des Rückfalls hinauskommen werde. Ich reite täglich, um durch die Bewegung den ganzen Körper dergeſtalt in Contribution zu ſetzen, daß er die fehlenden Capitel der Einnahme übertragen möge.

Winckelmann mit allem Zubehör und auch Ihre gütigen Beyträge ſind in Setzershänden, unde nulla redemtio.

Es geht mir dabey wie Ihnen, ich weiß kaum selbst recht mehr was ich geschrieben habe; und doch mußte ich, bey so oftmaliger Unterbrechung, die Sache so oft von vorn wieder aufnehmen, daß ich zuletzt fast gar nichts mehr daran gewahr werden konnte.

Noch einen andern Spaß werden Sie finden, der bey mir aus dem Jammer dieses Winters entstanden ist, Rameau's Neffe, ein Dialog von Diderot, aus dem Manuscript übersetzt mit einigen, freylich nur allzuflüchtigen Anmerkungen; Sie erhalten diese Novität wohl geschwinder von der Messe, als ich Ihnen ein besseres Exemplar zusenden kann . . .

Augusten habe ich mit einem Erfurter Kaufmann nach Frankfurt auf die Messe geschickt, damit er sich auch mit solch einem Wesen und Treiben bekannt mache. Er lebt lustig und in Freuden, besonders wird vieler Gastereyen erwähnt.

Mein ganzes Haus grüßt zum schönsten und ich werde mich suchen möglichst auf den Beinen zu halten, um Ihnen recht froh entgegen zu gehen. Leben Sie recht wohl und lassen Sie uns bald näher wissen, wenn wir Sie mit der lieben Mine[1] hier sehen. Es bleibt dabey, daß Sie bey uns wohnen, nur nehmen Sie vorlieb, wie es sich einrichten läßt.

W. d. 2. May 1805. G.

1096.

An Katharina Elisabeth Goethe.

Nehmen Sie, liebe Mutter, tausend Danck für alles das Gute das Sie unserm August[2] erzeigt haben! ich wünsche

[1] Wolfs Tochter Wilhelmine.

[2] August war am 8. April in Frankfurt eingetroffen. Er schrieb am gleichen Tage:

„Lieber Vater,

Ich bin hier glücklich und unverschert angekommen und befinde mich bei der Großmutter sehr gut. Ich fuhr den Freitag um 7 Uhr abends von Erfurth

daß die Erinnerung seiner Gegenwart Ihnen nur einen Theil der Freude geben möge die uns jetzt seine Erzählung verschafft. Wir werden dadurch ganz lebhaft zu Ihnen und meinen alten Freunden versetzt. Dancken Sie herzlich allen die ihn so gütig aufnahmen. Dieser erste Versuch in die Welt hinein zu sehen ist ihm so gut gelungen daß ich für seine Zukunft eine gute Hoffnung habe. Seine Jugend war glücklich und ich wünsche daß er auch heiter und froh in ein ernsteres Alter hinüber gehe. Seine Schilderung Ihres fortdaurenden Wohlbefindens macht uns das größte Vergnügen,

---

ab und kam den Sontag um 7 Uhr abends in Frankfurt an, und ließ mich von einem Manne nach den goldenen Brunnen führen. Die Großmutter war aber nicht zu hause und man sagte mir sie wäre im Theater, ich eilte also dahin aber fand sie auch nicht. Es wurde gerade Aline Königin von Golkonda aufgeführt welches mir sehr gefallen hat. Heute werde ich mit der lieben Großmutter in die Pagenstreiche gehen. Die Liebe Mutter grüßen Sie Tausendmal von mir, wie auch Herrn Riemer, und das ganze Haus. Ich bin noch wie in einen Traume wenn ich durch die großen Straßen gehe.

Leben Sie recht wohl und schreiben Sie mir bald wie sich der gute Vater befindet."

Und Frau Rat schrieb:

„Lieber Sohn!

Das war gestern als ich um 9 Uhr Abens nach Hauße kam eine gar liebliche Erscheinung — ich erkandte Ihn nicht — Er ist sehr groß und sehr hübsch geworden — gantz erstaund stand ich da als Er mir den so lieben Nahmen nandte — Er schläft in der Stube neben mir — und ich hoffe es soll Ihm wohl bey mir werden — wollen sehen wie wir Ihm die Zeit verkürtzen — erstlich hat Er mit der Großmutter einerley Liebe zum Theater da habe ich Ihn nun gleich auf 18 Vorstellungen Meß abonement abonirt — zweytens hat die Urgroßmutter ein zimliches Talent im schwatzen das soll Ihn aufheitern — was nun noch zu sagen ist mag Er selbst vortragen — nur laße bald etwas im Punct deine Gesundheit betreffendt von dir hören — dann werden alle Meß vergnügungen doppelt schön."

Als August abreiste, gab sie ihm folgendes launige Schreiben mit:

Franckfurth d. 2ten May 1805.

Ich endes unterzeichnete bekenne öffendtlich mit diesem Brief, daß Vorzeiger dieses Julius Augst von Goethe Sich währendt seines hiesigen Aufenthalt brav und Musterhaft aufgeführt; so daß es das Ansehn hat, als habe Er den Ring im Mährgen (Nathan des Weisen) durch Erbschaft an Sich gebracht der den der ihn besitzt angenehm macht vor Gott und Menschen — daß dieß bey oben erwähnten Julius Augstus von Goethe der fall ist bestättigt hirmit

Seine Ihn
Liebende Großmutter
Elisabetha Goethe.

er muß ſie oft wiederhohlen. Auch ich befinde mich, bey mehrerer Bewegung, in dieſen beſſern Tagen recht wohl. Wir grüßen alle zum ſchönſten, beſten und danckbarſten.

W. d. 6. May 1805. G.

1097.

An Cotta.

Auf Ihre Anfrage, wertheſter Herr Cotta, ob man nicht unſerm Schiller ein Trauerdenkmal auf dem deutſchen Theater ſetzen ſollte, kann ich gegenwärtig nur ſo viel ſagen, daß ich auf manichfaltige Weiſe dazu aufgefordert bin. Nach meiner Überzeugung ſoll die Kunſt, wenn ſie ſich mit dem Schmerz verbindet, denſelben nur aufregen, um ihn zu mildern und in höhere tröſtliche Gefühle aufzulöſen; und ich werde in dieſem Sinne weniger das, was wir verloren haben, als das, was uns übrig bleibt, darzuſtellen ſuchen.

Mein Plan iſt gemacht und ich hoffe ihn nächſtens auszuführen; doch wüßte ich keinen Termin zu beſtimmen. Gelingt es mir eine der Aufgabe nicht ganz unwürdige Arbeit hervorzubringen; ſo bin ich wohl geneigt, ſolche auch andern Theatern abzulaſſen, und würde zu dieſem Zweck Manuſcript und Partitur Ihnen mit Vergnügen zuſtellen. Ich wünſche bald mehr ſagen zu können, indeſſen aber zu vernehmen, daß Sie glücklich nach Hauſe gekommen ſind.

Weimar den 1. Juni 1805.

Goethe.

1098.*

An Zelter.

Seit der Zeit, daß ich Ihnen nicht geſchrieben habe, ſind mir wenig gute Tage geworden. Ich dachte mich ſelbſt

zu verlieren, und verliere nun einen Freund und in demſelben die Hälfte meines Daſeyns. Eigentlich ſollte ich eine neue Lebensweiſe anfangen; aber dazu iſt in meinen Jahren auch kein Weg mehr. Ich ſehe alſo jetzt nur jeden Tag unmittelbar vor mich hin, und thue das Nächſte, ohne an eine weitre Folge zu denken.

Da indeſſen die Menſchen aus jedem Verluſt und Unglück ſich wieder einen Spaß herauszubilden ſuchen, ſo geht man mich von Seiten unſres Theaters und von mehrern Seiten dringend an, das Andenken des Abgeſchiedenen auf der Bühne zu feyern. Ich mag hierüber weiter nichts ſagen, als daß ich dazu nicht abgeneigt bin und jetzt nur bey Ihnen anfragen möchte, ob Sie mir dabey behülflich ſeyn wollen, und zwar zuerſt, ob Sie mir Ihre Motette der Menſch lebt und beſtehet, wovon mir die muſikaliſche Zeitung Nr 27 Nachricht giebt, gefällig mittheilen und noch einiges andre in feyerlichem Style entweder componiren oder componirte Muſikſtücke, deren Charakter ich Ihnen angeben würde, zu Unterlegung ſchicklicher Worte ausſuchen und überlaſſen wollten. Sobald ich hierüber Ihre nähere Geſinnung weiß, ſo erfahren Sie das weitere ...

Weimar den 1. Juni 1805. G.

1099.

An Caroline v. Wolzogen.[1]

Ich habe noch nicht den Muth faſſen können Sie zu beſuchen. Wie man ſich nicht unmittelbar nach einer großen Krankheit im Spiegel beſehen ſoll; ſo vermeidet man billig den Anblick derer die mit uns gleich großen Verluſt erlitten haben. Nehmen Sie für Sich und Ihre Schweſter die

[1] Schillers Schwägerin.

herzlichſten Grüße aus dieſem Blat und laſſen mich ein Wort von Ihrer Hand ſehen!

d. 12. Jun. 1805.

Goethe.

1100.

An Kirms.

(12. Juni.)

Da der Frevel, deſſen ſich die Hofſchauſpielerin Silie bey der letzten Aufführung des Othello ſchuldig gemacht, in deren Vertheidigung durch keine hinlänglichen Gründe von derſelben entſchuldigt werden konnte, ſo ſieht die Commiſſion des Hoftheaters ſich genöthigt, dieſelbe mit einer halbwöchentlichen Gageſtrafe vorerſt zu belegen, mit dem Vorbehalt, daß, im Fall ſie gedachte Rolle bey der nächſten Aufführung des Stückes in Lauchſtädt zum Nachtheil ihrer und des Theaters Ehre gefliſſentlich verderben werde, ihr eine von den Wochengagen nochmals abzuziehende Strafe von 20 Thalern unabänderlich zuerkannt werden ſoll.

1101.

An Zelter.

Für die baldige Überſendung der erbetenen Muſik ſey Ihnen der beſte Dank geſagt. Ich will ſuchen, ſie bald möglichſt, ſo gut es immer gehen will, zu hören. Übrigens bin ich mit Ihnen überzeugt, daß man bey dieſer Gelegenheit nicht flicken, ſondern etwas aus dem Ganzen ſchneiden ſollte. Ich habe nur leider nie das Glück gehabt, neben mir einen tüchtigen Tonkünſtler zu beſitzen, mit dem ich gemeinſchaftlich gearbeitet hätte, und daher habe ich mich immer in ſolchen

Fällen an das Stoppeln und Zuſammenſetzen halten müſſen, und ſo ſchwebte mir das auch bey der gegenwärtigen Gelegenheit wieder vor.

Sie ſollen aber nun bald möglichſt wenigſtens zuerſt mein Schema erfahren, und mir Ihre Gedanken darüber eröffnen. Sowohl Vorſatz aber als Arbeit bleibt unter uns, bis wir fertig ſind und getroſt auftreten können.

Indem ich an Rameau's Neffen und deſſen Zubehör arbeitete, habe ich oft an Sie gedacht und mir nur wenige Stunden Unterhaltung mit Ihnen gewünſcht. Ich kenne Muſik mehr durch Nachdenken als durch Genuß und alſo nur im Allgemeinen. Mich freut, daß Ihnen dieſes Bändchen eine gute Unterhaltung gegeben. Das Geſpräch iſt aber auch ein wahrhaftes Meiſterwerk.

Für den Wilhelm Meiſter bleib' ich Ihr Schuldner, ſo wie für manches andere. Indeſſen ſende ich hier eine Schachtel Spaniol, welcher wohlbehalten anzukommen wünſche.

Iffland hat auf jede Weiſe Recht, den pathologiſchen Antheil des Publicums für ſeine Zwecke zu benutzen. Wenn die Deutſchen nicht real gerührt ſind, ſo ſind ſie ideal ſchwer zu rühren. Setzt er ſeine Reihe der Vorſtellungen durch und führt er ſie am Ende zu einer tüchtigen Benefiz Vorſtellung für die hinterlaſſenen Kinder;[1] ſo ſoll er gerühmt werden.

Das Frankfurter Absurdum[2] lege ich bey. Man ſetzt in die Zeitung: er ſey nicht reich geſtorben, habe vier Kinder hinterlaſſen, und gewährt dem lieben Publicum einen freyen Eintritt zu einer Todtenfeyer! Pfaffen und Mönche wiſſen die Todtenfeyer ihrer Heiligen beſſer zum Vortheil der Lebenden zu benutzen. Das tiefe Gefühl des Verluſtes gehört den

[1] Schillers.

[2] „Frankfurter Journal" vom 10. Juni, in dem für eine Totenfeier Schillers „freier Eintritt" gefordert wird, da „die Würde des Gegenſtandes es erheiſcht."

Freunden als ein Vorrecht. Die Herren Frankfurter, die ſonſt nichts als das Geld zu ſchätzen wiſſen, hätten beſſer gethan, ihren Antheil realiter auszudrucken, da ſie, unter uns geſagt, dem lebenden Trefflichen, der es ſich ſauer genug werden ließ, niemals ein Manuſcript honorirt haben, ſondern immer warteten, bis ſie das gedruckte Stück für 12 gr. haben konnten. Verzeihen Sie mir, daß ich ſo weitläufig bin. Ich könnte es noch mehr ſeyn, wenn ich ſagen wollte, was über dieſen Gegenſtand alles zu ſagen iſt.

Geheimerath Wolf von Halle war auf 14 Tage bey mir. Die Gegenwart dieſes ſo höchſt tüchtigen Mannes hat mich in jedem Sinne geſtärkt. Jacobi erwarte ich alle Tage. Warum kann ich nicht hoffen, Sie auch noch dieſes Jahr zu ſehen?

Leben Sie wohl und ſagen mir bald wieder etwas, daß nicht ſo lange Pauſen entſtehen. Man pauſirt ſich ſonſt einmal unverſehens ins ewige Leben hinein.

Weimar, den 19. Junius 1805. G.

1102.

An Zelter.

Ich wollte, Sie hätten Luſt und Muth, wenn Sie gegenwärtiges erhalten, ſich aufzumachen und nach Lauchſtedt zu kommen. Sie finden mich allein und frey von allen Verhältniſſen. Ein hübſches Zimmer iſt zu Ihrer Aufnahme bereit. An allem Übrigen zur Leibesnothdurft ſoll es nicht fehlen. Mit hin und wieder ſchreiben iſt nichts gethan. Ich bleibe wohl noch drey Wochen, doch müßten Sie bald kommen, daß auch etwas geſchehen könnte. Nicht mehr! Die Antwort hoffentlich aus Ihrem Munde.

Lauchſtedt d. 22. Jul. 1805. G.

Ich gedencke in dieſer Zeit die Schilleriſche Glocke dramatiſch aufzuführen,[1] was könnte das nicht durch Ihre Beyhülfe werden! Kommen Sie ja!

1103.

An Cotta.

Ein ſo eben entſtandenes Gedicht[2] ſende eilig für den Damen Calender. Ich wünſche, daß es, gerade wie es geſchrieben iſt, auf vier Blätter abgedruckt und, wie man es mit Dedicationen zu thun pflegt, dem Calender vorgeſetzt werde.

Ich wünſche glückliche Rückkunft von der Reiſe.

Über unſre ſonſtigen Geſchäfte nächſtens.

Lauchſtedt d. 31. Jul. 1805. G.

1104.

An Zelter.

Lauchſtädt, den 4. Auguſt 1805.

Bis zum heutigen Tage habe ich mir, wiewohl nur mit einer ſchwachen Hoffnung, geſchmeichelt, Sie hier zu ſehen. Es gehört zu den traurigſten Bedingungen, unter denen wir leiden, uns nicht allein durch den Tod, ſondern auch durch das Leben von denen getrennt zu ſehen, die wir am meiſten ſchätzen und lieben und deren Mitwirkung uns am beſten fördern könnte.

---

[1] Die Aufführung erfolgte am 10. Auguſt in Lauchſtädt.

[2] „Epilog zu Schillers Glocke", der im Anſchluß an die Aufführung der „Glocke" vorgetragen wurde. Damals fehlten noch die jetzigen Strophen 6, 12 und 13; in dieſer Form erſchien das Gedicht in Cottas „Taſchenbuch für 1806", auch noch 1808 im 8. Bande der Werke.

Damit dieſer Brief gleich fortkomme, gehe ich von ſo traurigen Betrachtungen gleich zu einer Bitte über. Ich ſtelle die Glocke Schillers dramatiſch vor und erſuche Sie dazu um Ihren Beyſtand. Leſen Sie das Gedicht durch und ſchicken Sie mir eine paſſende Symphonie dazu von irgend einem Meiſter. Dann wünſchte ich in der Mitte des fünften Verſes, den der Meiſter ſpricht, nach den Worten: Betet einen frommen Spruch, einen kurzen Chorgeſang, zu dem die Worte:

In allem, was wir unternehmen,
Sey deine Gnade, Herr, uns nah

zum Texte dienen könnten. Darauf würden die folgenden vier Zeilen bis: Schießt's mit feuerbraunen Wogen wieder geſprochen, darauf aber das Chor wiederholt, oder wenn Sie wollen, muſikaliſch weiter ausgeführt.

Zum Schlußchor wünſchte ich die Worte

Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango.

in einer Fuge zu hören, die, inſofern es möglich wäre, das Glockengeläute nachahmte und ſich der Gelegenheit gemäß, in mortuos plango verlöre.

Wenn Ihnen hierzu ein glücklicher Gedanke kommt, ſo thun Sie mir wohl die Liebe und arbeiten ihn aus und ſchicken mir die Partituren gerade nach Weimar, wo ich bald eintreffen werde.

Wäre es möglich, daß dieſe Ihre Gabe zum 19. oder 20. bey mir ſeyn könnte, ſo käme ſie ſehr gelegen: denn ich wollte in Weimar mit dieſer Vorſtellung anfangen.[1]

Sodann hoffe ich, das andre Gedicht, wenigſtens ein Schema, zu ſenden, das alsdann zum 10. November, zur Feyer des Geburtstags unſeres Freundes, könnte gegeben werden. Mehreres nächſtens. G.

[1] Iſt nicht geſchehen.

1105.

An den Herzog Carl August.

Ew. Durchl.

letztes gnädiges Schreiben hat mich in besseren Zuständen angetroffen als das erste. Das auf Starckens Anrathen gebrauchte Tusch-Bad, das auf Reils Vorschlag genommene Eger-Wasser sind mir sehr wohl bekommen und wenn ich nicht mich und die Theilnehmenden abermals mit falschen Hoffnungen zu täuschen fürchtete; so würde ich mein jetziges Befinden gegen das vorige loben und erheben.

An Reil[1] habe ich einen sehr bedeutenden Mann kennen lernen; er beobachtete meine Übel vierzehn Tage ohne ein Recept zu verschreiben, als etwa eins das er selbst für palliativ erklärte. Tröstlich kann es für mich seyn daß er gar keine Achtung vor meinen Gebrechen haben will und versichert das werde sich alles ohne großen medizinischen Aufwand wieder herstellen.

Indessen habe ich Galls Vorlesungen[2] mit großer Unbequemlichkeit abgewartet und mich doch sehr unterhalten und erbaut gefunden. Wahrscheinlich haben Ew. Durchl. ihn nunmehr selbst gesehen und gehört, beurtheilt und geschätzt.

Nun hoffe ich noch vor meiner Rückkehr einen dritten bedeutenden Mann kennen zu lernen; denn ich gedencke, theils um mich an neuen Gegenständen zu erheitern, theils um zu sehen wie eine weitere Fahrt mir zusagt, mich nach Helmstedt zu begeben und daselbst den wunderlichen Beyreis[3] in seinem

---

[1] Bergrat Joh. Christ. Reil (1758—1813); Goethe hat das Andenken dieses ihn ärztlich behandelnden Mannes in der Fortsetzung des Vorspiels „Was wir bringen“ gefeiert.

[2] Goethe bespricht Galls Vorträge eingehend in den „Tag- und Jahresheften 1805“.

[3] Gottfr. Christoph Beireis (1730—1809) hatte Jurisprudenz, Medizin, Chirurgie, Mathematik, Physik und Chemie studiert. 1759 war er Professor der

Hamſterneſte kennen zu lernen. Man hat ſoviel von ihm und ſeinen Beſitzungen gehört daß es nicht erlaubt iſt beyde nicht ſelbſt geſehen, gekannt und geprüft zu haben. Vielleicht begleitet mich Geh. R. Wolf wodurch ſich das Intereſſe der Betrachtung, ſo wie der Reiſe überhaupt ungemein erhöhen müßte.

Die Theurung nimmt, wie es vor der Erndte zu geſchehen pflegt, eher zu als ab; wir aber nehmen mit unſern Theaterkünſten den Leuten dennoch mehr Geld ab als zu vermuthen war. Am meiſten jedoch bewundre ich die Beharrlichkeit womit ſie trotz Regen und Sturm herbey kommen. Geſtern beſuchten mehrere hundert die Jungfrau von Orleans, aus Halle und weiter her zu Fuße wandernd. Sie hatten ſich vom Herweg noch nicht getrocknet als der Rückweg ſie ſchon wieder netzte.

Nicht ſo luſtig iſt die Betrachtung daß dieſes Wetter die Erndt verſpätet und unſicher macht, wozu übrigens die ſchönſten Ausſichten ſich zeigen. Alle Art von Frucht ſteht auf dieſen trefflichen Ebenen zum allerſchönſten.

Einer theatraliſchen Sonderbarkeit muß ich noch erwähnen, die wir morgen zu geben gedencken. Es iſt nämlich die Glocke von Schiller, deren Guß vorgeſtellt werden ſoll, indem die begleitende Poeſie an die Glieder der Geſellſchaft ausgetheilt iſt, wobey denn jeder etwas ſeinem Charackter ſo ziemlich gemäßes vorzutragen hat. Geh. R. Wolf von Halle hoffe ich auch bey dieſer Gelegenheit hier zu ſehen. Dadurch daß er für Preußen erhalten wird geſchieht auch mir eine beſondere Wohlthat. Ich kann doch hoffen ihn jährlich eine Zeitlang zu ſehen und mich an ſeinem Wiſſen und ſeinem Charackter zu erbauen.

Phyſik in Helmſtädt geworden und hatte bald darauf auch die Profeſſur der Medizin und Chirurgie erhalten. Goethe erzählt in den „Tag- und Jahresheften 1805“ eingehend und ſehr anſchaulich von dem „trefflichen, wunderlichen, in manchem Sinne problematiſchen Mann“.

Indem ich dieſes ſchreibe tritt Zelter von Berlin zu mir herein. Meine Freude dieſen köſtlichen Mann zu ſehen und einige Tage zu beſitzen iſt ſehr groß. Wenn die Tüchtigkeit ſich aus der Welt verlöhre; ſo könnte man ſie durch ihn wieder herſtellen.

Bey Gelegenheit dieſes unſchätzbaren Muſickmeiſters wünſche zu dem entdeckten Talente des jungen Boineburgs Glück. Da die Verbreitung muſicaliſcher Fertigkeiten zu allgemeinerem Genuſſe ſo ſchwer zu leiſten iſt; ſo bleibt es immer erfreulich wenn einzelne Menſchen ſich hie und da muſterhaft im Stillen ausbilden.

Auch wünſche ich daß die durch Kirms angefangne Unterhandlungen mit dem bezeichneten Baſſiſten[1] guten Fortgang haben mögen. Eine gute Stimme iſt eine große Gabe des Himmels. Einige nothdürftige theatraliſche Bewegungen wird man ihm ja wohl auch einlernen können.

Möge gegenwärtiges Blat Ew. Durchl. geſund und froh in Weimar finden. Möchten Sie meiner mit Gnade und Neigung bey Sich Selbſt und den hohen Ihrigen gedencken! Bald hoffe ich, zwar nicht eben als ein in dem Jugendbrunnen gebadeter, doch leidlich wieder aufgefriſcht mich darzuſtellen.

Lauchſt. d. 10. Aug. 1805.

Goethe.

1106.

An Charlotte v. Stein.

Da ein Theil meiner Caravane nach Weimar zurückgeht, ſo ſende ich einiges bey dieſer Gelegenheit.

---

[1] Stromeyer.

Aus den Schillerſchen Gedichten, für deren Mittheilung ich beſtens danke, habe ich die Glocke ausgezogen und dramatiſch vorgeſtellt, wobey uns ein guter Beyfall zu Theil geworden. Ich hoffe, Sie ſollen ſich auch daran bald in Weimar erfreuen.

Die übrigen Beylagen werden Ihnen einiges Vergnügen machen. Ich bitte, ſie bis zu meiner Rückkunft aufzuheben.

Mein Befinden läßt ſich recht gut an, und außer der Apprehenſion vor Rückfällen, die leider ſo oft eingetreten ſind, möchte ich mir meinen Zuſtand kaum beſſer wünſchen.

Zelter hat mich auf einige Tage beſucht und mir durch ſeine Gegenwart große Freude gemacht. Man fängt wieder an, ans Leben zu glauben, wenn man ſolche Menſchen ſieht, die ſo tüchtig und redlich wirken, gegen ſo viele, die nur wie das Rohr vom Winde hin und her geweht werden.

Nun gedenke ich noch eine kleine Reiſe mit Geheimerath Wolf und Auguſt nach Helmſtädt zu machen, um daſelbſt den wunderlichen Doctor Beyreis zu beſuchen. Er iſt ſchon ſo alt, daß man ſich eilen muß, um ihn und ſeine Beſitzungen noch zuſammenzufinden. Ich weiß nicht, ob Sie früher von ihm gehört haben. Er iſt ſeit langer Zeit deswegen merkwürdig, daß er Sammlungen aller Art zuſammengebracht hat und zwar von ſolchem Umfang und Koſtbarkeit, daß ſie das Vermögen eines Particuliers zu überſchreiten ſcheinen. Ich bin neugierig, alles das mit eigenen Augen zu ſehen. Auf alle Fälle müſſen ſich darunter ſehr intereſſante Sachen befinden.

Laſſen Sie mich Ihnen ſelbſt und den Freundinnen empfohlen ſeyn und verſäumen Sie nicht, mich Durchlaucht der Herzogin zu Füſſen zu legen. Zu Ende dieſes Monats hoffe ich wieder aufzuwarten.

Lauchſtädt den 12. Auguſt 1805.

Goethe.

1107.*

An Cotta.

Ehe ich von Lauchſtädt abreiſe, ſende ich meine bisher durch allerley Zerſtreuungen verzögerte Erklärung. Sagen Sie mir auch darüber unbewunden Ihre Gedanken. Da wir in der Hauptſache einig ſind, ſo iſt es bey einer ſo wichtigen Sache wohl der Mühe werth, daß man herüber und hinüber ſpreche und ſeine Wünſche mittheile . . .

Die dramatiſche Aufführung der Glocke hat ſehr gute Wirkung gethan und durchaus die Erwartung des Publicums übertroffen.

Der ich recht wohl zu leben und bald gute Nachrichten von Ihnen zu vernehmen wünſche.

Lauchſtädt den 12. Auguſt 1805. Goethe.

Der Herr Geheimerath von Goethe hat die Abſicht, ſeine ſämmtlichen Werke in zwölf Bänden, welche in drey Lieferungen erſcheinen ſollen, herauszugeben. Die erſte erfolgt wahrſcheinlich Oſtern 1806.

[Beilage.]

1.[1] Ich übernehme den angebotnen Verlag Ihrer Werke für 10,000 rh. Sächſiſch in den feſtgeſetzten Terminen. Da das Ganze aber ein bedeutendes Capital beträgt, ſo ſetze voraus, daß das Recht für dieſen Verlag ſich auf 6 Jahre, von der Herausgabe der letzten Lieferung an gerechnet, erſtreckt werde alſo z. B. von

Da bey einer Übereinkunft für beyde Theile das Gewiſſe wünſchenswerth iſt; ſo möchte wohl der Termin von Herausgabe der erſten Lieferung zu rechnen ſeyn. Wogegen ich zufrieden bin daß er auf acht Jahre erſtreckt werde alſo z. B. von

[1] Der Text in kleinerer Schrift enthält die Vorſchläge Cottas.

ſtrecken werde. Alſo z. B. 1808 Oſtern erſcheint die letzte Lieferung, ſo habe ich bis 1814 Oſtern das Recht des Verlags.

Oſtern 1806 biß Oſtern 1814.

2. Ich bin nicht blos an die feſtgeſetzte ſaubere und geſchmackvolle Handausgabe mit deutſchen Lettern gebunden, ſondern darf auch andre Formen wählen. Wenn ich es zum Beyſpiel räthlich fände, die Idee einer Taſchenausgabe auszuführen.

Bin es zufrieden.

3. Ich habe nach Verlauf der ſechs Jahre das Vorrecht vor jedem andern Verleger bey Eintretung in gleiche Verbindlichkeit.

Bin gleichfalls damit zufrieden. (Würde nur heiſen nach Verlauf der acht Jahre.)

4. Sie vertreten mich bey den bisherigen Verlegern, Göſchen, Unger.

Als mich Schiller zu Herausgabe meiner Wercke aufforderte, machte ich ihn mit allen meinen früheren Verhältniſſen bekannt, da er denn äußerte daß kein gegründeter Einſpruch geſchehen könne, worüber ich noch ein Blat von ſeiner werthen Hand beſitze. Sollte indeß dergleichen vorkommen, ſo erlauben Sie daß ich es mittheile und mich Ihres Rathes bediene.

5. Bis zum Abſatz der erſten Auflage findet keine neue Statt, falls dieſer auch länger als ſechs Jahre erforderte.

Dieſe Bedingung iſt, wie die Schrift zeigt, ſpäter eingeſchrieben und Sie haben in der Eile der Expedition wohl nicht gedacht daß dieſelbe den erſten Punckt gleichſam aufhebt. Damit ſich der Autor nicht um die Stärcke der Auflage, nicht um die Weiſe zu bekümmern brauche wie der Verleger die Wercke in's Publicum bringt, iſt dort eine Zeit feſtgeſetzt welche allen Mishelligkeiten vorbeugt. Durch No. 5 aber würde der Termin aufgehoben, wodurch manche Weiterung entſpringen könnte.

Alles Gute wünſchend

Lauchſtedt d. 12. Aug. 1805.

Goethe.

1108.

An Chriſtiane Vulpius.

Mit Vergnügen wirſt du, mein liebes Kind, von Auguſt die näheren Umſtände unſerer vierzehntägigen Reiſe vernehmen, wenn ich dir im allgemeinen ſage daß ich mich recht wohl befunden habe. Noch beſſer faſt als die Bewegung wirckt die Zerſtreuung; denn man hat keine Zeit über ſich nachzudencken und über dieſe oder jene kleine Andeutung eines Übels beſorglich zu werden. Von Helmſtedt wirſt du einen Brief von mir erhalten haben. Nun bin ich wieder in

Lauchſtedt, wo es ſehr ſtill iſt. Wenn es nur wenigſtens gutes Wetter wäre! Ich habe vorgezogen meinen Geburtstag hier im Stillen zu begehen, um mich bald möglichſt zu einigen Arbeiten zu ſammeln. Am liebſten wäre ich nun wieder zu Hauſe; doch will ich wohl iene Bequemlichkeit noch einige Zeit entbehren und mich hier an's Baden und Waſſertrincken halten. Auguſten ſende ich dir. Er hat ſich gar gut betragen und die ganze Reiſe erheitert, er wird dir manches erzählen. Nun iſt's gut daß er wieder in das Schulgleis kommt und eine Weile darinn fortgeht.

Wenn du mir Donnerſtag d. 5. Septemb. die Pferde wiederſchicken wollteſt, würde es wohl die rechte Zeit ſeyn; doch am angenehmſten wäre mir's wenn du mich ſelbſt abhohlen wollteſt. Laſſen es deine häuslichen Geſchäfte zu und haſt du des Vergnügens am Vogelſchießen genug genoſſen, befindeſt du dich auch recht wohl; ſo thue es; doch ſoll es ganz von dir abhängen. Auch noch etwas Geld müßteſt du mitbringen. Es ſind mir nur 10 rh. übrig geblieben. Die theure Fourage bey der verlängerten Reiſe hat das meiſte gekoſtet. Bringe etwa 50 rh. Es iſt immer beſſer daß noch etwas übrig bleibt. Könnteſt du gleich nach Empfang dieſes mir ein Paar Worte ſchreiben und auf die Poſt geben; ſo erhalte ich ſie zwar ſpät; aber doch immer eher als der Wagen zurückkommt. Lebe recht wohl und liebe mich. Wenn es mir gut geht freue ich mich deſſen vorzüglich um deinetwillen, ſo wie ich an allen Orten wo etwas angenehmes vorkam dich im Stillen zu mir wünſchte.

Lauchſtedt d. 28. Aug. 1805. G.

1109.

An Carl Wilhelm v. Fritſch.[1]

Fürſtliche Generalpolizeydirection erwirbt ſich um ſämmtliche hieſige Haushaltungen durch die neuen Einrichtungen,

[1] Regierungsrat.

das Geſinde betreffend, ein unſchätzbares Verdienſt, wobey ſie, beſonders anfänglich, manche außerordentliche Bemühungen gefällig übernimmt, welche zu vermehren ich ſoeben genöthigt bin. Ew. Hochwohlgeboren erlauben folgenden Vortrag.

Johanna Höpfnerin von Eiſenach hat als Hausmagd ein halbes Jahr, ſodann als Köchin ein Jahr bey mir gedient, und man konnte mit ihrer Treue und Thätigkeit zufrieden ſeyn, nur ward ihr übriges gutes Betragen durch leidenſchaftliche Ausfälle unterbrochen, dergleichen vor kurzem ſich einer zeigte, weßhalb ſie aus dem Dienſte entlaſſen werden mußte.

Sie fühlt nun wohl gegenwärtig, welche gute Stelle ſie verſcherzt hat, und wünſcht wieder aufgenommen zu werden, wozu ich auch nicht abgeneigt wäre, wenn es unter den Auſpicien fürſtlicher Generalpolizeydirection geſchehen könnte, und zwar dergeſtalt, daß ich gedachte Köchin abermals bis Oſtern miethete, mir jedoch ausdrücklich vorbehielte, ſie, wenn ſich wieder ein ſolcher Ausbruch von Heftigkeit und Unſinn ereignete, ſogleich aus dem Dienſte zu entlaſſen und ihr an Lohn nicht mehr, als ſo viel ſie bis zu einem ſolchen Augenblicke verdiente, zu verabreichen.

Genehmigt fürſtliche Generalpolizeydirection dieſen Antrag, ſo bin ich bereit, mehrgedachte Perſon ſogleich wieder aufzunehmen, und verfehle nicht, meinen Dank für die übernommenen Bemühungen fürſtlicher Generalpolizeydirection für meine Perſon auf das Lebhafteſte abzuſtatten.

Der ich mit vorzüglichſter Hochachtung unterzeichne

Weimar,
den 10. September 1805.

Ew. Hochwohlgeboren
ganz gehorſamſter Diener
J. W. v. Goethe.

1110.

An Cotta.

Die überſendete Probe des Drucks möchte wohl im Ganzen für lesbar und annehmlich zu halten ſeyn, ob ſie gleich nicht ſo modern und luſtig ausſieht, als wir es im nördlichen Deutſchland gewohnt ſind. Dabey will ich Ihnen völlig überlaſſen, was Sie etwa durch neue Schrift und ſonſtige Einrichtung zum guten Anſehen der Ausgabe weiterhin beſorgen wollen.

Weit mehr liegt mir am Herzen die Correctheit des Druckes. Auf dem zurückgehenden Blatt ſind ſchon ein paar Dinge zu bemerken, und ich muß geſtehen, daß mich das erſte Stück der Schellingſchen neuen Zeitſchrift[1] in Furcht und Schrecken geſetzt hat, wo entſtellende Druckfehler den Leſer, der nicht ſein Buch corrigirt hat, oder es nicht durch Correcturen verderben will, äußerſt irre führen.

Zwar ſind Sie in Oberdeutſchland nicht allein mit dem Übel geplagt. Hinter Barthold's Reiſen,[2] in der Realſchulbuchhandlung zu Berlin gedruckt, ſtehen drey Blätter Druckfehler und man kann wohl ſagen, daß dieſer wackre Reiſende von der Nachläſſigkeit des Correctors mehr gelitten hat, als von allen Türken, Griechen und Arnauten zuſammen.

Selbſt Cartone ſind ein ſchlimmes Mittel. Öfter werden ſie auf ander Papier gedruckt und das eingeklebte wird immer, beſonders aber beym Aufſchlagen guter Exemplare, empfunden. Ich muß Sie daher nochmals inſtändig bitten, da von unſerer Seite nichts verſäumt werden ſoll, einem ſorgfältigen Mann die Reviſion zu übergeben, der aber freylich nicht etwa nach ſeiner Art wieder hinein zu corrigiren und interpungiren hat.

Möglich wird es denn doch auch in Ihrer Gegend correct zu ſeyn. Denn ſeitdem die allgemeine Zeitung in

[1] „Jahrbücher der Medizin als Wiſſenſchaft" von Schelling und Marcus.

[2] „Bruchſtücke zur näheren Kenntniß des heutigen Griechenlands", Berlin 1803.

Ulm gedruckt wird, lieſ't ſie ſich viel beſſer, da vorher fremde Namen, techniſche und ähnliche Ausdrücke, meiſtens verdruckt waren, worüber denn mancher böttigeriſche Spaß verloren ging. Verzeihen Sie, daß ich dieſes Umſtands weitläuftig gedenke. Was kann mir aber mehr am Herzen liegen als dieſes? Sie werden an der Sorgfalt, womit Wilhelm Meiſter durchgegangen iſt, unſern Ernſt ſehen, etwas Reinliches zu liefern. Thun Sie das mögliche, mir jene ſchmerzlichen Empfindungen zu erſparen.

Der erſte Band kann auch Anfang Decembers abgehen. Ich behalte ihn gern noch bey mir, weil ſich hier und da noch ein kleines Gedicht zum Einſchalten findet. Ich habe freylich dieſe Dinge von jeher mit zu weniger Sorgfalt behandelt.

Den Fauſt, dächt' ich, gäben wir ohne Holzſchnitte und Bildwerk. Es iſt ſo ſchwer, daß etwas geleiſtet werde, was dem Sinne und dem Tone nach zu einem Gedicht paſſt. Kupfer und Poeſie parodiren ſich gewöhnlich wechſelsweiſe. Ich denke, der Hexenmeiſter ſoll ſich allein durchhelfen.

Indeſſen an der Donau die wunderſamſten Dinge geſchehen, füllt ſich unſer Thüringen mit Soldaten. Das incalculable der Zuſtände läßt Furcht und Hoffnung in suspenso und jedermann ſucht nur über den Augenblick hinzukommen. Sagen Sie mir manchmal Ihre Anſicht, auf die ich immer viel Vertrauen hegte.

Das beſte Lebewohl.

Jena d. 25. Nov. 1805. Goethe.

1111.

An C. G. Voigt.

Da man für ſeine Untergebenen immer, beſonders aber in dieſer ſchlimmen Jahreszeit zu ſorgen hat; ſo habe bey

E. E. anfragen wollen: ob es nicht gefällig wäre, unſerm Bibliotheksdiener die Erlaubniß zu ertheilen, das Neujahrs-Trinkgeld bey Perſonen, die ſich der Bibliothek bedienen, ſich erbitten zu dürfen. Zur allgemeinen Betteley dürfte wohl auch dieſe billig hinzukommen. Wäre es nöthig, ſo gelangte etwas deshalb an die Fürſtliche General-Polizey-Commiſſion und käme mit in das Wochenblatt.

Weimar den 21. Decbr. 1805. G.

1112.

An Eichſtädt.

Ew. Wohlgeb. verzeyhen, wenn ich ſo lange nichts von mir hören laſſen. Die kurzen Tage haben mir ſehr übel mitgeſpielt und ſeit dem Vergnügen Sie zu ſehen, hatte ich wenig gute Stunden.

Das Blatt Programm folgt mit Danck und einigen Veränderungen. Bitte um nochmalige Reviſion. Das zweyte iſt zu ſenden nicht nöthig, auch wünſchte nicht aufzuhalten.

Gegen Rameau's Neffen haben ſich die Herrn Hallenſer[1] in ihrer wahren Natur gezeigt. Man weiß nicht, ob man die Beſchränktheit oder den böſen Willen mehr bewundern ſoll. Wie ſchön nimmt ſich dagegen der Decembermonat Ihres Blattes aus!

Daß R.[2] die Recenſion des Neffen ablehnt, wundert mich nicht. Ob E.[2] die Quäſtion ein- und überſehe, darüber iſt wohl nicht die Frage, ob er aber animi sensa in eine förmliche, ſtringente Recenſion zu verwandeln und einzufleiſchen wiſſe, wage ich nicht zu entſcheiden. Von einer Probe will ich nicht abrathen. Ach! warum ſteht nicht auf dem

[1] Die Redaktion der nach Halle überſiedelten alten „Allgemeinen Litteratur Zeitung".

[2] Unbekannt.

Papiere, was Schiller über das Werck und meine Arbeit geäußert. Es war eine der letzten Materien, über die wir uns unterhielten.

Da ich nach dem Tode eines so werthen Freundes nur halb fortlebe und mich vielleicht hinfälliger glaube, als ich bin, so werden Sich Ew. Wohlgeb. über beyliegendes Blatt nicht wundern. Ich wünschte niemand durch mein Schreiben in Verlegenheit zu setzen und das Verzeichniß der Recensenten soll in keine fremde Hand kommen.

Sobald wie möglich sende ein paar Worte über das Wunderhorn.[1] So manches andre ist mir vergangenes Jahr vom Munde weggeschnitten worden. Zweifeln Sie jedoch nicht an meiner lebhaften Theilnahme und meiner wahren Freude, daß Sinn und Ton Ihres Blattes sich so tüchtig und rein erhält.

Mit den besten Wünschen
Den letzten Tag 1805. Goethe.

[Beilage.]

Unter meinen Papieren liegt ein gesiegeltes Paket mit der Aufschrift

Herrn Hofrath Eichstädt gehörig
Jena

welches von meinen Erben sogleich an gedachten Herrn gegen Empfang Dieses auszuliefern ist.

Weimar den 31. December 1805. Goethe.

1113.*

An F. A. Wolf.

... Meine schönen Lauchstädter Vorsätze sind freylich sehr ins Stocken und Stecken gerathen, woran der musicalische

[1] „Des Knaben Wunderhorn" von Arnim und Brentano.

Freund wohl die größte Schuld hat. Ich habe die Glocke hier noch nicht einmal aufgeführt, geſchweige jenes Beſprochene. Vielleicht gelingt es für Lauchſtädt: denn es iſt wohl billig, das Andenken eines ſolchen Freundes mehr als einmal zu feyern.

Wenn die lieben Preußen uns gleich nicht die willkommenſten Gäſte ſind, weil wir dieſen Winter auch ohne ſie ein theures Leben gehabt hätten; ſo muß es uns doch tröſten, wenn wir vernehmen, daß im Königreiche ſelbſt Kirch' und Altar nicht geſchont wird. Indeſſen haben wir alle Urſache, das Regiment Owſtien zu loben, das bey uns in Winterquartieren liegt. Man ſucht von beyden Seiten die Unbequemlichkeit ſo gering als möglich zu machen.

Von meinem Winterfleiße will ich nichts ſagen, weil ich nicht weiß, ob ich ihn werde fortſetzen können. Unterbricht mich eine Rückkehr der alten Übel nicht, ſo ſollen Sie innerhalb dieſer drey bis ſechs Monate manches ſehen, das Ihnen wohl einiges Vergnügen machen wird.

Grüßen Sie Minchen ſchönſtens von mir und den Meinigen und ſagen mir manchmal ein Wort, wie Sie ſich befinden. Mir iſt immer angelegen zu wiſſen, wie es innerhalb Ihrer Mauern ausſieht, aus denen Sie ſich wohl ſchwerlich viel entfernen mögen . . .

W. d. 5. Jan. 1806. G.

1114.

An Zelter.

Weimar den 5. März 1806.

Schon lange habe ich, mein lieber und vortrefflicher Freund, nichts von Ihnen gehört, und begreife recht gut,

daß es Ihnen geht, wie uns andern. Jeder hat ſoviel in ſeinem Kreiſe zu thun, daß er ſich nach außen wenig umſehen kann. Indeſſen bin ich auf mancherley Art fleißig und hoffe Ihnen mit dem, was ich thue und vorbereite, wo nicht bald, doch auch nicht allzuſpät einige Freude zu machen. Auch Sie ſind gewiß zum Vergnügen und zur Erbauung mancher Menſchen thätig, nur daß ich leider meinen Theil davon nicht ſo leicht nehmen kann.

Berlin und Sie zu beſuchen war ich dieſe Zeit her manchmal angelockt, ſo manches aber hält mich wieder unbeweglich an der Stelle, und da ſeh ich denn freylich nicht, wie es zu einem geſegneten Entſchluß kommen könnte. Weil ich doch aber ein dringendes Bedürfniß fühle, nicht allein von Ihnen zu hören, ſondern auch mir Ihre Zuſtände recht klar zu vergegenwärtigen und Ihnen die meinigen näher zu bringen, ſo bin ich auf den Gedanken gekommen, Ihnen meinen Sohn zu ſchicken,[1] daß er Sie von mir herzlich grüße und in früher Jugendzeit, wo die weltlichen Dinge noch einen luſtigen Eindruck machen, das Bild einer ſo großen Stadt in ſich aufnehme und auch zu meinem Genuſſe lebhaft zurückbringe.

Ob er nun gleich ſchon ein geſetzter und gefaßter Knabe iſt;[2] ſo möchte ich ihn doch nicht ganz allein und ſich ſelbſt überlaſſen in dieſem ſtädtiſchen Strudel denken. Die Frage wäre alſo, ob Sie ihm in Ihrer Nähe eine Wohnung verſchaffen und zunächſt für ſeine Bedürfniſſe ſorgen möchten. Ich ſende Ihnen eine Aſſignation, damit er nicht gerade alles nöthige Geld in der Taſche habe. Weiter ſag' ich nichts: denn alles übrige bleibt den Umſtänden überlaſſen. Die Hauptfrage iſt, ob Ihnen ein ſolcher Beſuch nicht läſtig ſey. An meine übrigen Freunde in Berlin geb' ich ihm

[1] Die Abſicht iſt nicht ausgeführt worden.
[2] Er war 1789 geboren.

Briefe und Charten mit, und die Verhältniſſe werden ſich ſchon finden. Aber vor allen Dingen möcht' ich ihn an einem ſicheren Platz etablirt wiſſen. Länger als vierzehn Tage oder drey Wochen dürfte der Aufenthalt nicht dauern. In der Charwoche könnte er anlangen. Tauſend Grüße und Bitte um baldige Antwort. G.

1115.

An Ludwig Achim von Arnim.

Weimar, d. 9. März 1806.

Man erzählt von dem bekannten Sekretär der Königlichen Societät zu London, Oldenburg,[1] er habe nur dadurch ſeine unendliche Korreſpondenz beſtreiten können, daß er niemals einen Brief eröffnet als mit der Feder in der Hand und dem Briefblatt zur Antwort vor ſich.

Hätte ich dieſem guten Beyſpiel folgen können, ſo würde ich bey meinen engern Verhältniſſen gar manchem guten Manne geantwortet haben, den ich ohne Nachricht von mir ließ, weil ich zauderte; denn gewiß, man lieſt keinen Brief zum erſten Mal durch, ohne zur Beantwortung angeregt zu werden.

Alſo diesmal will ich auf der Stelle für Ihren lieben Brief und für die artige Sendung danken. Es war mir ſehr angenehm, durch Ihr Medium die große Stadt zu ſehen, und wir haben uns lebhaft über die glückliche Darſtellung ſo mancher wunderlicher Bilder gefreut. Mögen Sie mir auch wohl etwas von Ihrer Reiſe durch Mecklenburg[2] ſagen; dies iſt für mich völlig terra incognita, wo noch mancher wackre und bedeutende Mann wohnen muß.

---

[1] Heinrich Oldenburg (1626—78), früher bremiſcher Konſul in London.

[2] Arnim, der im Dezember 1805 in Weimar geweſen und auch mit Goethes Sohn befreundet geworden war, hatte im Februar u. a. gemeldet: „In wenigen Tagen wandere ich nach Mecklenburg, ich habe mir hier die Schuhe mit Sand gefüllt und

Wahrſcheinlich ſende ich meinen Auguſt Oſtern nach Berlin. Schade, daß er Sie nicht mehr antrifft. Indeſſen liegen hier ein paar Denkblättchen[1] bey, die ſich Ihrem erneuten Stammbuche empfehlen.

Die Eiſengüſſe[2] ſind in den Medaillenſchrank gelegt worden, und der Löwenkopf prangt an der alten Thüre ins Speiſezimmer, wo Sie ihn hoffentlich noch einmal bewundern ſollen.

Allerley chemiſche Verſuche und andere Nachforſchungen haben mir mehr Beyſpiele jener Farbenerſcheinungen der alten Scheibe zugebracht; aber ſo ſchön und rein wie auf derſelben zeigt ſich das Phänomen doch nirgends.

Durch das Wunderhorn haben Sie uns eine ſo lebhafte und dauernde Freude gemacht, daß es wohl billig iſt, nicht dem Urheber allein, ſondern auch der Welt ein Zeugniß[3] davon abzulegen, um ſo mehr da dieſe nicht ſo reich an Freuden iſt, um reinen Genuß, den man ſo leicht und ſo reichlich haben kann, entweder aus Unwiſſenheit oder aus Vorurtheil zu entbehren. So viel für diesmal mit den beſten Wünſchen und Grüßen von uns allen.

Goethe.

---

will ſie ausſchütteln. Ihr Sohn, mein geſchickter Lehrer und Vorgänger auf glatter Bahn, wollte mir ein Stammblat ſchicken, ich werde es über Berlin (Viereck N. 4) immer noch früher erhalten, es wird in ein Stamm- und Geſellenbuch (Frankfurt a. M. 1536) eingefügt werden, womit ich in dieſen Tagen mir an hundert alte Freunde zugeſchaffen habe." — Das „Viereck" iſt der jetzige „Pariſer Platz" in Berlin; Arnims Großmutter, Caroline v. Labes, wohnte dort.

[1] Das Stammbuchblatt Goethes lautete: „Consiliis hominum pax non reparatur in orbe." Arnim ſchrieb ihm in Bezug darauf im Mai: „Nicht durch Menſchen wird der Friede wiedergewonnen: dieſe Worte Ihres vielverehrten Andenkens haben ſich mir ſo tief eingedacht, daß ſie mir aus jeder Gegend, aus jedem Sonnenſtand der Betrachtung zuſprechen, ſie liegen wie das Kreuz im Kreuz Criſtal, es bedarf nur des Treffens im Eröffnen."

[2] Arnim hatte einige Proben „von den Zierrathen aus der Königlichen Eiſengießerey vor dem Brandenburger Thor" geſandt.

[3] Goethes Rezenſion über das „Wunderhorn" war im Januar in der „Allgemeinen Litteratur-Zeitung" erſchienen.

1116.

An Zelter.

Da nicht Jedermann, wie Napoleon, ſagen kann, welchen Tag er kommen, ſehen und ſiegen will; ſo ergebe ich mich darein, daß eine kleine Hinderniß eintritt, und mein Auguſt nicht in der Charwoche bey Ihnen ſeyn kann. Haben Sie tauſend Dank, daß Sie ihn aufnehmen und ſich ſeiner annehmen wollen. Es iſt ein bedeutender Schritt, den er in die Welt thut, und Sie verbinden mich aufs neue. Sollte Ihnen irgend eine häusliche Unbequemlichkeit aus ſeiner Gegenwart erwachſen, ſo haben Sie ja die Güte, ihn in die Nachbarſchaft unterzubringen. Der Gedanke, daß ich kommen ſoll, ihn abzuholen, muß ſo übel nicht ſeyn: denn ich hab' ihn auch gehabt. Doch wird wohl nichts daraus werden. Die Ärzte wollen mich ein für allemal nach Carlsbad haben und ich muß wohl hingehen, obgleich ohne Vertrauen zu dergleichen Mitteln. Indeſſen habe ich noch eine Menge zu thun und vorzubereiten.

Heute nichts weiter, damit der Brief fortkomme, als das herzlichſte Lebewohl und die beſten Grüße.

Weimar den 22. März 1806. G.

1117.

An Zelter.

Kaum iſt mein Brief abgegangen der die verſpätete Reiſe meines Auguſts meldet; ſo kommt der Ihrige mit der unerwarteten traurigen Nachricht[1] die mich ganz außer

[1] Vom Tode der Gattin Zelters.

Faſſung bringt. Eben zu der Zeit da ich mir Berlin mehr als je vergegenwärtige, da wir den Plan vor uns haben, die neue Münzſtraße aufſuchen, eben da ich hoffe durch meinen Knaben Ihr Weſen, Ihre Umgebung mir näher gebracht zu ſehen, wie er mir vorm Jahr das Bild meiner Mutter zurückbrachte; ſo erleben Sie den gewaltſamen Riß den ich in jedem Sinne mitempfinde, ich mag mir nun Sie einſam von einer großen Haushaltung und manchen ſchwierigen Geſchäften umgeben dencken; oder ich mag auf mich zurückkehren und mir in meiner eignen Lage ein ſo ſchreckliches Ereigniß immaginiren. Leider iſt das Hinderniß das meinen Abgeſandten zurückhält nicht zu beſeitigen, ſonſt fertigte ich ihn gleich ab weil die Gegenwart eines neuen freundlichen und liebenden Weſens Ihnen vielleicht heilſam würde und das daraus entſpringende Gute die Unbequemlichkeit wohl überwöge die es verurſacht. Mir wäre es auch ein Troſt einen Repräſentanten meiner Neigung und herzlichen Theilnahme bey Ihnen zu wiſſen; doch auch das ſoll nicht ſeyn und gerade trifft das alles zuſammen in eine Zeit wo ich auch mancherley zu heben und zu ſchleppen habe. Nicht weiter! Bitte um baldige Nachricht.

W. d. 26. März 1806. G.

1118.

An Eichſtädt.

Ew. Wohlgeb.

ſende den intereſſanten Brief dankbar zurück. Das an mich angekündigte Schreiben iſt indeſſen auch angekommen. In dem Briefe an Ew. Wohlgeb. erſcheint der Freund[1] als

[1] Wohl Gentz.

Staats- und Weltmann und hat als ein ſolcher völlig Recht; denn es iſt ja ſeine Pflicht, für den Augenblick, für eine gewiſſe Seite, um nicht Partey zu ſagen, zu handeln und zu ſchreiben und eine ähnliche Handelns- und Schreibensweiſe auch von denen zu erwarten, mit denen er in irgend eine Verbindung tritt. Der Literator aber, mehr noch der Leiter eines literariſchen Inſtituts wie das Ihrige, befindet ſich in einer ganz andern Lage: er kann da ruhig ſeyn, wo jener wirkt, abwarten, wo jener drängt, dulden, was jener unerträglich findet; ja er ſoll ſogar nach meiner Überzeugung entgegengeſetzte Parteyen reden laſſen und dabey nur das Amt eines weiſen Sprechers, wie im engliſchen Parlament, vertreten, welcher dazu da iſt, im leidenſchaftlichen Falle die Redner zur Ordnung des Tages zurückzurufen. Soviel über dieſe Äußerungen, welche Sie gewiß mit Freundlichkeit und Klugheit erwiedern werden.

Erinnere ich mich recht, ſo ſprachen Sie in einem frühern Briefe, der mir nicht zur Hand iſt, von einem Bauverſtändigen, den Sie mir einmal bringen wollten. Sie mit ihm bey mir zu ſehen, würde mir jederzeit angenehm ſeyn, nur wünſchte ich von Ihrer Ankunft unterrichtet zu ſeyn.

Wenn ich ſonſt mit noch manchem zurückſtehe, ſo verzeihen Sie: ich hoffe nach und nach meine Schulden abzutragen.

Weimar den 29. April 1806. Goethe.

1119.

An Chriſtiane Vulpius.

(Jena) Mittwoch den 25. Juni 1806.

Da ich eine Gelegenheit habe, dir dieſen Brief bald zuzubringen, ſo gebe ich dir Nachricht, daß es mir die Zeit

über recht wohl gegangen ist. Ich habe einiges thun und besorgen können, so daß ich die Zeit nicht unbenutzt zugebracht habe. Es bleibt dabey, daß ich Sonntags früh den 29. abreise,[1] und ich hoffe, daß es dir indessen nach Wunsche gegangen ist. Vom Theater höre ich wenigstens alles Gute und hoffe, es soll so weiter gehen.

August war hier mit seinen Gesellen. Es hat mich gefreut zu sehen, daß es mit seinen körperlichen Kräften und seinem guten Muth so wohl steht. Ich habe mich einige Abende recht hübsch mit ihm unterhalten. Sie sind in allen Bergen und auf allen Schlössern herumgezogen, haben Aal in der Triesnitz gegessen und die Johannisfeuer haben wir zusammen von dem Altan des Daches gesehen. Einige waren hübsch; im Ganzen aber lange nicht so brillant als vor zwey Jahren. Gute Déjeunés und Bälle wünschend. Ich lege ein Zettelchen bey, das du Minchen gelegentlich zustecken magst. G.

1120.

An Kirms.

Wie Ew. Wohlgeboren selbst einsehen und sagen, so läßt sich in dieser Sache[2] nichts Durchgreifendes rathen noch anordnen. Ich habe aber doch in beykommendem Blatt etwas aufgesetzt, das den Wöchnern bey ihrem Betragen zu einiger Leitung dienen kann. Ich habe es in der dritten Person abgefaßt und nicht unterschrieben. Doch ist ihnen durchaus nochmals zu empfehlen, daß sie es Niemanden sehen lassen.

[1] Nach Karlsbad.

[2] In Leipzig gastierten Iffland und die Unzelmann. Die Hallenser Studenten, die eifrige Besucher des Lauchstädter Theaters waren, hatten nun sehr energisch verlangt, daß mit der Weimarer Truppe auch die Unzelmann in Lauchstädt gastieren sollte. Kirms hatte deswegen bei Goethe angefragt.

Weiter weiß ich nichts zu ſagen, als daß es mir die Zeit über ganz leidlich gegangen iſt, und daß ich meiner Abreiſe Sonntag früh mit guter Hoffnung entgegenſehe. Sonnabends mit dem Boten könnten Sie mir noch allenfalls etwas ſchicken.

Der ich von Herzen recht wohl zu leben wünſche.

Jena den 25. Junius 1806. G.

In der Angelegenheit, worüber nachgefragt wird, iſt es ſchwer, einen beſtimmten Rath zu geben. Alles kommt auf die Umſtände und auf den Augenblick an, wobey der Klugheit der Herren Wöchner die Hauptſache überlaſſen bleibt.

Anfangs könnten ſie allenfalls erklären, daß ſie beym Abſchiede von Fürſtl. Commiſſion ausdrücklichen Auftrag erhalten, das Spielen von Gaſtrollen durchaus abzulehnen, weil in dieſem Jahr die Geſellſchaft vollſtändig und das Repertorium complet ſey; welches voriges Jahr nicht der Fall geweſen. Dießmal könne die Geſellſchaft aus und durch ſich ſelbſt das Publicum contentiren. Sie ſeyen ja ſelbſt in Lauchſtädt Gäſte und wünſchten ſich nicht aus ihren Rollen durch andre Gäſte verdrängen zu laſſen. In einer Stadt, wo man eine Geſellſchaft das ganze Jahr, oder wenigſtens den größten Theil über, ſähe, ſey es ganz was anderes, indem man alsdann zur Abwechſelung allenfalls eine Gaſtrolle geſtatte. Doch lehne man auch in Weimar ſie gewöhnlich ab u. ſ. w.

Sollten aber dergleichen Vorſtellungen nichts fruchten, und das aufgeregte Publicum mit einigem Ungeſtüm die Erſcheinung der Madame Unzelmann verlangen, ſo können die Herren Wöchner ihre Rolle fortſpielen und mit Höflichkeit ſagen, daß man freylich an eine Ankunft der Madame Unzelmann nicht denken können, und ſie deshalb unter den vorkommenden Umſtänden wohl die Verantwortung auf ſich

nehmen müßten; so seyen sie doch nicht im Stande, ein höheres Honorar als 20 Thaler für die Vorstellung zu bewilligen. Eine Benefizvorstellung werde niemals wieder zugestanden werden.

Dabey können jene Anfangs angeführten Argumente immer wiederholt werden. Man kann sich auf den completten Zustand der Gesellschaft und das wohlversehene Repertorium immer wieder berufen.

Gegenwärtiges Blatt wird secretirt und kommt nicht aus den Händen der Herren Wöchner, um so mehr, als sie die Abwesenheit des Herrn Geheimerath von Goethe als ein Hauptargument ihrer Weigerung zu brauchen haben.

1121.*

An Zelter.

Jena den 26. Junius 1806.

Ihr Brief, mein lieber Freund, hat mich noch in Jena getroffen, von wo ich in wenig Tagen nach Carlsbad gehe. Mögen Sie mir in der ersten Zeit direct dorthin schreiben, so wird es mir viel Freude machen. Später thun Sie es nicht: denn die Briefe gehen langsam und ungewiß auf diesen Straßen . . .

Für die baldige Nachricht über Doctor Luthers Theatererscheinung[1] danke zum allerschönsten. Ich sehe, es sind in diesem Stück gerade die widerlichen Entgegenstellungen, die einem in den Söhnen des Thals verdrießlich fallen. Das soll nun Ideen heißen und sind nicht einmal Begriffe. Indessen werden die Menschen darüber confus, und da man ihnen etwas vorzeigt, was sie nicht beurtheilen können, so lassen sie's eine Weile gut seyn.

[1] „Martin Luther oder die Weihe der Kraft" von Zacharias Werner.

Da Iffland als D. Luther ſich wohl behaben wird und die Caſſe wahrſcheinlich auch keinen Schaden leidet; ſo iſt übrigens alles in der Ordnung.

Ich denke ſehr oft an Sie und Ihre Zuſtände. Sie haben eine ſchwere Aufgabe zu löſen. Möge Ihr Muth Sie immerfort begleiten. Für dießmal ſag' ich nichts weiter, als daß es mir die Zeit über ganz leidlich gegangen iſt, und daß ich gute Hoffnungen von meiner Badecur hegen kann.

G.

1122.

An Chriſtiane Vulpius.

Carlsbad den 3. Julius 1806.

Ich will verſuchen, dir eine Nachricht direct nach Lauchſtädt zu ſchicken, weil ich vermuthen kann, daß ſie dir eher zukommt als über Weimar. Du erfährſt alſo durch Gegenwärtiges, daß wir glücklich in Carlsbad angekommen ſind. Sonntags den 29. Jun. gelangten wir bis Schleiz. Den 30. bis Aſch, wo wir um 9 Uhr Abends, im Regen, eine Viertelſtunde vors Thor gingen, um in einer Scheuer die Huſſiten vor Naumburg[1] ſpielen zu ſehen. Den 1. Juli kamen wir bis Eger, wo wir ausruhten und manches, was ſich auf Wallenſtein bezog, ſahen. Geſtern den 2. Abends kamen wir erſt hier an. Die Wege waren mitunter ganz erſchrecklich und es regnete auch von Zeit zu Zeit gewaltig. Zum Schluſſe aber ſind wir hier ganz angenehm logirt und befinden uns wohl. Das gewaltſame Rütteln und Schütteln auf der Reiſe hat, glaube ich, ſchon die Hälfte der Kur vollbracht.

[1] Von Kotzebue.

Die Gegend ist hier, wie vor Alters, sehr schön. Das Städtchen, seitdem ich es nicht gesehen habe, viel besser aufgeputzt und außerordentlich angenehme Spaziergänge sind angelegt worden; woran wir uns schon sehr vergnügt haben. Es fehlt nichts, als daß wir nicht alle zusammen hier sind. Wir essen zusammen auf der Stube und werden gut bedient. Das Essen ist hier besser als sonst. Das baare Geld steht sehr hoch, weil die Papiere immer mehr fallen. Das Kopfstück, das sonst 20 Kreuzer galt, wird nun für 32 genommen; und obgleich die Preise gestiegen sind; so zahlt man doch im Grunde nicht viel mehr als sonst. Noch ist kein Theater hier. Es kommt erst Sonntags den 6. Juli. Mehr sage ich nicht, und wünsche wohl und vergnügt zu leben. Notire doch den Tag, wo du den Brief erhältst, damit man weiß, wie lange er unterwegens gewesen ist. Wir grüßen alle zum schönsten. Mit dem herzlichsten Lebewohl

G.

1123.

An Christiane Vulpius.

Carlsbad den 7. Julius 1806.

Da ich nur Gutes zu erzählen habe, so will ich heute zum zweytenmal schreiben. Mein Brief vom 3. wird angekommen seyn. Das Wasser hat eine recht gute Wirkung auf mich gemacht und ich denke, es soll so fortgehen. Seitdem ich den Sprudel trinke, habe ich keine Tropfen eingenommen und die Verdauung fängt schon an recht gut ihren Gang zu gehen. Ich werde nun so weiter fortfahren und abwarten, was es werden kann. Übrigens muthet man sich hier viel mehr zu, als zu Hause. Man steht um 5 Uhr

auf, geht bey jedem Wetter an den Brunnen, ſpaziert, ſteigt Berge, zieht ſich an, macht Aufwartung, geht zu Gaſte und ſonſt in Geſellſchaft. Man hütet ſich weder vor Näße, noch vor Wind, noch Zug und befindet ſich ganz wohl dabey. Ich habe manche alte Bekannte angetroffen und ihrer ſchon viele neue gemacht. Morgen beziehen wir ein beſſer Quartier als das bisherige. Die Bälle ſind übrigens hier nicht ſehr belebt. Von 50 Frauenzimmern, die in weißen Kleiderchen herum ſitzen, kommen vielleicht 10 zum Tanz. Übrigens giebt es Pikeniks und Spazierfahrten, die in der ſchönen Gegend ganz angenehm ſind. Ich wünſche dir viel Vergnügen und werde heut über 8 Tage wieder ſchreiben. Lebe recht wohl und liebe mich. Dieſe Tage will ich auch an Auguſt ſchreiben.

G.

1124.

An Chriſtiane Vulpius.

Carlsbad den 14. Julius 1806.

Ich ſchreibe ſehr gern wieder, weil ich gute Nachricht von mir zu geben habe und weil die Briefe ſobald hin und wieder gehen. Der Deine vom 7. Juli iſt in vier Tagen zu mir gekommen und hinwärts, wie ich ſehe, bleiben ſie auch nicht länger unterwegs. Die Cur ſchlägt ganz gut bey mir an. Ich habe die Zeit her keine Unbequemlichkeit gehabt und hoffe das beſte, wenn ich regelmäßig fortfahre. Es giebt hier viel Unterhaltung mit alten Bekannten die man wiederfindet, ſo wie mit neuen, die man macht. Madam Unzelmann iſt angekommen und wird ſich vier Wochen aufhalten. Sonſt iſt niemand hier, den du kennſt. Es wird aber täglich voller, beſonders von Ruſſen und Polen. Auf

kurze Zeit möchte ich dich und Auguſt wohl hier ſehen; aber im ganzen iſt's nicht für euch. Ich freue mich, daß dir's in Lauchſtädt wohlgeht. Bleibe nur daſelbſt, grüße Auguſten, wenn er kommt, und macht euch luſtig. So lange ich hier bin, will ich jeden Montag ſchreiben, da ihr denn etwa jeden Freytag etwas von mir empfangen werdet. Grüße die Brandt[1] und die Elſermann[1] und ſage ihnen, daß ich etwas für ſie mitbringe. Überhaupt, wer freundlich und artig von der Geſellſchaft iſt, ſoll etwas haben: denn ich bringe verſchiedenes mit. Von dem hieſigen Theater, das noch nicht eröffnet iſt, ſchreibe ich etwas an Genaſt, von dem du dirs kannſt erzählen laſſen. Lebe recht wohl und grüße Auguſten, ſo wie auch Geh. Rath Wolf und Minchen. Noch ſetze ich eigenhändig hinzu daß ich Dich und Auguſt herzlich grüße und euch alles Vergnügen wünſche. Wenn es dich auch etwas mehr koſtet, ſo hat's nichts zu ſagen. Dein Brief kam den 12ten an und war mir um ſo angenehmer und lieber. Nun ſage ich dir das beſte Lebewohl und hoffe bald wieder auf einen Brief von dir.

G.

1125.

An Chriſtiane Vulpius.

Montag den 21. Julius 1806.

Dieſes iſt nun der vierte Brief, den du von mir erhältſt. Ich habe indeſſen nur einen von dir empfangen, und auf den gegenwärtigen antworteſt du nicht. Indeſſen erhalte ich wohl noch einige Nachrichten von dir auf meine vorigen Briefe. Heute über 14 Tage, als den 4. Auguſt, denken

[1] Am Weimarer Theater.

wir wieder abzugehen und können den 7. oder 8. wieder in Jena seyn. Bleibe indessen nur ruhig mit August in Lauchstädt, bis du Nachricht von mir erhältst.

Indessen ist es mir sehr wohl gegangen. Ich habe ohne Arzney mit Wassertrinken und Baden mich hingehalten und keinen Anfall von Schmerzen gehabt, und wenn ich die Cur noch so weiter fortbrauche; so denke ich, wird es von guten Folgen seyn. Es wird fleißig promenirt und an Gesellschaft fehlt es auch nicht. Die Badeliste steigt auf 650 Personen und ich habe manche Bekanntschaft gemacht. Wir essen gewöhnlich zu Hause. Manchmal sind wir zu Gaste geladen. Die hiesige Schauspieler-Gesellschaft hat etwa sechsmal gespielt, ich bin aber noch nicht ins Theater gekommen. Nach allen Erzählungen scheint es wenig erfreuliches zu leisten. Den Ball hab' ich ein einzigesmal besucht, der aber für mich auch nicht unterhaltend war. Von deinen Bekannten wüßt' ich Niemand hier, außer den dicken Herrn von Oertzen, den die Frauenzimmer in Lauchstädt vor ein paar Jahren einander abspänstig machten. Er treibt sein altes Wesen fort, aller Welt die Cour zu machen. So viel für heute. Meine Reisegefährten grüßen. Es ist allerley eingekauft worden. Einen Brief Stecknadeln wirst du erhalten haben, den ich durch Gelegenheit nach Leipzig schickte. Geht wieder Jemand in jene Gegend, so folgt noch etwas.

G.

Lebe wohl und grüße Augusten vielmals. Auch Herrn Genast und Becker und die Frauenzimmer.

Donnerstag den 24. Julius 1806.

Dieser Brief ist einen Posttag liegen geblieben, welches mir jetzt angenehm ist, weil inzwischen dein Brief vom

17. Julius ankam. Ich habe zwar wenig hinzuzuſetzen; aber doch freut mich's dir ſogleich zu ſagen, daß mir deine Nachrichten viel Vergnügen gemacht haben. Wenn es dir nach deinem Sinne wohlgeht und Auguſten auch, ſo kann mir in der Ferne nichts erfreulichers begegnen. Dagegen kann ich ſagen, daß ich mich von Tag zu Tag beſſer befinde und daß ich auch für die Folge das Beſte hoffe. Wir leben, die kleinen Unbequemlichkeiten der Kur abgerechnet, zwar nicht herrlich, doch in Freuden. An Krebſen und Forellen iſt kein Mangel und das übrige Eſſen iſt nicht ſchlecht. Wir gehen und fahren ſpazieren; wobey immer ein wenig gezeichnet wird und viel Steine zuſammengeklopft werden. Faſt täglich giebt es eine neue Bekanntſchaft und man könnte lange hier ſeyn, ohne erſchöpft zu haben, was ſich alles hier befindet. Übrigens bleibt es bey dem, was auf der vorigen Seite geſchrieben ſteht. Auch erhältſt du von mir noch eine Nachricht vor meiner Abreiſe. Verweile nur in Lauchſtädt, bis ich in Jena angekommen bin; und wenn du mit Auguſt einige mehrere Koſten haſt, ſo nimm es nicht zu Herzen. Ich wünſche nur euch beyde wohl und vergnügt wieder zu ſehen. Daß es mit dem Theater ſo gut geht, iſt mir höchſt angenehm. Grüße die Herren Genaſt und Becker, auch deine nächſte Umgebung. Mehr ſage ich nicht, damit der Brief geſchloſſen werde und nicht abermals in dieſer Zerſtreuung liegen bleibe.

1126.

An Chriſtiane Vulpius.

Carlsbad Montag den 28. Juli 1806.

Schon vorgeſtern kam dein lieber Brief vom 22. hier an und war alſo nur vier Tage unterwegs geweſen. Ich

ſchreibe heute zum vorletzten mal und heute über acht Tage wahrſcheinlich zum letztenmal. Denn ich hoffe, daß unſer Wagen richtig eintreffen ſoll. Es iſt mir auch dieſe letzte Zeit ganz wohl gegangen und ich wünſchte nur, daß ich mich eingerichtet hätte, länger hier zu bleiben, um ein 14 Tage weder zu trinken, noch zu baden, auf meine Natur Acht zu geben und doch in der Nähe der heilſamen Quelle zu ſeyn, wenn ſich irgend ein Übel melden ſollte. Doch kann das auf künftiges Jahr geſchehen und wir wollen hoffen, daß wir indeſſen ſo durchkommen. Die Hauptſache, wie ich recht wohl bemerke, bleibt immer die Bewegung und wenn ich ſie die nächſten acht Wochen auf eine oder die andre Weiſe fortſetze, ſo wird es wohl ganz gut werden. Daß du dich luſtig machſt, iſt mir ſehr angenehm und ich erwarte, daß du mir recht viel erzählſt, wenn wir zuſammenkommen. Hier geht im Ganzen alles ſteifer, als jemals zu, ob ich mich gleich perſönlich keinesweges zu beklagen habe: denn es hinge nur von mir ab, meine Bekanntſchaften und Geſellſchaften viel weiter auszudehnen. Geſtern begegneten mir ganz unerwartet Frau von Bröſigke[1] und ihre Tochter, die von Egerbrunn herüberkamen, wo es auch nicht zum heiterſten hergehen ſoll, weil die Öſtreicher und Polen zwey Partheyen machen, die gegeneinander wirken, beyde aber weder einen Sachſen noch einen Preußen unter ſich aufnehmen. Frau von Levezow iſt reizender und angenehmer als jemals. Ich bin eine Stunde mit ihr ſpazieren gegangen und konnte mich kaum von ihr losmachen, ſo artig war ſie und ſoviel wußte ſie zu ſchwatzen und zu erzählen.

Täglich kommen hier noch mehr Badegäſte an. Die Nummern der Liſte gehen ſchon bis 700. In dieſen Tagen war das Papiergeld ſo gefallen, daß der Ducaten 8 Gulden

[1] Die Mutter der Frau v. Levetzow (die gegen 1787 geboren), die Großmutter Ulrikens, die damals zwei Jahre alt war.

und 30 Kreuzer galt, und das Silbergeld im Verhältniß. Gegenwärtig ist es wieder ein wenig gestiegen. Demungeachtet aber sind die Einwohner von Carlsbad, welche für alle ihre Mühe, Waaren und Auslagen fast nichts anders eingenommen haben, in einer Sorge, die ganz nahe an Verzweiflung gränzt. Was daraus werden soll, kann kein Mensch einsehen. Vorgestern bin ich auch in der Comödie gewesen und werde wohl nicht wieder hineingehen. Selbst diejenigen Schauspieler, die noch einige Gestalt und Stimme haben, zeigen sich fratzenhaft, affectirt und comödiantisch. Ich kann wohl sagen, daß ich in dem ganzen Stück nicht einen einzigen wahren Ton gehört habe. Die Weiber sind vollends ganz abscheulich. Eine einzige ist darunter, die Verdienst hat. Sie spielt die Rollen der Beck, ist aber doch auch übertrieben und in ihrem Betragen geschmacklos wie die andern. Doch wäre diese noch wohl am ersten ins Rechte zu leiten, wenn sie eine gute Umgebung hätte. Das Stück, das ich sah, war Pinto,[1] von Vogel bearbeitet. Grüße die Herren Genast und Becker und sage ihnen, sie möchten doch nachfragen, ob das Stück gedruckt ist, und sich Mühe geben, es bald beyzuschaffen. Wir können es sehr gut besetzen und es kann bey uns eine sehr interessante Repräsentation werden. Gethan habe ich übrigens nicht viel, denn der Brunnen und die Zerstreuung des hiesigen Lebens lassen einen nicht recht zur Fassung kommen. Übrigens bleibt es im ganzen bey dem, was ich in meinem vorigen Briefe geschrieben habe. Bleibe nur in Lauchstädt, bis du einen Brief von mir aus Jena erhältst: denn erst dort wird sich zeigen, ob ich noch nach Lauchstädt gehen kann und mag. Grüße alles schönstens von mir, Herrn Geheimerath Wolf und Minchen, Herrn und Frau Geheimerath Loder und alle, die sonst meiner

[1] „Pinto oder die Verschwörung in Portugal", in Weimar im Oktober 1807 zum ersten Male aufgeführt.

gedenken mögen, so wie das Theater-Personal, besonders die, welche dir zunächst sind. Lebe übrigens recht wohl bey deinen Frühstücken, Mittagsessen, Tänzen und Schauspielen.

G.

1127.

An die Fürstl. Polizeicommission in Jena.

(8. August.)

Fürstliche Polizey Commission zu Jena hat wegen besserer Einrichtung des Gesindewesens um das Publicum so viele Verdienste, daß Sie nicht ungeneigt aufnehmen wird, wenn ich mich in einer solchen Angelegenheit an Sie wende, wozu ich durch meinen hiesigen Aufenthalt und die Lage der Sache genöthigt werde.[1]

Mein Bedienter N.N. Gensler, welcher schon eine Zeitlang bey mir steht, auch noch auf eine Zeit gemiethet ist, hat zwar seine Schuldigkeit gegen mich zu meiner leidlichen Zufriedenheit beobachtet; dagegen aber von der ersten Zeit her sich gegen meine Familie und Hausgenossen äußerst rauh, störrisch, grob und auffahrend, sogar in meiner Gegenwart, betragen. Die ihm deshalb zugegangenen bedrohlichen Verweise haben nur augenblickliche Wirkungen hervorgebracht, im Ganzen aber nichts gefruchtet; weshalb ich manche Verdrießlichkeit erlitten und nur durch Gewohnheit und Hoffnung bewogen werden können, ihn beyzubehalten.

Nun hat sich aber seine unbändige Gemüthsart auf meiner Reise nach Carlsbad ganz gränzenlos bewiesen, indem er nicht allein meinen Reisegefährten schnöde begegnet, wovon Herr Major von Hendrich das Nähere zu den Acten geben wird; sondern auch auf der Rückreise seine Bosheit und

[1] Im Tagebuch vom 7. August heißt es: „Zwiespalt des Bedienten und Kutschers auf dem Bocke, welcher uns mehr in Leidenschaft versetzte als die Spaltung des römischen Reiches."

Tücke an dem Kutscher auf allerley Weise ausgelassen, daß es zuletzt auf dem Bock zwischen beyden zu einem heftigen Wortwechsel und, ohnerachtet aller Herrschaftlichen Inhibition, endlich zu Schlägen kam; wobey, so viel mir bekannt ist, gedachter Gensler ausschlug, und ungeachtet aller Verweise und Bedrohungen sein gewöhnliches Betragen bis Jena auf eine dem Wahnsinn sich nähernde Weise fortsetzte.

Da ich mich nun in dem Fall sah, durch Zorn und Ärger die ganze Wirkung meiner vollbrachten Badekur zu verlieren, auch auf dem Punct stand, zu einer unschicklichen und sträflichen Selbsthülfe genöthigt zu werden; so blieb mir nichts übrig, als diesen Burschen bey meiner Ankunft in Jena in militärische Haft bringen zu lassen, den ich nach diesem Vorgang nicht mehr in meinen Diensten behalten kann.

Da jedoch bey Auseinandersetzung mit demselbigen noch manche ärgerliche Auftritte zu erwarten sind; so habe fürstliche Polizey Commission ergebenst ersuchen wollen, in diese Sache Einsicht zu nehmen und Jemanden abzuordnen, der die mehrgedachtem Gensler gehörigen Sachen, und was ihm sonst zustehen möchte, in Empfang nähme; wobey ich jedoch voraussetze, daß eine Herrschaft nicht gehalten seyn könne, ein so untaugliches und gefährliches Subject für eine allenfalls noch übrige Dienstzeit zu entschädigen.

Schließlich muß ich ergebenst bitten, gedachten Gensler bis zu völliger Beendigung der Sache in Verwahrung zu behalten, damit sowohl ich als die Meinigen vor seinem, besonders in dieser letzten Zeit manchmal an Raserey gränzenden Betragen gesichert seyn können.

Da es übrigens in der Folge nothwendig seyn wird, diese Sache an Fürstl. General Polizey Direction zu Weimar zu bringen; so wollte ich hiesige fürstl. Polizey Commission auch hierum ergebenst gebeten haben.

Der ich mich u. s. w.

Es war am 14. Oktober 1806. Die Schlacht bei Jena war geſchlagen. Durch Weimars Gaſſen ſtürzten fliehend die geſchlagenen Preußen, von den über die Stadt dahinſauſenden Kanonenkugeln der Feinde verfolgt. Gegen fünf Uhr drangen tobend und plündernd die Franzoſen in die Stadt. In Goethes Hauſe lagerten — wie Riemer als Augenzeuge berichtet — ſechzehn Mann. Goethe erwartete den Marſchall Augerau, für den Chriſtiane mit mehreren aus der Stadt in Goethes Haus geflüchteten Perſonen ein Mahl zu bereiten hatte. Goethe befand ſich in ſeinen oberen Zimmern, Riemer wartete unten auf den Herzog, während die hell aufleuchtenden Flammen der brennenden Häuſer das Dunkel der Nacht erhellten und das Jammern und Wehklagen der mißhandelten Bürger, das tobende Lärmen der Plünderer die Stadt durchgellte. Da donnern Kolbenſtöße an die Thür des Goetheſchen Hauſes. Zwei bewaffnete Tirailleurs dringen ein, vergebens bietet ihnen Riemer Speiſe und Trank. Den Hausherrn wollen ſie ſprechen. Goethe erſcheint im weiten Nachtgewande — ſeinen „Prophetenmantel“ pflegte er ihn ſcherzhaft zu nennen — und fragte die Tirailleurs nach ihrem Begehr. Die impoſante Erſcheinung verblüfft die beiden, ſie bitten ihn, mit ihnen anzuſtoßen, Goethe entfernt ſich, ſie trinken weiter. Dann aber, vom Weine aufgeſtachelt, eilen ſie die Treppe empor, ſich ein Zimmer zu ſuchen, ſie dringen drohend mit ihren Waffen auf Goethe ein. Da wirft ſich Chriſtiane den Wütenden entgegen — mit ſeltener Geiſtesgegenwart ruft ſie von der zum Garten herabführenden Treppe Hilfe herbei, es gelingt ihr, mit dem herbeigeeilten Manne die Tirailleurs aus dem Zimmer zu drängen. Sie verriegelt die Thür — Goethe iſt gerettet. Die beiden Marodeurs aber blieben die Nacht hindurch in Goethes Haus und wurden erſt am nächſten Morgen von dem einziehenden Adjutanten des Marſchalls hinausgetrieben. — Lober hatte an Hufeland berichtet: „Goethe war geplündert und ein paar brutale Kerls drangen mit ihren Degen auf ihn ein und hätten ihn vielleicht umgebracht oder wenigſtens verwundet, wenn die Vulpius ſich nicht auf ihn geworfen und ihn teils dadurch, teils durch einige ſilberne Leuchter, die ſie ſogleich hergab, gerettet hätte.“ In einem Briefe von Vulpius an Nicolaus Meyer heißt es: „Welch ein Unglück hat uns betroffen!

Den 14. wurde die unglückliche Schlacht bei Jena verloren, Abends 5 Uhr ging bei uns die Plünderung an, die 36 Stunden dauerte und mich von Allem entblößt hat. Drei Tage waren wir nicht in unserm Hause. Mordgewehre auf uns gezückt, gemißhandelt, beraubt, unendlich unglücklich gemacht. Wir sprechen jetzt gute Seelen um Geld an, und wer hat welches? Denn nicht zehn Häuser, selbst das Schloß nicht, sind verschont geblieben. Die fürchterliche Nacht, Geheul, Gewinsel, Brand und — ach Gott! und meine Frau und das Kind, Stunden in kalter Nacht unter freiem Himmel im Park."

Es kamen für Weimar Tage harter Not, Christiane aber hatte trotz der großen Aufwendungen, die für den Marschall und die Einquartierung nötig gewesen, ihr Hauswesen doch so zusammengehalten, daß sie, wie Riemer berichtet, noch andern Bedürftigen aushelfen und ihren Schützlingen aus der Stadt etwas zuwenden konnte.

* * *

So erklärt sich Brief

1128.

An J. H. Meyer.

(15. oder 16. October.)

Sagen Sie mir mein werther Womit ich dienen kann. Rock, Weste, Hemd pp. soll gerne folgen. Vielleicht bedürfen Sie einiger Victualien? G.

1129.

An Wilhelm Christian Günther.[1]

(17. October.)

Dieser Tage und Nächte ist ein alter Vorsatz bey mir zur Reife gekommen; ich will meine kleine Freundinn, die

[1] Oberkonsistorialrat.

so viel an mir gethan und auch diese Stunden der Prüfung mit mir durchlebte völlig und bürgerlich anerkennen, als die Meine.

Sagen Sie mir würdiger geistlicher Herr und Vater wie es anzufangen ist, daß wir, sobald möglich, Sonntag, oder vorher getraut werden. Was sind deßhalb für Schritte zu thun? Könnten Sie die Handlung nicht selbst verrichten, ich wünschte daß sie in der Sakristey der Stadt-Kirche geschähe.

Geben Sie dem Boten, wenn er Sie trifft gleich Antwort. Bitte! Goethe.

1130.*

An die Jenaer Freunde.

Wir sind in der größten Sorge wegen unserer Jenaischen Freunde, indem wir noch gar nichts von ihnen vernommen haben. Ich bitte daher Nachverzeichnete, nur ein Wort auf dieses Blatt zu unserer Beruhigung zu schreiben. Was mich betrifft, so sind wir durch viel Angst und Noth auf das glücklichste durchgekommen. In meinem Hause ist nichts versehrt, ich habe nichts verloren. Die Herzogin ist wohl und hat sich auf eine Weise betragen, welche zur höchsten Bewunderung auffodert.[1] Mit Wieland habe ich gestern

[1] Herzog Carl August, der allein von allen Fürsten Sachsens entschlossen auf Seiten Preußens stand und sein weimarisches Kontingent zum preußischen Heere hatte stoßen lassen, wurde von Napoleon mit besonderem Hasse verfolgt. Er befand sich, mit dem Kommando über die preußische Avantgarde beauftragt, auf einem Vorstoß gegen die Mainlinie begriffen. Als am Morgen des 14. Oktober sich der Kanonendonner von Jena hören ließ, brach die Herzogin Anna Amalia, begleitet von Prinzeß Caroline, von Weimar auf, um das neutral gebliebene Kassel oder Braunschweig zu erreichen. Später schloß sich, wenn auch widerstrebend, der Erbprinz an. Der 14jährige Prinz Bernhard war auf seinen dringenden Wunsch bei Ausbruch des Krieges als Freiwilliger eingetreten und dem Stabe des Fürsten von Hohenzollern, der bei Jena stand, zugeteilt worden. Die Herzogin Luise war

beym Stadtcommandanten[1] gespeist. Der gute Alte ist auch glücklich durchgekommen. Das Schloß ist unversehrt. Dieß verdanken wir allein unserer Fürstin. Nichts weiter bin ich im Stande hinzuzusetzen . . .[2]

Übrigens sollte es mir angenehm seyn, durch diesen Boten von den Herrn Beamten, Burgemeistern, mir sonst bekannten Personen, Nachricht in Briefen oder mündlich zu erhalten. Alle versichere ich meines herzlichsten Antheils bey diesem traurigen Vorfalle.

Weimar, den 18. October 1806.

J. W. v. Goethe.

---

allein ohne militärische Bedeckung im Schloß zu Weimar zurückgeblieben. Unter ihrem Schutz — so berichtet der spätere Kirchenrat Lincke in seinen „Erinnerungen an das Jahr 1806“ — sammelten sich in den unteren Räumen des Schlosses Hunderte von Fliehenden, Frauen und Kinder; sie nahm sie auf und teilte mit ihnen. Alle, die in diesen Stunden höchster Bedrängnis um sie waren, versicherten, daß die großherzige Frau sich immer ganz gleich blieb und in ihrem Wesen fast kein Unterschied gegen sonst zu bemerken war. Luise empfing den am Abend des 15. Oktober in Weimar eintreffenden Napoleon oben an der großen Treppe des Schlosses; er antwortete kurz und ging sofort in sein Zimmer. In der am nächsten Tage der Herzogin bewilligten Audienz schilderte Luise mit so viel Festigkeit und Mut die Lage des Landes, die militärische Ehre und Pflicht des Herzogs, daß sie den Groll und Zorn des Siegers sänftigte. „Madame“, sagte Napoleon, „Sie sind eine der achtungswertesten Frauen, die ich jemals kennen gelernt. Sie haben Ihren Gemahl gerettet. Ich verzeihe ihm, aber allein um Ihretwillen.“ Napoleon versprach Einstellung der Plünderung und Aufrechterhaltung der Souveränität des Fürstenhauses. Doch müßte Carl August innerhalb 24 Stunden die preußische Armee verlassen und nach Weimar zurückkehren. Und zu General Rapp bemerkte der Kaiser: „Das ist einmal eine Frau, der unsere zweihundert Kanonen keine Angst machen.“ — Als dann der Herzog nicht so schnell von Napoleons Verlangen benachrichtigt werden konnte, wurde ein junger Weimarer Beamter Müller, der spätere Kanzler, nach Potsdam zu Napoleon gesandt, um Aufschub zu erbitten. Der Verlauf dieser Audienz bewies aufs neue, wie starken, nachhaltigen Eindruck auf Napoleon das Auftreten Luisens gemacht hat und wie sehr diese sonst sich bescheiden vornehm zurückhaltende, in Augenblicken der Gefahr hochherzige Frau die Bezeichnung „Heldenengel“ verdient, die ihr Knebel gegeben hat.

[1] Dentzel.

[2] Folgen die Namen der Jenaer Freunde.

1131.*

An den Herzog Carl August.

(zwischen 19. und 26. October.)

Das Eis des mittheilenden Schreibens ist einmal gebrochen und ich fahre bequemer fort noch einiges nachzubringen, wenn ich gleich, als handschreibend, mich immer mehr paralysirt fühle.

Den neuen, lange erwarteten Ankömmling[1] habe ich gesehen, er ist wohlgebildet und hat eine gute Farbe und verspricht zu leben. Möge er wenn er einst die Welt erkennt sie lustiger finden als sie uns nun erscheint! ich bin zu alt ihn einzuführen; doch vielleicht kann ich ihm noch etwas werden. Auch die Zimmer der Mutter sind wieder ordentlich hergestellt, und anständig und bequem, danck sey es der Tischlerfertigkeit, die das zerschlagne und zerstoßne Holz bald wieder in Restauration gebracht haben. Glücklich alle Handwercker! deren Arbeit ohne Verlust des zerstörten wieder hergestellt werden kann, durch Hans und Kunz und wie sie heisen.

Erlauben Sie daß ich so fortfahre! es würde besser werden wenn es sich ziemte daß ich dictirte. Wo wir jetzt einen Anfang des Lebens erblicken hat es einen besonderen Reiz der Hoffnung; kann sich nun die Liebe daran schliesen; so ist der Glaube sogleich unfehlbar da und die Sache ist gemacht, indem wir überzeugt sind daß alles zu Grunde geht.

Den Prinzen August hab ich einen Augenblick in einer für uns beyde peinlichen Lage gesehen. Er bestellte bey mir ein Monument für den Grafen Schmettau.[2] Ich will gern, dieser Pietät im Einklang, ein Schickliches besorgen und

[1] Sohn des Herzogs und der Frau v. Heygendorff (Caroline Jagemann).

[2] Preuß. Generalleutnant Fr. Wilh. Carl Graf v. Schmettau, der bei Auerstädt verwundet wurde; er war am 18. Oktober in Weimar gestorben.

habe die Anſtalten gemacht daß es ehrenvoll und geſchmackvoll geſchehe.

Wenn mann überſieht was verlohren iſt; ſo freut man ſich billig doppelt des Erhaltenen. Die Bibliotheck iſt wunderſam erhalten. Die Thüre konnten ſie nicht einſprengen, ſie ſägten die Gitter entzwey, ſchlugen die Thüre der Communarchiv Expedition auf und fanden die ihnen verwünſchten Papiere und Acten, das hat den untern Stock gerettet.

Aufgebrochen haben ſie die Expeditionszimmer, Kleinigkeiten entwendet; ſie ſind durch alle Etagen der Bibliotheck durchgeſtigen, haben nur einige Stücke grüner Leinwand mitgenommen. Nichts iſt beſchädigt, und wir ſind für dieſe erſte Zeit als wenn nichts geweſen wäre. Daß wir Denzel[1] manches ſchuldig ſind iſt mir wahrſcheinlich.

Bald hätte ich vergeſſen zu ſagen daß das Münzkabinett in der Angſt der letzten Tage nach Alſtedt geflüchtet ward. Auch darnach war große Nachfrage. Nun kann es zurückkehren und ſoll hoffentlich Sie an Ort und Stelle begrüßen . . .

Der Botaniſche Garten hat wenig gelitten, das Haus mehr, am meiſten der gute und man darf ſagen treffliche Schelver,[2] er ward biß auf's Hemd a diverses reprises, ausgeplündert und ging mit einem bleſſirten Offizier, der Vertrauen zu ihm faßte, fort, und ich weiß nicht wohin.

Vom Theater als dem bedeutendſten ſollt ich auch wohl was ſagen. Was läßt ſich aber davon ſagen als was von der Welt zu ſagen iſt: Sobald die grimmige Noth vorbey war, da traten alle Leidenſchafften, biß zur gemeinſten, in ihre Rechte. Wir erhalten das nie wieder herzuſtellende Ganze, biß die herrſchenden Umſtände eine Dauer oder eine Auflöſung gebieten.

---

[1] Stadtkommandant.
[2] Profeſſor in Jena.

Doch alles das muß Ihnen gering vorkommen, da Sie die größten Intereſſes erſt Ihres Häufleins, und da das nicht mehr zu halten war, das Weitere und Gröſſre im Auge hatten. Und doch mache ich mir Vorwürfe daß ich nicht die früheren Blätter die ich vollſchrieb abſchickte. Freylich waren ſie, noch mehr wie dieſe, einem aufgeregten und ſorgenvollen Gemüth entquollen. Doch aber wäre es Ihnen vielleicht wenn auch ſchmerzlicher doch erquicklicher geweſen. Genug das Vergangne iſt vorbey und ich muß mich nur hüten dieſe Scribalien nicht wie die vorigen in den Windofen zu ſtecken.

Beſinn ich mich aber was ich Ihnen noch Angenehmes ſagen möchte; ſo iſt es das was mich, nach entſetzlichen Klagen der beſten Freunde, immer noch erfreut, daß der Schaden im Parck nämlich ganz null iſt. Die Belvederiſche Chauſſee unangetaſtet. Der Stern unverletzt und nichts abgehauen als was Sie gegenwärtig in vierzehn Tagen, vielleicht mit anmuthigern Pflanzungen, wiederherſtellen würden.

Befehlen Sie nur daß man das römiſche Haus zu Ihrem Empfang bereite! mit wenigem ſind die Spuren des Unheils ausgelöſcht.

Hätte ich nicht ſo manches an Sie geſchriebene Papier vertilgt; ſo ſchickt ich ſie jetzt alle, es wäre doch ein intereſſantes Tagebuch unſrer Leiden und Geſinnungen. Dieſe Blätter will ich eilig numeriren und ſiegeln, ſonſt trag ich wieder Bedencken.

1132.

An N. Meyer.

Weimar den 20. Octbr. 1806.

Wir leben! unſer Haus blieb von Plünderung und Brand, wie durch ein Wunder verſchont. Die regierende

Herzoginn hat mit uns die schröcklichsten Stunden verlebt, ihr verdancken wir einige Hoffnung des Heils für künftig, so wie für jetzt die Erhaltung des Schlosses. Der Kayser ist angekommen am 15. Octbr. 1806. G.

Merckwürdig ist es daß diese Tage des Unheils von dem schönsten Sonnenscheine begleitet und beleuchtet waren.

Um diese traurigen Tage durch eine Festlichkeit zu erheitern, habe ich und meine kleine Hausfreundin gestern, als am 20. Sonntag nach Trinitatis den Entschluß gefaßt, in den Stand der heiligen Ehe ganz förmlich einzutreten;[1] mit welcher Notification ich Sie ersuche, uns von Butter und sonstigen transportabeln Victualien manches zukommen zu lassen. Auf Ihren lieben Brief folgt nächstens in ruhigern Stunden eine umständlichere Antwort.

1133.

An J. H. Meyer.

(20. October.)

Wenn es Ihnen möglich ist, lieber Professor, so verfügen Sie sich, wo nicht heute, doch morgen früh, zu Hofrath Wieland und zeichnen sein Profil mit der Calotte, in der Größe etwan eines Laubthalers. Denon[2] wünscht es zu haben. Der Zweck ist, daß eine Medaille danach geschnitten würde. Es ist nur gut, daß unsre Überwinder wenigstens von einigen Individuen Notiz nehmen, da sie das Ganze nivelliren. G.

[1] Die Trauung fand in der Sakristei der Schloßkirche in Gegenwart von August und Riemer statt.

[2] Der Goethe seit Jahren bekannte Maler, Direktor der Pariser Museen.

1134.*

An C. v. Knebel.

(21. October.)

. . . Von der Herzogin Mutter, dem Erbprinzen, der Prinzeß und alſo auch deiner Fräulein Schweſter[1] haben wir Spur bis Langenſalza. Kein Unfall hat ſie betroffen. Vom Herzog weiß man nichts, auch nichts vom Prinz Bernhard. Haltet euch, ſo gut es möglich iſt. Nur die erſte Zeit iſt noch peinlich. Es werden auch Stunden der Geneſung und des Wohlſeyns wiederkommen.

Wegen unſrer wiſſenſchaftlichen Anſtalten ſchreibe ich dir nächſtens und bitte dich auf alle ein Auge zu haben.

Daß ich mit meiner guten Kleinen ſeit vorgeſtern verehlicht bin wird euch freuen. Unſre Trauringe werden vom 14. Octbr. datirt.

Die regierende Herzoginn iſt an ihrem Poſten.

Denon Directtor aller Kayſerlichen Muſeen, logirte zwey Tage bey mir. Ich hatte ihn in Venedig gekannt und viel Freude am Wiederſehen.

Lebe wohl. Grüße und ſchreibe oft.

Den Brief an deine Frl. Schweſter laß ich bey mir liegen.

. . . Lebe wohl mit den Deinigen.

d. 22. Octbr. 1806. G.

1135.*

An C. v. Knebel.

Weimar den 24. October 1806.

. . . Bey uns iſt es ſehr ſtill, außer daß preußiſche Gefangene in Unzahl durchgeführt werden.

[1] Hofdame.

Jeder muß ſich nur in dieſen erſten Augenblicken zuſammennehmen und möglichſt wiederherſtellen, ſo wird auch dem Ganzen geholfen. Man kann nun ſchon wieder anfangen, um ſich her und für andre zu wirken. Ich freue mich der tüchtigen und thätigen Menſchen, die du mir nennſt. Daß die morſche jenaiſche Verfaſſung bey dieſer Gelegenheit zuſammenbrechen würde, ließ ſich vorausſehen. Jämmerlicher konnte kein gemeines Weſen geführt ſeyn. Ich weiß, was es mir für Noth machte, meine wenigen Anſtalten als ein geſundes Glied, innerhalb eines abſterbenden Körpers zu erhalten. Lebe wohl und laß uns von Augenblick zu Augenblick das nöthigſte thun. G.

Bedarf Hegel etwas Geld ſo gieb ihm biß etwa auf 10 rh. 20 rh. habe ich von dir. Für das der Huber gegebne bin ich auch gut.

1136.

An Schelling.

Weimar, den 31. October 1806.

Indem ich Ihren ſo herzlich freundlichen Brief erhalte, mache ich mir Vorwürfe, daß ich mehrere Blätter nicht abgeſchickt, die ſchon ſeit dem 16. auf meinem Tiſche liegen und davon auch eins nach München ſollte. Das was geſchehen iſt, war leider ziemlich vorauszuſehen; doch hatten wir nicht die ſtolze Furcht, einen Namen in der Weltgeſchichte um ſolchen Preis zu gewinnen. Nun eil' ich, Ihnen, mit lebhaftem Dank für Ihren treuen Antheil, von mir, meiner Umgebung und was mich ſonſt mittelbar berührt, gute Nachrichten zu geben. Die ſchrecklich dringenden Ereigniſſe waren

durch ahndungsvolle Tage vorbereitet. Zwey und ſiebzig Stunden von Gefahr und Noth können wir ohne Übertreibung angeben. Den Aufwand an Geiſtes- und Körperkräften, an Geld und Vorräthen verſchmerzt man gern, weil doch ſo vieles und darunter das wertheſte erhalten iſt. Meine Geſundheit hat kaum gewankt, und ich befinde mich ſeit meiner Rückkehr von Carlsbad unausgeſetzt ſo wohl, als ich nur wünſchen darf. Jena hat mehr gelitten als Weimar, der gute Schelver ſehr viel, Frommanns und andere Freunde ſind glücklich durchgekommen. Was von Wiſſenſchafts- und Kunſtanſtalten in Jena und Weimar unmittelbar unter mir ſelbſt ſteht, hat wenig gelitten. Jedermann ſucht ſich herzuſtellen. Die Collegia gehen den 3. November wieder an, und wenn der ungeheure Kriegsſtrom uns nicht zum zweytenmal berührt, ſo ſollen Sie bald hören, daß Leben und Thätigkeit bey uns noch nicht erloſchen ſind. Herzliche Grüße an Jacobi's, an die Ihrige[1] und an alle mein Gedenkende. G.

1137.

An C. v. Knebel.

Daß die Herzogin Mutter und die Prinzeß und alſo auch deine Fräulein Schweſter glücklich zurückgekommen, davon wirſt du ſchon Nachricht erhalten haben. Wir hoffen auch von dir und von Jena überhaupt bald wieder Gutes zu vernehmen: denn leider hör' ich, daß ihr noch mit Bleſſirten ſehr überhäuft ſeyd.

Ein halber Eymer rother Wein zu 14 rhn iſt von Erfurt für dich angekommen. Wenn Jemand herüberfährt, ſo laß ihn abholen. Find' ich früher Gelegenheit ihn zu ſchicken, ſo thue ichs auch.

[1] Caroline.

So eben erhalte ich deine beyden Briefe. Der zweyte gereicht mir zum Troſt. Leider läßt ſich wenig rathen und helfen. Fritſch[1] iſt gewiß ein tüchtiger Mann; aber ich weiß ja, wie mir's in Friedenszeiten bey meinen Anſtalten ging. Ich hielt die größte Ordnung, und wenn ich den Rücken kehrte; ſo machten ſie mir, aus den kleinſten perſönlichen Rückſichten und Zwecken, die dümmſten Streiche. Überhaupt ſieht man erſt jetzt, wie ſehr das Land von Männern degarnirt iſt, die Sinn und Energie beſitzen. Laſſe daher nicht ab, in dieſen kritiſchen Augenblicken durch dich und deine nächſten das Mögliche zu wirken.

Auch hier giebt es manches zu thun und zu bedenken; aber bey uns herrſcht doch eine größere Ruhe, ja man hat gewiſſermaßen lange Weile, weil man zur Arbeit keine Sammlung und Stimmung findet. Indeſſen ſende ich doch heute etwas Manuſcript der Farbenlehre an Frommann. So wie jeder ſein Gewerbe wieder anknüpfen muß, ſo wollen wir's denn auch an dem unſrigen wo möglich nicht fehlen laſſen.

Viele Grüße von mir und den Meinigen mit dem Wunſche, daß wir uns bald, wo nicht in völligem Frieden, doch wenigſtens in leidlichem Ruhezuſtande wiederſehen mögen. Auch an die Tümplingſche Familie viel Grüße und Wünſche.

Weimar den 1. November 1806. G.

1138.

An F. A. Wolf.

Weimar den 28. November 1806.

Warum kann ich nicht ſogleich, verehrter Freund, da ich Ihren lieben Brief erhalte, mich wie jene Schweden-

[1] Regierungsrat C. W. Fritzſch, Leiter der Kriegsverpflegungsanſtalten.

borgiſchen Geiſter, die ſich manchmal die Erlaubniß ausbaten, in die Sinneswerkzeuge ihres Meiſters hineinzuſteigen und durch deren Vermittelung die Welt zu ſehen, auf kurze Zeit in Ihr Weſen verſenken und demſelben die beruhigenden Anſichten und Gefühle mittheilen, die mir die Betrachtung Ihrer Natur einflößt. Wie glücklich ſind Sie in dieſem Augenblick vor Tauſenden, da Sie ſo viel Reichthum in und bey ſich ſelbſt finden, nicht nur des Geiſtes und des Gemüths, ſondern auch der großen Vorarbeiten zu ſo mancherley Dingen, die Ihnen doch auch ganz eigen angehören. Wäre ich alſo auf jene magiſche Weiſe in Ihr Ich eingedrungen, ſo würde ich es bewegen, ſeine Reichthümer zu überſchlagen, ſeine Kraft gewahr zu werden und zu irgend einem literariſchen Unternehmen, wäre es auch nur für die erſte Zeit, ſogleich zu greifen. Sie haben die Leichtigkeit ſich mitzutheilen, es ſey mündlich oder ſchriftlich. Jene erſte Art hatte bisher einen größern Reiz für Sie, und mit Recht. Denn bey der Gegenwirkung des Zuhörers gelangt man eher zu einer geiſtreichen Stimmung, als in der Gegenwart des geduldigen Papiers. Auch iſt die beſte Vorleſung oft ein glückliches Impromptu, eben weil der Mund kühner iſt als die Feder. Aber es tritt eine andre Betrachtung ein. Die ſchriftliche Mittheilung hat das große Verdienſt, daß ſie weiter und länger wirkt, als die mündliche, und daß der Leſer ſchon mehr Schwierigkeiten findet, das Geſchriebene nach ſeinem Modul umzubilden, als der Zuhörer das Geſagte.

Da Ihnen nun jetzt, mein Wertheſter, die eine Art der Mittheilung, vielleicht nur auf kurze Zeit, verſagt iſt,[1] warum wollen Sie nicht ſogleich die andre ergreifen, zu der Sie ein eben ſo großes Talent und einen beynah reichern

[1] Als Lehrer an der Univerſität Halle, wo, wie Goethe an Knebel ſchreibt, „alles Akademiſche Weſen noch inhibirt iſt und die Fonds vorerſt in Beſchlag genommen ſind.“

Stoff haben. Es ist wahr und ich sehe es wohl ein, daß Sie in Ihrer Weise zu leben und zu wirken eine Veränderung machen müssten; allein was hat sich nicht alles verändert, und glücklich der, der, indem die Welt sich umdreht, sich auch um seine Angel drehen kann. Neue Betrachtungen treten ein, wir leben unter neuen Bedingungen, und also ist es auch wohl natürlich, daß wir uns, wenigstens einigermaßen, neu bedingen lassen. Sie sind bisher nur gewohnt, Werke herauszugeben, und die strengsten Forderungen an dasjenige zu machen, was Sie dem Druck überliefern. Fassen Sie nun den Entschluß, Schriften zu schreiben, und diese werden immer noch Werkhafter seyn, als manches andre. Warum wollen Sie nicht gleich Ihre Archäologie vornehmen, und sie als einen compendiarischen Entwurf herausgeben? Behandeln Sie ihn nachher immer wieder als Concept, geben Sie ihn nach ein paar Jahren umgeschrieben heraus. Indessen hat er gewirkt, und diese Wirkung erleichtert die Nacharbeit. Nehmen Sie, damit es Ihnen an Reiz nicht fehle, mehrere Arbeiten auf einmal vor, und lassen Sie anfangen zu drucken, ehe Sie sich noch recht entschlossen haben. Die Welt und Nachwelt kann sich alsdann Glück wünschen, daß aus dem Unheil ein solches Wohl entstanden ist. Denn es hat mich doch mehr als einmal verdrossen, wenn so köstliche Worte an den Wänden des Hörsaals verhallten. Auf diese Weise können Sie den Winter mit sich selbst bleiben; welches das Beste ist, was man jetzt thun kann. Denn wo man hinsieht und hintritt, sieht es wild und verworren aus; und das allgemeine Übel zerspellt sich doch eigentlich nur in unzählige einzelne Mährchen, deren ewige Wiederholung die Einbildungskraft mit häßlichen und unruhigen Bildern anfüllt, und zuletzt selbst ein gesetztes Gemüth angreift. Haben wir ein halbes Jahr hin, so sieht man eher, was sich herstellt, oder was verloren ist, ob man an seiner Stelle bleiben kann,

oder ob man wandern muß; und das letzte ſollte man gewiß nur im äußerſten Nothfall ergreifen. Denn der Boden ſchwankt überall und im Sturm iſt es ziemlich gleich, auf welchem Schiff der Flotte man ſich befindet.

Soviel über die wichtige Frage, vielleicht ſchon zuviel. Ich ſpreche freylich nur nach meiner Denkweiſe, die ich Ihnen wohl überliefern, aber nicht mittheilen kann. Indeſſen handle ich ſelbſt nach dieſer Lehre. An dem Farbenweſen wird ziemlich raſch fortgedruckt. Einen Entwurf der Morphologie gedenk' ich auch bald unter die Preſſe zu bringen, und meine Träume über Bildung und Umbildung organiſcher Weſen, wenigſtens einigermaßen, in Worten zu fixiren. An den Aushängebogen, von Tübingen her, ſehe ich auch, daß die erſte Lieferung meiner äſthetiſchen Arbeiten bald hervortreten wird; und ſo muß man denn, in Erwartung beſſerer Zeiten, die gegenwärtige nutzen und vertreiben, ſogut man kann.

Tauſend Lebewohl, mit lebhaftem Wunſch eines baldigen Wiederſehens und längeren Zuſammenſeyns, als leider das letzte antediluvianiſche war. G.

1139.

An C. G. Voigt.

(November.)

Herzlichen Danck daß Sie meine Einſamkeit mit einem freundlichen Wort erheitern und mir die doch einigermaſſen günſtige Nachricht von der Annäherung des fürſtl. Vaters und Sohnes zu dem allmächtigen mittheilen wollen.[1]

[1] Carl Auguſt und Erbprinz Carl Friedrich waren in Berlin eingetroffen, um bei Napoleon — „dem allmächtigen“ — Audienz zu erhalten.

Möge sich Ihre unschätzbare Gesundheit in diesen ernsten Tagen kräftig erhalten. Was mich betrifft; war meine kaum dem Frieden hinreichend so ist sies noch weniger dem Kriege. Ich bewege manches in der Seele über das ich seiner Zeit zu sprechen und mich zu berathen wünsche.

Von den Münzen waren Ihnen nach meinem Sinne weit mehrere zugewiedmet; ich hebe sie Ihnen für bessere Zeiten auf. Gerade diese rein unschuldige Neigung und Liebhabereyen sind das nahrhafteste Öl für den Lebensdocht.

Wegekommissair Götze bittet mich ihn zu empfehlen. Er ist Ihnen gewiß durch seine Thätigkeit empfolen. Vielleicht findet sich ein Anlas ihn zu verbessern. G.

1140.*

An Cotta.

. . . Bey uns ist es diese Zeit her ziemlich still gewesen, indem die Militärstraße nicht durch Weimar geht, das auf der Seite liegt. Demungeachtet haben wir immer Einquartierung und es giebt so mancherley Zerstreuung, meistens von unangenehmer Art, deshalb ich nicht weiß, ob ich etwas erfreuliches für Ihr Tagesblatt und für Ihre Almanachs zusammenbringe.

Die Farbenlehre ist auch noch eine schwere Aufgabe, indem es grade der letzte Entschluß ist, mit dem man so lange zaudert, der, wenn man auch noch so gut vorbereitet ist, selbst wieder neue Forderungen herbeyruft.

Ihr gefälliges Anerbieten einiges Geldvorschusses rührt mich um so mehr, als ich gern gestehe, daß ich in den schlimmsten Augenblicken mich Ihrer freundschaftlichen Gesinnungen erinnert und im Fall der Noth auf Ihre Bereitwilligkeit gehofft habe. Gegenwärtig geht es noch so

ganz erträglich mit mir und den Meinigen, ſo daß ich mich noch eine Zeit lang hinzuhalten denke, obgleich unter ſolchen Umſtänden, wie Sie wohl wiſſen, Einquartierung, Contribution, Requiſition, Beyhülfen u. ſ. w. Keller, Boden und Beutel ziemlich leer machen. Sie im mittägigen Deutſchland ſind ſchon gelehrte Doctoren in dieſen Kenntniſſen, da wir andern erſt am ABC kauen.

Übrigens habe ich das Glück mich in dieſem Winter wohl zu befinden, wenigſtens von keinen Übeln beladen zu ſeyn, die mich zurückwerfen und unthätig machen.

Leben Sie recht wohl, empfehlen Sie mich den Ihrigen und laſſen mich bald von ſich hören.

Weimar den 9. December 1806. Goethe.

1141.

An den Herzog Carl Auguſt.

(Mitte December.)

Indem ich Vorſtehendes,[1] wie ſo manches andre Hingeworfne, dem Papiere zumuthe erfahre ich in meiner Abgeſchiedenheit daß wir Sie nicht, wie wir hofften, bald wiederſehen, vielmehr daß Sie Sich ferner von uns wegbegeben wollen. Ich komme dadurch in eine kleine Verlegenheit, die klein iſt; aber doch immer eine Verlegenheit, weil ich Ihnen erſt ſpäter, und wenn Sie in unſre gegenwärtigen Verhältniſſe ſcharf hinein geſehen hätten meinen Wunſch eröffnet haben würde.

Verzeihen Sie alſo: wenn ich von unſrer Lage und von mir ſelbſt rede. Vorwärts geht niemand und ſogar leider, jedermann zurück, und auch ich bin von allen Seiten

[1] Iſt nicht erhalten.

angegriffen. Daß meiner Mutter Vermögen in Franckfurt ſich verringre folgt aus der Lage; daß ich hier übel dran bin, der Nichtgeplünderte, weil man ſich mit Geſchencken und Gaben doch am Ende ins Gleiche ſetzen muß, iſt eine eben ſo natürliche Folge. Darüber würde ich mich weiter nicht betrüben wenn ich nicht neben mir geliebte Figuren hätte, an die ich zu dencken genöthigt werde wenn Freund Hayn zunächſt an meine Thüre klopft.

Sag ich es alſo geradezu! Um jene Weſen die mir ſo angelegen ſind im Augenblicke auf irgend etwas anzuweiſen hab ich nichts als das Haus das ich früher Ihrer vorſorglichen Güte verdancke und zu deſſen Beſitz mir im beſorglichen Falle nur noch ein Letztes fehlt. Damals walteten Bedencklichkeiten ob, mir es eigenthümlich zuzuſchreiben, ſie ſind ſchon durch die Zeit ſelbſt ausgelöſcht. Jedermann hält mich für den Eigenthümer, ich habe in glücklichen (jetzt möchte man beynahe ſagen in Schlaraffen-) Zeiten, mehr als billig hinein verwendet, ich habe mich Ihrer Gabe würdig bewieſen daß ich es nicht zum Wohlleben, ſondern zu möglicher Verbreitung von Kunſt und Wiſſenſchaft einrichtete und benutzte. Nun habe die derben Kriegeslaſten deshalb getragen und es bedarf nur Ein Wort an Geh. R. Voigt um die Sache ſelbſt im jetzigen Augenblick ganz in der Stille abzuthun. Sie kam bey Gelegenheit der Kriegsſteuren zur Sprache, die ich abzutragen erbötig war. Dies iſt alſo meine Bitte daß Sie mir das Gegebene geben, wofür ich mich doppelt und dreyfach danckbar zu erweiſen hoffe. Es wird ein Feſt für mich und die Meinigen ſeyn wenn die Baſe des entſchiedenen Eigenthums ſich unter unſern Füßen befeſtigt, nachdem es ſo manchen Tag über unſerm Haupte geſchwanckt und einzuſtürzen gedroht hat.

Hypochondriſch möchte ich nicht gern endigen, da es genugſam Anläſſe zu traurigen Stimmungen giebt.

Gern ſag ich deßwegen daß Carls-Bad mir ſehr wohl gethan, daß ich keinen Haupt Anfall dieſen Winter erlitten. Aber erlitten habe ich etwas vom 14. Octbr an, auch etwas phyſiſches das mir noch zu nahe ſteht um es ausdrücken zu können. Geb uns allen der Himmel Jahre um dieſen Gegenſtand in den Sehewinckel zu bringen.

Beym Sehen fällt mir ein und ich gedencke nicht ohne Rührung Ihrer Frage auf dem letzten Jagdgange nach meiner Farbenlehre. Ich laſſe daran fortdrucken und zwar mit leidenſchaftlichem Eifer; denn in den ſchrecklichſten Momenten war mir der Gedancke an den Verluſt dieſer und andrer Papiere das ſchmerzlichſte. Confiteor und ſo die tauſendfältigſten Wünſche.

Goethe.

1142.

An den Herzog Carl Auguſt.

Ew. Durchl.

hätte ſo gern ſchon lange nach ſo manchen Übeln ein erfreuliches Wort zugerufen; aber erſt heute gefällt es dem kleinen Ritter[1] ſeinen Wolfsgang in's Leben anzutreten. Er ſcheint geſund und wacker, brav wird er auch werden; denn ſo hat er ſich ſchon verbunden mit der Mutter in jenen Schreckenszeiten gehalten.

Da man der böſen Tage ſich oft erinnert; ſo iſt es eine Erheiterung auch der guten zu gedencken und mancherley Epochen zu vergleichen, ſo fiel mir auf daß heute vor ſiebzehn Jahren mein Auguſt mich mit ſeiner Ankunft erfreute. Er läßt ſich noch immer gut an und ich konnte mir Ew.

[1] Der Sohn des Herzogs und der Caroline Jagemann (Frau v. Heygendorff).

Durchl. Einwilligung aus der Ferne verſprechen als ich, in den unſicherſten Augenblicken, durch ein geſetzliches Band, ihm Vater und Mutter gab, wie er es lange verdient hatte. Wenn alle Bande ſich auflöſen wird man zu den häuslichen zurückgewieſen, und überhaupt mag man jetzt nur gerne nach innen ſehen.

Blicken wir nach auſſen; ſo ſehen wir uns blos nach Ihnen um und wünſchen daß Sie bald wieder in unſrer Mitte und an unſrer Spitze ſeyn mögen, nur von dieſem Augenblick werden wir die Epoche unſrer Wiederherſtellung datiren. Manches werden Sie von unſern Schickſalen vernommen haben. Durchaus werden Sie die Spuren des Übels geringer finden als die Einbildungskraft ſie in der Ferne zeigt. So würde ich zum Beyſpiel ſagen können daß die unter meiner Aufſicht ſtehenden Beſitzungen Ew. Durchl. faſt unangerührt ſind, wenn nicht gerade das was Sie beſonders intereſſirt, Ihre Carten Sammlung beſonders gelitten hätte.

Doch alles läßt ſich verſchmerzen wenn Sie uns bleiben und wir Ihnen, darüber kann niemand eine innigere Freude empfinden als der der Ihnen ſchon ſo lange und auf Zeitlebens angehört.

Weimar d. 25. Dec. 1806. Goethe.

1143.[1]

An Cotta.

24. Dez.

In Hoffnung daß meine Sendung vom 8. December bey Ihnen glücklich angekommen ſeyn wird, ſchreib' ich

[1] Dieſer Brief, der im Konzept Riemers vorliegt, iſt nicht abgeſandt worden; — am Tage darauf ſchreibt Goethe an Cotta: „Geſtern dictirte ich einen langen Brief

gegenwärtiges und leider zum erstenmal an Sie mit einer unangenehmen Empfindung. Dabey mache ich mir Vorwürfe, daß ich früher über einiges Unangenehme hingegangen bin, und sage das Gegenwärtige mit dem innersten Gefühl unsers guten Verhältnisses, und gerade um dieses Verhältnisses willen, weil es selbst darunter gewiß leiden würde, wenn das Wesen so fortginge.

Die Zeiten waren sehr dringend und doch ließ sich beynah bemerken, daß, nachdem „der Freymüthige“[1] im Herren selig entschlafen war, der böse Geist, der dort gegen Weimar waltete, sich geschwind nach Ulm[2] zog, und daß anstatt daß man unser Unglück respectirt hätte, von dorther sich allerley Albernheiten verbreiteten.

Ich bin nicht vornehm genug, daß meine häuslichen Verhältnisse einen Zeitungsartikel[3] verdienten; soll aber was davon erwähnt werden, so glaube ich, daß mein Vaterland mir schuldig ist, die Schritte die ich thue, ernsthaft zu nehmen: denn ich habe ein ernstes Leben geführt und führ' es noch. Ich habe über das Blatt geschwiegen, weil diese Dinge leicht an mir vorüber gehen.

Man hat gedruckt, daß Napoleon der Herzogin Mutter die Visite gemacht habe, die zu der Zeit nicht in Weimar war; man hat von unserer regierenden Herzoginn eine unmögliche Absurdität gedruckt, daß sie den todten Prinz Louis gekränzt habe, und ich sehe daß ein Wiederruf dieser Elendigkeit ist veranlaßt worden. Nun finde ich in Nr. 352

an Sie, den ich aber zurückhalte weil es nicht gut ist über unangenehme Dinge weitläufig zu seyn.“ — Der Brief ist von Suphan im Goethe-Jahrbuch, Bd. XVI, publiziert worden.

[1] Kotzebues.

[2] In Cottas „Allgemeine Zeitung“.

[3] Es heißt darin u. a.: „Goethe ließ sich unter dem Kanonendonner der Schlacht mit seiner vieljährigen Haushälterin, Dlle Vulpius, trauen, und so zog sie allein einen Treffer, während viele tausend Rieten fielen. Nur der Ununterrichtete kann darüber lächeln. Es war sehr brav von Goethe, der nichts auf gewöhnlichem Wege thut.“

einen Brief aus Weimar, wo die von einem Zeitungsredacteur niemals verantwortliche Note vorsteht, „aus einem von dem Verf. nicht zum Druck bestimmten Briefe".

Wer ist denn also der Redacteur Ihrer Ulmer Zeitung, der immer Briefe erhält, die nicht zum Druck bestimmt sind, damit er ungefähr wisse, wie's in der Welt zugeht, der nicht so viel Sinn, Gefühl und Geschmack hat, zu wissen, was denn eigentlich davon und wie es allenfalls zu drucken ist.

Die niederträchtige Art, wie darinne Vulpius und Falk[1] behandelt werden,[2] tritt zwar nicht ganz aus dem Ton der allgemeinen Zeitung, wie sie zuletzt war; aber sie zeigt sich nun völlig, in dem was sie werden will. Ist es ein Gegenstand einer Zeitung, wie Individuen das sie betreffende Unglück aufnehmen? Und ist es die Zeit einen Geplünderten als Autor anzugreifen? Wollen wir, mein Bester, die Kritik die den Rinaldo Rinaldini verdammt, aufrufen?, wo bleiben, daß ich's gerade heraus sage, diejenigen Artikel, die dem Buchhändler am besten fruchten? Und Falk mag seyn wie er will, so hat seine Resolution, als ein ganz unabhängiger Mensch, bey den französischen Instanzen sich als Dollmetscher thätig zu zeigen, der Stadt und dem Lande viel genutzt, und gereicht ihm bey denen, die die Sache innig kennen, zur Ehre. Ekelhaft ist es daher, wenn die gemeinsten Klatschereyen, die wir in Weimar aus guten Gesellschaften ablehnen, uns aus dem Brennspiegel einer Zeitung von Ulm her zurückgeworfen werden. Das Übel ist groß und unersetzlich genug, das wir leiden, und es wäre schlimm, daß wir es durch

[1] Joh. Daniel Falk (1768—1826), lebte seit 1798 als Privatgelehrter in Weimar.

[2] In Bezug auf Vulpius hieß es in der von Goethe zitierten Stelle: „Unserm famösen Romanfabrikanten V..s ist es auch scharf ans Leben, und seiner Frau ans Nothzüchtigen gegangen; aber wenn es traurig ist, dergleichen zu erleben, so ist es eine Wonne, ihn die Szene erzählen zu hören. In jenen Momenten ist die Gebärmutter seines Geistes, aus der schon so viele Räuber und Ungeheuer hervorgingen, gewiß aufs neue zu einem Dutzend ähnlicher Schöpfungen geschwängert worden, die in den nächsten Messen wie junge Ferkel herumgrunzen werden."

unſre eigne Niederträchtigkeit noch verdienten. Wir wollen uns alſo nur zunächſt an die perſönlichen Folgen halten. Ich bitte Sie inſtändigſt mir die Zeitung vom neuen Jahr an nicht mehr zu ſchicken: denn es iſt mir abſcheulich, etwas von Ihrem guten Willen zu erhalten was mich oder meine Umgebung verletzt und beleidigt. Zweytens folgt daraus, daß es mir und meinen Nächſten ganz unmöglich wird, an Ihrer neuen Tagesſchrift auf irgend eine Weiſe Theil zu nehmen: denn es iſt hier nicht von Weimar die Rede, das ſteht oder fällt im allgemeinen Unglück; wenn es aber ſo fort gehn ſoll wie bisher in andern dergleichen Blättern, daß der Mißwollende ein breites Feld hat, das im Allgemeinen zu entſtellen, was im Beſondern Schonung verdient, und daß man hernach den Beleidigten und Verletzten auch wieder ein Plätzchen einräumte, um ein Spalte gratis zu haben, und durch die Klatſcherey und Nichtigkeit endlich doch einen Jahrgang zuſammenbrächte; ſo würde ich das, was mich ganz allein glücklich macht, aufgeben müſſen, wenn ich nur wüßte daß Ihr Morgenblatt in der Welt wäre. Wenn Sie in Hubers[1] Briefen abdrucken laſſen, was er über mich geſagt hat, ſo iſt das alles Dankes werth: denn es macht ihn und mich hiſtoriſch; es ſind vergangene Erſcheinungen und vergangene Empfindungen, die dem, der übrig bleibt, oder denen, die übrig bleiben, belehrend und erfreulich ſind. Wenn ſich Ihr Redacteur aber in einer politiſchen Zeitung ſo weit vergißt, daß er Privatnachrichten einführt, die alsdann durch Zeitungen (weitergegeben werden), die ſich ſelbſt viel zu viel ehren, als daß ſie mit ſolchen Klatſchereyen anfangen ſollten, wenn ſie aber einmal gedruckt ſind, eine Art von Recht haben, ſie weiter zu verbreiten; ſo muß

[1] Ludw. Ferd. Huber, der 1798—1802 die „Allg. Ztg." redigiert hatte, war 1804 in Ulm als Landesdirektionsrat geſtorben; ſeine Gattin Thereſe, Tochter des berühmten Philologen Heyne, Witwe Joh. Georg Forſters, ſtarb 1829.

man ſagen, daß Deutſchland von einer innern Fäulniß weit ſchlimmer angegriffen iſt, als von einer äußern Gewalt, von der man doch wenigſtens einſieht was ſie will und was ſie kann.

Ich bin verdrießlich über mich ſelbſt, nicht daß ich das jetzt ſage, ſondern daß ich Sie nicht früher aufmerkſam gemacht habe.

Man weiß ſehr gut, daß der Friede, wie das ſtehende Waſſer, ſolches Ungeziefer hervorbringt; wenn es aber im Kriege erſcheint, dann iſt es erſt recht ekelhaft.

Ich muß nur eilen dieſen Brief zuſammenzufalten und fortzuſchicken: denn vielleicht hätte ich morgen Bedenken, und ſchwiege zu dieſen Avanien wie zu andern. Aber unſer Verhältniß iſt mir zu lieb. Hätte ich das nicht vom Herzen, ſo könnte ein Krebsſchaden daraus werden; ich würde Ihnen anrechnen, was Sie vielleicht nicht verſchulden; ich würde Ihnen anrechnen, daß Sie einen kleinen bisher leuchtenden Punct Deutſchlands, der doch auch Ihre Freunde und Genoſſen, Herdern, Schillern und mich beherbergt hat, wie es früh Nebenbuhler thaten, und wie es jetzt, ohne unſer Gebet, das Unglück thun wird, mit zu trüben, zu verfinſtern und zu vernichten ſuchen. Das was zwiſchen uns bürgerlich ausgeſprochen wäre, würde bleiben; aber das Gemüthliche was ich am meiſten ſchätze, würde ſehr bald abſterben, ſehr bald, ſag' ich: denn das Gemüthliche ſtirbt nicht in Graden ab, ſondern gleich.

Ich bin alt genug, um mir dieſer Folgen deutlich bewußt zu ſeyn. Thun Sie alſo was an Ihnen iſt. Ich verlange von den Blättern, die Sie herausgeben, nicht mehr Schicklichkeit, als andre, die ſich zu ſchätzen wiſſen, auch beobachten; und ſo mag das, was ich in ruhigern Zeiten mit ruhigerm Sinne vielleicht anders geſagt hätte, zu Ihnen gelangen und das Beſte für unſer gutes Verhältniß, woran mir allein gelegen iſt wirken.

1144.*

An C. v. Knebel.

Dein Andenken zum neuen Jahr erſcheint mir ſehr freundlich, wozu die artigen Verſe des Franzoſen[1] mir liebliche Beylage ſind. Es giebt einem gar nicht Wunder, daß die Weiber dieſer Nation nicht feind ſeyn können, da ſich das männliche Geſchlecht kaum ihrer erwehren kann. Wenn man den Regierungsrath Müller[2] erzählen hört, der von Berlin mit dem Friedens-Document gekommen iſt; ſo begreift man recht gut, wie ſie die Welt überwunden haben und überwinden werden. Wenn man in der Welt etwas vorausſähe, ſo hätte man vorausſehen müſſen, daß die höchſte Erſcheinung, die in der Geſchichte möglich war, auf dem Gipfel dieſer ſo hoch, ja übercultivirten Nation hervortreten mußte. Man verläugnet ſich das Ungeheure, ſo lange man kann, und verwehrt ſich eine richtige Einſicht des Einzelnen, woraus es zuſammengeſetzt iſt. Wenn man aber dieſen Kaiſer[3] und ſeine Umgebung mit Naivität beſchreiben hört, ſo ſieht man freylich, daß nichts dergleichen war und vielleicht auch nicht ſeyn wird. Ich hoffe dir bald davon zu erzählen.

Wenn das Schloß von Bleſſirten rein iſt, wag' ich wohl einmal einen Beſuch bey euch, denn ich möchte nicht eher hinüber kommen, bis ich Anſtalt zur Reinigung und Wiederherſtellung machen kann.

Der erſte didactiſche Theil meines Farbenweſens iſt bald abgedruckt. Er wird etwa 21 Bogen machen. Der zweyte, polemiſche wird etwa mit 10 abgethan ſeyn. Dazu

---

[1] Des Kommandanten.

[2] Der ſpätere Weimarer Kanzler Friedrich v. Müller.

[3] Perſönlich hat Goethe Napoleon bekanntlich erſt am 2. Okt. 1808 kennen gelernt.

habe ich das Manuſcript ſchon zur Hälfte, nur bedarf es freylich noch einer tüchtigen Reviſion. Hubers Leben und Briefe[1] habe ich mit großem Antheil geleſen, und ich finde, daß ſich aus dieſen Characteren, Verhältniſſen und Begebenheiten ein ſehr intereſſanter Roman ſchreiben ließe, weil man alsdann herausheben könnte, was hier vertuſcht werden mußte. Daß er mit mir weder als Schriftſteller noch als Menſch fertig werden kann, nehme ich ihm gar nicht übel. Er zeigt übrigens durchaus guten Willen gegen mein Weſen und Treiben; und iſt es doch immer die Individualität eines Jeden, die ihn hindert, die Individualitäten der andern in ihrem ganzen Umfang gewahr zu werden ...

Weimar den 3. Januar 1807. G.

1145.*

An C. v. Knebel.

... Der zweyte polemiſche Theil meines chromatiſchen Werks wächſt auch zuſehends. Es iſt aber immer eine ſchreckliche Arbeit. Wenn ſie fertig iſt, wird man kaum glauben, daß man ſie gemacht hat. Aus dem gröbſten bin ich durch; aber nun muß das alles noch einmal erſt bedacht, redigirt, vieles nochmals durcherperimentirt und manches umgeſchrieben werden. Indeſſen, wenn nur jeden Tag etwas geſchieht, ſo ſammelt ſichs doch zuletzt, und ich treibe dieſe Arbeit mit deſto mehr Luſt, weil ich nach ihrer Beendigung an den hiſtoriſchen Theil der Farbenlehre gelange, den ich als ein Symbol der Geſchichte aller Wiſſenſchaften behandeln kann. Dabey kann ich denn freylich kaum an einen Termin denken, wann das alles fertig ſeyn ſoll. Doch das hat nichts

[1] 1806 herausgegeben von Thereſe Huber.

zu ſagen. Wir leben ohnehin mehr, als man glauben ſollte, außer der Zeit . . .

Die Vorſtellung vom Taſſo[1] hat einen ſehr guten Eindruck gemacht, einen beſſern als ich erwarten konnte. Vielleicht haben dir die Frauenzimmer davon geſchrieben. Übrigens iſt noch mancherley intereſſantes angelangt, das ich dir wohl einmal zu zeigen wünſchte; z. E. eine unzweifelhafte Celliniſche Medaille, die freylich etwas durch Übergoldung an Schärfe verloren hat, doch aber ſeine Kunſt und Art noch recht gut erkennen läßt.

Laß mich bald wieder von dir vernehmen und ſey mit den Deinigen von mir und den Meinigen aufs beſte gegrüßt.

Weimar den 25. Februar 1807. Goethe.

1146.

An Kirms.

Herr Unzelmann tritt bey mir ein mit wunderlichen Reden, wie er einen Brief von ſeiner Mutter habe, die ſich doch ſonſt um ſeinen Vater nicht bekümmert, daß ſein Vater krank ſey und daß die Gegenwart des liebenswürdigen Jünglings in Berlin erwünſcht und nothwendig ſeyn möchte. Er bittet um einen Urlaub, da jetzt die ſtille Woche eintritt u. ſ. w.

Wenn irgend etwas von Bedeutung vorgefallen wäre, ſo würden Vater und Mutter mir wohl ſelbſt ſchreiben; aber auf einen Brief hin, den er nicht einmal producirt, Urlaub zu geben, den wir ſo ſtreng verweigern, würde nicht räthlich ſeyn. Wollten Ew. Wohlgeboren wohl der Sache ein wenig näher auf den Grund ſehen.

Weimar den 10. März 1807. G.

[1] Am 16. Februar.

1147.

An Zelter.

Hierbey ſende durch gute Gelegenheit die erſte Lieferung meiner Werke. Ich hatte gehofft, daß ſie Ihnen in friedlicheren Stunden zukommen ſollten; allein da es doch auch in den ſchlimmſten Zeiten langweilige Stunden giebt, die man ſich mit Leſen vertreiben mag, ſo kommen dieſe Bände vielleicht auch zur rechten Zeit.

Laſſen Sie mich bald von ſich hören. Von mir weiß ich nichts zu ſagen, als daß ich die ruhigen Intervalle, die uns gegenwärtig gegönnt ſind, ſo gut als möglich benutze, um der Vergeſſenheit und Vergänglichkeit zu entziehen, was ich gedacht und allenfalls geleiſtet habe.

Könnten Sie durch einige meiner Lieder aufgeregt werden, ſie zu componiren, ſo würde mir das ein erfreulicher Beweis Ihres Daſeyns und Ihrer Neigung werden.

So viel für dießmal, mit einem herzlichen Gruße von den Meinigen.

Weimar, den 27. März 1807. G.

1148.

An Heinrich Schmidt.[1]

Sie haben mir, wertheſter Herr Schmidt, durch Ihre Briefe viel Vergnügen gemacht, durch die Sie mich theils von dem Zuſtande der ſo wichtigen Entrepriſe ferner benachrichtigen und zugleich die vertraulichen Eröffnungen fortſetzen. Nunmehr tritt aber ein Umſtand ein, über den ich mich

[1] Direktor des Fürſtl. Eſterhazyſchen Theaters. Schmidt (1779—1857) war von Goethe zur Schauſpielkunſt gebildet worden.

auch ganz aufrichtig erklären möchte, damit ein wechſelſeitiges Vertrauen nicht etwa geſtört werde. Madame Beck,[1] als die Anweiſung jenes von Wien aus ihr zugeſtandenen Vorſchuſſes hier ankam, behauptete, wegen des niedrig ſtehenden Curſes nicht die ſämmtlichen hieſigen Schulden auf einmal tilgen zu können, und verlangte, man ſollte das ihr von fürſtlicher Commiſſion garantirte Capital noch fernerhin geſtunden und ihr Friſt geben, von Wien aus dieſe Poſten zu bezahlen. Man ſchlug ihr dieſes ab und ſie trat nunmehr mit dem Geſuche hervor, daß man ſie bey dem hieſigen Theater behalten möge. Hierauf wurde ſie beſchieden, daß, da ſie einmal ihren Abſchied genommen und mit der wiener Direction contrahirt, man ſie nicht eher hier wieder aufnehmen werde, als bis ſie von dort ihre Entlaſſung erhalten. Ich melde dieſes nachrichtlich, damit kein Misverſtändniß entſtehe, wenn Madame Beck über dieſe Sache nach Wien ſchreibt. Empfängt ſie von dort hinreichenden Vorſchuß, daß ſie ihre hieſigen Schulden bezahlen kann, ſo wird man nicht anſtehen, ſie zu entlaſſen. Entläßt man ſie dort, ſo wird man kein Bedenken haben, ſie hier wieder anzunehmen, weil ſie zwar eine ſehr wunderliche Frau, doch eine ſehr brauchbare Schauſpielerin iſt. Dabey verſteht ſich von ſelbſt, daß ſie bis zu ausgemachter Sache auf dem hieſigen Theater nicht auftreten, noch auch hier einige Gage erhalten kann. Haben Sie die Gefälligkeit, mir die dortigen Entſchließungen zu melden.

Die verlangten Stücke laſſe ich abſchreiben und werde mir ein Vergnügen machen, damit zu dienen. Empfehlen Sie mich den Herren, die meiner mit Neigung gedenken, auf das allerbeſte. Es ſollte mir ein großes Glück ſeyn, wenn die Umſtände mir erlaubten, bald eine perſönliche

[1] Die ebenſo wie der Schauſpieler Haide für Wien in Ausſicht genommen war.

Aufwartung zu machen. Wenn die Kriegsbewegungen mich nicht verhindern, ſo gehe ich nach Pfingſten ins Carlsbad und wünſche vorher noch einige Nachricht von Ihnen zu erhalten. Mich beſtens empfehlend u. ſ. w.

Weimar, den 27. März 1807.

1149.

An Chriſtiane v. Goethe.

Weimar den 30. März 1807.

Daß uns die liebe gute Mutter noch als Genien in Worten und Werken erkennt, freut mich recht ſehr. Es iſt mehr als jemals nöthig, genialiſch zu ſeyn, wenn man nur einigermaßen leben und ſich des Lebens erfreuen will.

Daß meine liebe Frau glücklich angekommen,[1] war mir ſehr beruhigend zu vernehmen. Der Brief, der mir es meldet, kam ganz genau zur Stunde. Er überzeugt mich von dem, was ich vorausſah, daß die Zuſammenkunft erfreulich ſeyn würde.

Wegen künftiger Abenteuer werde ich wohl in Carlsbad ein Paar hübſchere Piſtolen kaufen müſſen, die gegenwärtigen ſind doch etwas zu coloſſal.

Auf die Erzählung des Vergangenen freue ich mich. Zum Schreiben mag ſich unter den gegenwärtigen Umſtänden wenig Zeit finden. Dagegen will ich mit meinen Nachrichten etwas umſtändlicher ſeyn. Denn ich halte dafür, wenn man lange auseinanderbleibt, ſo ſoll man ſich wechſelſeitig um das Detail des Lebens nicht bekümmern. Hofft man ſich aber bald wieder zu ſehen, ſo iſt es gut, nicht aus dem Zuſammenhange zu kommen.

[1] In Frankfurt, wohin Chriſtiane laut Tagebuch am 28. März zu Goethes Mutter gereiſt war.

Zuerſt alſo muß zum Lobe der Köchin geſagt werden, daß ſie ihre Sachen vortrefflich macht, gute Waare ankauft und ſie mit Sorgfalt zubereitet, ſodaß wir es uns jeden Mittag können wohlſchmecken laſſen. Am grünen Donnerſtag hatten wir uns Kohlſproſſen beſtellt und Honig zum Nachtiſch, um dieſes Feſt recht würdig zu feyern. Auguſt hatte ſelbſt Eyer roth und hart geſotten. Da die Faſtenbrezeln alle ſind, ſo bäckt die Köchin allerley Torten und Kuchen, die ihr nicht übel gerathen. Ein Truthahn iſt abgeſchlachtet und andre gute Dinge ſind im Vorrath.

Mit dem Keller geht es ſehr ordentlich. Der Gnome pflegt mich genau zu betrachten, ob ich etwa mich um ein Nößel irren möchte; und ſo wirſt du die Tabellen mit dem Vorrath übereinſtimmend finden.

Außer den beyden gewöhnlichen Gäſten[1] haben wir noch Niemand zu Tiſche geſehen. Lorzing[2] hat das Buchſtaben Käſtchen abgeliefert, welches ſehr ſchön gerathen iſt. Dafür ſoll er auch auf den Truthahn eingeladen werden.

Mit der Elſermann und Deny war ich am grünen Donnerſtag zu beyderſeitiger großer Erbauung in den Treibhäuſern. Und nun muß ich theatraliſche Neuigkeiten melden, weil bey dieſem beweglichſten aller Weſen immer etwas neues und unerwartetes vorgeht.

Erſtlich alſo iſt heut Helene,[3] welche Oper Mittwoch wiederholt wird. Sonnabend Emilia Galotti, wozu der Elſermann ihr weißes Atlaskleid fertig iſt, über das ſie große Freude hat. Nun ſind wir daran, ihr noch ein ächt italiäniſches Morgenkleid zu den erſten Scenen zu erfinden und zuzurichten. Von Hofe her werden ſich auch einige

---

[1] Laut Tagebuch „Dem. Elſermann und Deny“ (Schauſpieler).
[2] Schauſpieler Lorzing, ſpäter Gatte des Frl. Elſermann.
[3] Oper in drei Akten von Mehul.

Tunikas einfinden, damit das Einſiedelſche Stück[1] recht zum Glanz gelange. Es wird ſich aber verzögern, bis du zurückkommſt.

Haide hat um ſeine Entlaſſung gebeten und hat ſie erhalten. Er geht mit vortheilhaften Bedingungen nach Wien, worüber denn der Nachwuchs höchlich erfreut iſt. Reinholds[2] gehen auf Michaeli ab. Es war an ihnen nichts zu halten. Übrigens hat ſich von Truppen und Einquartirung nichts merken laſſen. Das einzige, was uns innerlich beunruhigte, war, daß der Frau Herzogin Mutter Durchlaucht drey bis vier Tage bedeutend krank waren. Nun aber hat ſichs wieder gegeben und eine baldige völlige Herſtellung iſt zu hoffen.[3]

Unſer ganzes Haus befindet ſich wohl, Auguſt gloriirt über ſeinen Ritt nach Erfurt,[4] von welchem die Reiter ſchon vor Tiſche wieder zurück waren. Er hat ſich geſtern in einem neuen Staroſtenkleid gebrüſtet.

Über das gute Wetter, das die vergangene Woche anhaltend war, haben wir uns beſonders um deiner Reiſe willen gefreut. Jetzt ſchneit es wieder ein wenig. Wir wünſchen die beſte Witterung zur Frankfurter Meſſe und allem Zubehör; empfehlen uns allen Freunden, beſonders der Frau Syndikus Schloſſer, bitten um ein paar Zeilen manchmal und wüßten wenig mehr zu ſagen.

Der Brief aus Eiſenach iſt zur rechten Zeit angekommen. — Mittwoch werden die Damen das erſtemal

---

[1] „Das Geſpenſt", Einſiedels Bearbeitung von Plautus „Moſtellaria", wurde am 29. April aufgeführt.

[2] Carl Reinhold und Frau; Reinhold veröffentlichte 1808 die anonyme Schmähſchrift „Saat von Göthe geſäet dem Tage der Garben zu reifen".

[3] Dieſe Hoffnung beſtätigte ſich nicht; Anna Amalia ſtarb bereits am 10. April.

[4] Bis dahin hatte er Chriſtiane begleitet.

wieder bey mir zum Frühſtück ſeyn. Bey Mad. Schopenhauer[1] war es ganz unterhaltend. Das junge Bertuchiſche Paar fand ſich daſelbſt ein. Demoiſelle Bardua hat mich nochmals zu mahlen angefangen. G.

1150.

An Chriſtiane v. Goethe.

Weimar den 3. April 1807.

Obgleich heute kein Brief von Frankfurt angekommen, ſo will ich doch einen von hier abgehen laſſen, um abermals zu melden, daß alles gut ſteht und daß man ſich des ſchönen Frankfurt und alles guten, was dort zu genießen iſt, mit Gemütsruhe freuen kann.

Die Herzogin Mutter iſt wieder hergeſtellt und von dieſer Sorge wären wir alſo befreyt. Von Krieg und Kriegsgeſchrey hören wir auch kaum etwas weiter, als was Auguſt gelegentlich mit großem Triumph aus der Bayreuther Zeitung erzählt. Was die häuslichen Dinge betrifft, ſo iſt das Spargelquadrat nebſt den Rabatten umgegraben, obgleich die Witterung keineswegs günſtig iſt und wir wieder ſtarken Schnee gehabt haben.

---

[1] Joh. Henriette Schopenhauer (1770—1838), bekannte Schriftſtellerin, die Mutter des Philoſophen. Sie war die erſte geweſen, der Goethe ſeine Gattin zugeführt hatte. Frau Schopenhauer ſchrieb darüber ihrem Sohn: „Ich empfing ſie, als ob ich nicht wüßte, wer ſie geweſen. Ich ſah deutlich, wie ſehr mein Benehmen ihn freute; es waren noch einige Damen bei mir, die erſt formell und ſteif waren und hernach meinem Beiſpiele folgten. Goethe blieb faſt zwei Stunden und war ſo geſprächig und freundlich, wie man ihn ſeit Jahren nicht geſehen hat. Er hat ſie noch zu niemand als zu mir in Perſon geführt. Als Fremde und Großſtädterin traute er mir zu, daß ich die Frau ſo nehmen werde, wie ſie genommen werden muß; ſie war in der That ſehr verlegen, aber ich half ihr bald durch. Goethe ſelbſt erklärte all ſeinen Freunden, die ihn beglückwünſchen kamen: ſie iſt immer meine Frau geweſen."

Am Mittwoch iſt die regierende Herzogin mit den Damen wieder zum erſtenmal bey mir geweſen und ich hoffe dieſe Unterhaltung bis zu meiner Abreiſe fortzuſetzen.

Die Oper Helene iſt das zweytemal mit mehr Beyfall gegeben worden als das erſtemal. Morgen bleibt es bey Emilia Galotti.

Zu dem neuen Maskenſtücke iſt durch Herrn von Einſiedels Verwendung von Hof her ein prächtiges Kleid für die Elſermann angekommen, weißer Krepp mit guten Silberflintern, Zickzack geſtickt, ſo daß es von weitem wie Zindel ausſieht, nur viel blendender. Wir haben es ihr geſtern nach Tiſche angezogen und ſie hätte ſich gar nicht wieder auskleiden mögen. Sonntag theile ich das Stück aus. Die Aufführung wird ſich aber wohl bis zu deiner Rückkunft verſchieben.

Sonſt iſt von da und dorther manches Freundliche eingegangen. Das Vergnüglichſte aber wird mir ſeyn, wenn du dich mit der lieben Mutter wohl befindeſt und glücklich wieder bey uns anlangſt. Wenn du deine Ankunft genau beſtimmen kannſt, ſo wollen dir die Reiter wieder bis Erfurt entgegen kommen. Lebe recht wohl, empfiehl mich der lieben Mutter und den Freunden und laß bald wieder von dir hören.

G.

1151.*

An A. v. Humboldt.

Seit einigen Tagen zaudere ich, an Sie, verehrter Freund, zu ſchreiben. Nun will ich aber nicht länger aufſchieben, Ihnen für den erſten Band Ihrer Reiſe auf das beſte zu danken. Zu dem großen Geſchenk des innern Gehalts kommt noch die freundliche Gabe ihrer Zuſchrift, die nicht angenehmer und ehrenvoller ſeyn könnte. Ich weiß

gewiß den Werth eines ſolchen Andenkens zu ſchätzen und danke Ihnen recht herzlich, daß Sie zu dem großen Antheil, den ich an Ihnen, Ihren Werken und Thaten nehme, noch auf eine ſo zarte Weiſe meinem Individuum eine perſönliche Theilnahme an den Schätzen gönnen, mit denen Sie uns erfreuen . . .

Mich beſchäftigt noch immer das Farbenweſen und der Druck des Werkes geht ſachte fort. Der didactiſche Theil iſt zurückgelegt, freylich zum größten Theil mehr Skizze als Ausführung. Jetzt bin ich auf den dornenvollen polemiſchen Pfaden. Es iſt ein unfreundliches und auch undankbares Geſchäft, Schritt vor Schritt, Wort vor Wort zu zeigen, daß die Welt ſich ſeit Hundert Jahren geirrt hat. Indeſſen muß ich hindurch und freue mich im Voraus auf das breitere hiſtoriſche Feld, in welchem ich lebhaft vorwärts zu ſchreiten hoffe, wenn ich mich aus dem theoretiſchen ſtachelichten Labyrinth herausgewunden habe . . .

Durchlaucht der Herzog hat uns viel von Ihnen erzählt, von Ihrem magnetiſchen Garten und ſonſtigen Unterſuchungen. Er iſt recht eingeweiht in das, was Sie leiſten und vorhaben.

Mit den herzlichſten Grüßen und Wünſchen!

Weimar den 3. April 1807. Goethe.

1152.*

An C. v. Knebel.

Deine Bemerkung iſt ganz richtig, daß wir für das Alter ein wenig zu weit auseinandergeſät ſind. Die Jugend mag ſich wohl auseinander begeben, denn ſie iſt beweglich genug, um wieder zuſammenzukommen. Auch ſind die Zeiten ſo wie Herbſt- und Wintertage, wo man gern näher zuſammenrücken mag. In Humboldts Reiſen haben mir des-

wegen jene Affen gefallen, die, ſobald ſie in eine kühlere Temperatur kommen, ſich gleich in großen Schaaren enge zuſammendrängen. Dabey ſucht denn jeder in die Mitte zu kommen, um ſo warm zu ſitzen als möglich; welches zu gar poſſirlichen Unterhandlungen Anlaß geben mag.

Ich weiß nicht, ob ich dir ſchon geſchrieben habe, daß der Humboldtiſchen Reiſe erſter Theil angekommen iſt. Er enthält Vorſchläge zu einer Geographie der Pflanzen, und ein allgemeines Naturgemälde der tropiſchen Länder. Es iſt ein ſehr gedrängtes gehaltreiches Werk, das von vielen Seiten intereſſirt. Da es beſonders an die Einbildungskraft Anforderungen macht, ſo habe ich, da ein Durchſchnitt, der ihr zu Hülfe kommen ſoll, noch nicht fertig und ausgegeben iſt, einſtweilen ſelbſt eine ideale Landſchaft ſkizzirt und nach dem angeſchriebenen Maaß von 4000 Toiſen, an der Seite, die Höhen der europäiſchen und amerikaniſchen Berge gegeneinander geſtellt, auch deren Schneelinien und Vegetationshöhen bezeichnet; wodurch uns ganz wunderliche Verhältniſſe anſchaulich werden. Vielleicht ſchreibt dir deine Fräulein Schweſter etwas davon. Denn ich habe dieſe Dinge zum Gegenſtand meiner Vorleſungen gemacht, welche Mittwochs wieder angegangen ſind und die ich bis zu meiner Abreiſe ins Carlsbad fortzuſetzen hoffe. Wenn du uns beſuchſt, ſo wirſt du gern daran Theil nehmen . . .

d. 4. Apr. 1807. G.

1153.

An Cotta.

Wir haben einen großen Verluſt an unſerer durchlauchtigſten Herzogin Amalia[1] erlitten. Ich melde Ihnen das

[1] Geſtorben am 10. April. Goethe verfaßte die Trauerrede, die bei der Ceremonie des Begräbniſſes verleſen wurde. Herzogin Luiſe ſchrieb ihrem Bruder

ſogleich mit der Bitte, nichts in die allgemeine Zeitung noch in das Morgenblatt über dieſe treffliche Dame aufzunehmen, was nicht von mir kommt. Vielleicht wäre für die allgemeine Zeitung eine ſimple Anzeige, wie die beyliegende, das ſchicklichſte. Für das Morgenblatt ſende ich einen ausführlichern Aufſatz, wobey ich denjenigen zum Grund lege, der zu der Leichenfeyer beſtimmt iſt. Heute nicht mehr, in Hoffnung, Sie bald bey mir zu begrüßen.

Weimar den 13. April 1807. Goethe.

1154.

An Zelter.

Für die Compoſition des Liedes[1] danke ich zum allerſchönſten. Es iſt in den jetzigen Augenblicken ſehr erquicklich, wenn man ſich nur kurze Zeit in eine leichte loſe Stimmung verſetzen kann.

Das geſellſchaftliche Spiel, wonach Sie fragen, beſteht in folgendem: Man nimmt einen dünnen Span, oder auch einen Wachsſtock, zündet ihn an und läßt ihn eine Zeit lang brennen; denn bläſt man die Flamme weg, daß die Kohle bleibt; denn ſagt man ſo eilig als möglich das Sprüchelchen:

Stirbt der Fuchs, ſo gilt der Balg,
Lebt er lang, ſo wird er alt,
Lebt er, ſo lebt er,
Stirbt er, ſo ſtirbt er.
Man begräbt ihn nicht mit der Haut,
Das gereicht ihm zur Ehre.

darüber: „C'est un beau morçeau et on voit avec étonnement, qu'elle jouit encore après sa mort du privilège, dont elle jouissait pendant sa vie, c'est à dire de celuici d'une grande réputation.“ (Mitgeteilt in Bojanowsky „Luiſe, Großherzogin von Sachſen-Weimar“).

[1] Des zuerſt in den Werken 1788 gedruckten Gedichts „Stirbt der Fuchs ꝛc.“

Nun giebt man die glimmende Kerze geſchwind dem Nachbar in die Hand, der daſſelbige Geſetzchen wiederholen muß; und das geht ſo lange fort, bis die Kohle bey einem ausliſcht, der denn ein Pfand geben muß.

Der Verluſt unſerer Herzogin Mutter iſt bey ſo manchen andern zerrütteten und verruckten Verhältniſſen ſehr groß. Man darf, wie gegenwärtig überhaupt, über nichts, alſo auch darüber nicht weiter nachdenken. Man muß von einem Tage zum andern leben und eben thun und leiſten, was noch möglich iſt.

Sie wieder zu ſehen wär' mein großer Wunſch; aber ich mag Sie nicht einladen. Mit meiner Geſundheit will es nicht recht fort, und ich eile gleich nach Pfingſten ins Carlsbad; komm ich zurück, ſo läßt ſich vielleicht auf irgend eine Weiſe an eine fröhliche Zuſammenkunft denken.

An meiner Farbenlehre wird ſachte fortgedruckt; aber es geht wohl noch ein Jahr hin, bis ich fertig werde. Ich bin auf gar zu vielerley Weiſe unterbochen worden, ob ich gleich den Faden niemals ganz habe fahren laſſen.

Gelegentlich meld' ich Ihnen, was ich von Ihren Compoſitionen meiner Lieder beſitze; und Sie haben die Gefälligkeit, mir die fehlenden zu ſenden.

Leben Sie recht wohl! So viel für heute. Ehe ich weggehe, ſchreibe ich noch einmal, oder von Carlsbad aus.

Weimar den 4. May 1807.

1155.

An Zelter.

Ihrer Briefe, die nach einander ankommen, erfreue ich mich gar ſehr und fahre fort, einiges zu erwiedern. Wie erwünſcht wäre mir geweſen, Ihr Oratorium mit anhören

zu können: denn leider bin ich von Muſik gar zu ſehr abgeſchnitten, und das Bißchen Operette, ob wir gleich mitunter recht gute Stimmen haben, wills doch auch nicht thun. Daher ſcheint auch in mir aller Sang und Klang verſchwunden, ſo wie alle Imagination, die ſich auf Muſik bezieht. Vielleicht führt uns das gute Glück und ein vernünftiger Vorſatz bald wieder zuſammen, und wir finden uns im Stande etwas in Geſellſchaft zu arbeiten.

Daß Ihnen mein Elpenor Freude gemacht hat, iſt mir höchſt angenehm und der Zweck dieſer Blätter nun ſchon erreicht. Doch iſt vielleicht bey dem Beyfall, den Sie meinem Fragmente ſchenken, Ihre Neigung zu mir und meinem Weſen als mitwirkend anzuſehen: denn ich geſtehe gern, daß ich dieſe Arbeit ſelbſt nicht mehr beurtheilen kann. Wenn etwas ins Stocken geräth, ſo weiß man immer nicht ob die Schuld an uns oder an der Sache liegt. Gewöhnlich aber wirft man eine Abneigung auf etwas, das man nicht vollenden kann, als auf ein Ding, das uns widerſtrebt und das wir nicht Herr werden können. Überhaupt habe ich bey Herausgabe meiner Werke ſehr lebhaft gefühlt, wie fremd mir dieſe Sachen geworden ſind, ja daß ich faſt kein Intereſſe mehr daran habe. Das geht ſoweit, daß ich, ohne freundliche treu fortgeſetzte Beyhülfe, dieſe zwölf Bändchen gar nicht zuſammengebracht hätte. Jetzt haben wir ſie aber meiſt hinter uns und bis auf Einen kommen ſie dieſe Tage ſämmtlich in Cotta's Hände. Da mag nun weiter aus uns werden was da will, ſo wäre doch ſoviel gerettet. Ich freue mich zum Voraus auf den Spaß, den Ihnen der fortgeſetzte Fauſt machen wird. Es ſind Dinge darin, die Ihnen auch von muſikaliſcher Seite intereſſant ſeyn werden.

Können Sie mir das Verzeichniß der von Berlin weggeführten Kunſtſchätze ertheilen, ſo geſchieht mir ein Gefallen.

Wenn man nur weiß, wo ſie aufbewahrt werden, ſo ſind ſie uns nicht verloren.

Leben Sie recht wohl und ſchreiben mir noch einmal vor Pfingſten und dann laſſen Sie nach Carlsbad von ſich hören.

Weimar den 7. May 1807. G.

1156.

An Rochlitz.

Ew. Wohlgeboren

empfangen meinen lebhaften Dank für Ihren vertraulichen Brief, deſſen Inhalt ich beſtens zu benutzen geſucht habe. Unſre Regie wird ſich gleich bey ihrer Ankunft[1] Ihren fernern gütigen Rath erbitten.

Einen Prolog habe ich nach Ihren Wünſchen auch mitgegeben. Wollten Sie die Gefälligkeit haben, ihn durchzuſehen und zu beurtheilen, ob er am Platz paßt, welches man in der Entfernung nicht ſo gut empfinden kann.

Da übrigens die älteren Schauſpieler Ihnen ſchon bekannt ſind und ſich eher zu produciren wiſſen; ſo wollte ich Ihnen beſonders unſere jüngeren empfehlen, den Nachwuchs, deſſen Emporkommen uns bey der Lage unſeres Theaters höchſt angelegen ſeyn muß.

Demoiſelle Elſermann, ein munteres Kind, von gutem Betragen, wird Ihnen gefallen und Sie vielleicht anlocken, ihr über dieſe oder jene Rolle etwas zu ſagen. Sie hat etwas Manier von Berlin mitgebracht, worüber ſie aber ſchon aufgeklärt iſt und nur manchmal einer kleinen Erinnerung deshalb bedarf.

---

[1] In Leipzig, wo das Weimarer Theater gaſtierte. Die erſte Vorſtellung (Prolog von Goethe und „Don Carlos") fand am 24. Mai ſtatt. Der erſte Aufenthalt (25 Abende) dauerte bis 5. Juni, der zweite (18 Abende) vom 4. bis 31. Auguſt.

Die Herren Lorzing und Deny ſind gute geſittete Leute, nicht ohne Talent und vom beſten Willen. Da ſie nunmehr in Routine kommen, ſo wird es auch mit ihnen vorwärts gehen.

Im Ganzen bin ich überzeugt, daß der Aufenthalt in Leipzig für unſre Geſellſchaft ſehr wohlthätig ſeyn wird, beſonders wenn ſich einige Kenner und Freunde zu Mittelsperſonen zwiſchen ihr und dem Publicum machen wollen; welches höchſt nothwendig iſt, damit man ſich bald wechſelſeitig befreunde und keine Mißverſtändniſſe entſtehen.

Ich wünſche, daß alles gut gehen möge, und daß Ew. Wohlgeboren zuletzt mit Zufriedenheit das Amt eines Epilogiſten übernehmen möchten. Denn wenn man einen Prolog noch allenfalls in der Ferne ſchreiben kann, ſo darf der Epilog nur aus einer unmittelbaren Nähe entſpringen.

Zu Ende dieſes Monats geh' ich nach Carlsbad und hoffe dort für meine von Zeit zu Zeit ſich wieder zeigenden Übel, wo nicht völlige Geneſung, doch Linderung. Möge dieſer mein Brief auch Sie von jedem Anfall befreyt antreffen. Geſundheit brauchte man wohl niemals mehr als gegenwärtig. Mich zu geneigtem Andenken empfehlend

Weimar den 12. May 1807. Goethe.

1157.*

An Chriſtiane v. Goethe.

Montag früh um vier Uhr, alſo früher als du dieſen Brief erhältſt, fahren wir nach Carlsbad ab, und es iſt mir denn doch lieb, daß wir von Jena wegkommen. Ich wußte wohl, daß ich nach allem Vergangenen einen Einſtand geben mußte, und damit mag es denn auch gut ſeyn. Wenn ich wieder komme, werde ich mich ſchon beſſer in den gegenwärtigen Zuſtand finden.

Bleibe ja recht ruhig und vergnügt in deinem friedlichen Thal mit allen denen, die dich beſuchen mögen und können. Es ſieht in der Welt ſehr toll aus, daß man Gott zu danken hat, wenn man auf einem ſtillen Fleckchen lebt. Was das Haus und Hausweſen betrifft, verlaſſe ich mich auf Dich in jedem Falle und gehe ruhig weiter . . .

Der Mutter Brief hat mich weit mehr erbaut als der Brief von Bettinen.[1] Dieſe wenigen Zeilen haben ihr mehr bey mir geſchadet, als deine und Wielands Afterreden. Wie das zuſammenhängt, auszulegen, dazu würde ich viele Worte brauchen.

Ich lege ein Blättchen bey, wegen einer Beſtellung. Sey ſo gut und mache ſie ſelbſt, denn auf Auguſt, den ich demungeachtet herzlich grüße, kann man ſich nicht verlaſſen . . .

Lebe recht wohl und gedenke mein. Wenn alles geht, wie es ſoll, ſo ſind wir Montags Nacht in Schleiz, Dienſtag in Hof, Mittwoch in Eger und Donnerſtag in Carlsbad, wohin du uns mit deinen Gedanken folgen kannſt. Lebe recht wohl, beſorge die paar beyliegenden Sachen. Wie ich in Carlsbad angekommen bin, ſo wird gleich geſchrieben.

Jena den 24. May 1807. G.

---

[1] Der Brief iſt nicht erhalten. Bettina (Eliſabeth) Brentano (1785—1859) hatte im April Goethe in Weimar kennen gelernt. Mit Bezug darauf heißt es im Brief von Goethes Mutter (16. Mai): „Da hat denn doch die kleine Brentano ihren Willen gehabt, und Goethe geſehen — ich glaube im gegen geſetzten Fall wäre ſie Toll geworden — denn ſo was iſt mir noch nicht vorgekommen — ſie wolte als Knabe ſich verkleiden, zu Fuß nach Weimar laufen — vorigen Winter hatte ich ofte eine rechte Angſt über das Mägchen — dem Himmel ſey Danck daß ſie endlich auf eine muſterhafte art ihren Willen gehabt hat.“ — Wieland hatte Bettina mit folgenden Zeilen an Goethe empfohlen: „Bettina Brentano, Sophiens Schweſter, Maximilianens Tochter, Sophien La Roches Enkelin wünſcht dich zu ſehen, l. Br., und giebt vor Sie fürchte ſich vor dir, und ein Zettelchen, das ich ihr mitgäbe, würde ein Talisman ſeyn, der ihr Muth gäbe. Wiewohl ich ziemlich gewiß bin, daß Sie nur ihren Spaß mit mir treibt, ſo muß ich doch thun was Sie haben will — und es ſoll mich wundern wenn dirs nicht ebenſo mit (ihr wie) mir geht. W. d. 23ſten April 1807.“

1158.*

An Charlotte v. Stein.

Die Gegenwart des lieben Breslauer Freundes[1] hat uns allen ſehr viel Freude gemacht, und der Wunſch, ihn länger hier zu behalten, iſt allgemein geblieben. Er hat mich durch ſein gutes, natürliches, feſtes, verſtändiges und heiteres Weſen gar ſehr erquickt und mir aufs neue gezeigt, daß die Welt nur iſt, wie man ſie nimmt; ſie aber mit Heiterkeit, Muth und Hoffnung aufzunehmen, auch wenn ſie ſich widerlich zeigt, iſt ein Vorrecht der Jugend, das wir ihr wohl gönnen müſſen, weil wir es auch einmal genoſſen haben.

Ich finde mich zwar wohl, aber in Jena nicht behaglich. Der Unterſchied gegen vorige Zeiten iſt gar zu groß, das Alte iſt vergangen und das Neue iſt noch nicht worden. Doch regt ſich ſo manches, das in einigen Jahren wohl erfreulich werden kann. Die Gegend iſt übrigens, bey dieſem ſchönen Wetter, himmliſch wie immer und die Fruchtbarkeit dieſes Jahres recht auffallend . . .

Grüßen Sie Ihre lieben Kinder beſtens und gedenken Sie mein, indem ich von den heißen Quellen manches Gute hoffe.

Jena den 24. May 1807. G.

1159.

An Chriſtiane v. Goethe.

Carlsbad, Donnerſtags den 28. May,
am Frohnleichnamsfeſte 1807.

Daß wir glücklich angekommen ſind, will ich durch den rückkehrenden Kutſcher ſogleich vermelden.

[1] Kriegsrat Fritz v. Stein, der Mitte Mai mit Frau und zwei Kindern zum Beſuch aus Breslau eingetroffen war.

Montags gelangten wir bis Schleiz, Dienstags bis Hof, Mittwoch bis Franzenbad und heute sind wir bey guter Zeit hier angekommen. Wir hatten das herrlichste Wetter, trockne Wege und also jeden in seiner Art so gut, als man ihn finden kann. Da wir uns nicht übereilten, so war es jeden Tag nur eine Spazierfahrt und wir konnten nach der Ankunft noch promenieren, Bekannte besuchen und uns umsehen; wie wir uns denn das Egerwasser gegen Abend noch vortrefflich schmecken ließen. An einem reinlichen Festtage sind wir hier in Carlsbad angekommen und haben lange nichts so friedliches und anmuthiges gesehen. Wir haben unser altes Quartier ledig gefunden und es sogleich bezogen.

Gegenwärtig sind erst 30 Curgäste angekommen und manche, wie es sich wohl versteht, angemeldet. Das Papiergeld ist seit einem Jahre, wie natürlich, sehr gefallen. Das Kopfstück steht zu 45 Kreuzer. Zwar erhöht man auch die Forderungen, doch, wie es immer geht, nicht in gleicher Proportion. Deshalb dieser für den Einwohner traurige Umstand dem Fremden, der baar Geld mitbringt, zum Vortheil gereicht.

1160.

An Christiane v. Goethe.

Carlsbad den 2. Juni 1807.

Da morgen die Post in jene Gegend abgeht, will ich ein Briefchen an dich vorbereiten und dir sagen, daß ich mich sehr wohl befinde; an Leib und Seele unvergleichlich besser, als da ich von Hause wegging. Wir haben zwar abwechselndes, aber doch im Ganzen sehr angenehmes Wetter, ein sehr hübsches heiteres Quartier in guter Lage. Bekannt-

ſchaften hab' ich auch ſchon gemacht und ſo wird das hieſige Leben nach hergebrachter Ordnung fortgeführt. Morgens um 5 Uhr ſtehe ich auf und gehe an den Brunnen. Zwiſchen 8 und 9 wird gefrühſtückt; dann etwas geruht, angezogen, dictirt, wieder ein wenig ſpaziert und dann gegeſſen. Nach Tiſche wird im Zimmer gezeichnet, gegen Abend auf der Promenade und ſonſt die Zeit auf eine oder die andre Weiſe hingebracht. Das Eſſen iſt leidlich, ſo auch der Wein; doch wird man eben nicht verführt, ſich zu übernehmen. Morgen iſt unſere erſte Woche um und da wird Zahltag ſeyn. Bis jetzt haben wir ſehr ordentliche Rechnung geführt. Heute iſt Papier eingewechſelt worden; da wir denn für 50 gute Gulden 103 Papiergulden erhalten haben. Über acht Tage ſollſt du erfahren, was uns eine Woche koſtet.

Von Leipzig habe ich ſehr gute Nachrichten. Herr Rath Rochlitz war ſo freundlich, mir einen recht umſtändlichen Brief zu ſchreiben. Durch Genaſt weiß ich die Einnahme, die auch nicht gering iſt, und ſo ginge denn dieſes Unternehmen recht ſchön. In den vier erſten Repräſentationen war die Elſermann noch nicht aufgetreten.

Hier iſt noch wenig Geſellſchaft und die leeren Alleen würden dir nicht gefallen. Doch werden manche Gäſte erwartet. Von Spitzen habe ich noch nicht viel Kluges geſehen; aber einen neuen Einfall, der auf Wohlfeilheit angelegt iſt, nemlich Grund mit Zacken, der recht gut ausſieht; ſo habe ich auch weder ächte noch falſche Granaten bisher geſehen. Viele Läden ſind noch zu, und iſt alles erſt im Anfang. Mehr will ich dießmal nicht ſagen, damit der Brief nicht liegen bleibe. Von Achttagen zu Achttagen erhältſt du Nachricht und ich hoffe, auch von Zeit zu Zeit etwas von dir zu erfahren. Lebe recht wohl und grüße Auguſten zum ſchönſten.

G.

1161.

An Chriſtiane v. Goethe.

Carlsbad den 18. Junius 1807.

Sowohl durch den Boten als durch Herrn von Herda habe ich von dir zwar kurze, aber doch erfreuliche Nachricht erhalten, daß Ihr wohl ſeyd und ſo gut als möglich eure Einſamkeit genießt.

Daß die Spitzen zur rechten Zeit angekommen ſind, freut mich ſehr. Die gezackten ſind böhmiſche und die andern ſächſiſche. Die Fabrikationen beyder Länder unterſcheiden ſich hauptſächlich dadurch, daß jene ſchönere Muſter haben und dieſe einen gleicheren Grund. Von ſchwarzen will ich dir noch etwas mitbringen.

Da einer von den Leuten des Herzogs Morgen nach Weimar geſendet wird, ſo ſchicke ich dir zugleich die Granaten mit, die ich dir angeſchafft habe. Die kleinen ſind ächt, die großen unächt und werden beyderſeits zum Schmuck dienen, beſonders ſo lange die Trauerzeit[1] währt. Übrigens will ich nun mit Kaufen ein Bischen inne halten. Die ordinären Ausgaben ſind ſehr mäßig und man kann nicht leicht wohlfeiler leben als hier; wenn man einmal eingerichtet iſt. Nur iſt die Verführung von allerhand hübſchen Sachen ſo groß, daß man immer etwas einzuhandeln verleitet wird, beſonders wenn man damit Freude zu machen denkt.

Von dem Gebrauch des Waſſers kann ich noch immer Gutes ſagen, und für die Zukunft habe ich auch beſſere Hoffnung, da Doctor Kapp,[2] ein alter Freund und vortrefflicher Arzt, ſich meiner annimmt, mein Übel wohl

[1] Um die Herzogin-Mutter Anna Amalia.

[2] Chriſt. Erhard Kapp aus Leipzig.

überlegt und, wie mir ſcheint, ſehr gut beurtheilt hat. Hauptſächlich läuft alles auf eine ſehr genaue Diät hinaus. Ich will noch etwa acht Tage trinken, dann pauſiren und baden und was ſonſt noch weiter für gut befunden wird. Ich lebe übrigens hier ganz ruhig und vergnügt nach meiner Weiſe, ſo daß ich mich gar nicht wegſehne. Ihr werdet ja indeſſen wohl auch die Zeit hinbringen und es wird ſich dieſen Sommer für euch auch wohl noch ein Spaß aufthun.

Schloſſern grüße vielmals, wenn er noch bey euch iſt. Weiter wüßte ich nichts zu ſagen, als daß der Courier, der dieſes bringt, in einiger Zeit nach Carlsbad zurückkehrt. Mache daher ein Päckchen für mich zu rechte und erſuche ihn, daß er es bey dir abhole. Mit der Poſt ſchreibe ich bald wieder und hoffe, immer etwas gutes melden zu können.

G.

1162.

An Chriſtiane v. Goethe.

Carlsbad den 24. Juni 1807.

Wie ich aus den verſchiedenen Briefen, die wir gewechſelt haben, erſehe, ſo gehen die Poſten von hier auf Weimar und zurück noch immer ſehr langſam; und weil man ſich alſo Nachrichten und Entſchlüſſe nicht gut mittheilen kann, ſo will ich dir voraus ſagen, wie ich es zu halten gedenke, damit du dich von deiner Seite darnach richten könneſt.

Die veränderte Curart, nach dem Rathe des Doctor Kapp von Leipzig, ſchlägt mir ſehr gut an und ich will den Gebrauch des Waſſers auf dieſe Weiſe fortſetzeu. Dann ſoll ich baden, ohne zu trinken, und was weiter für An-

ordnungen werden gut befunden werden. Auf den Donnerstag sind wir 4 Wochen hier und ich habe Lust, auf alle Fälle noch 4 zu bleiben, weil ich für mich keinen angenehmern und vorteilhafteren Aufenthalt wüßte. Zugleich ist mir freylich sehr daran gelegen, noch hier am Orte zu beobachten, wie mir der Gebrauch des Wassers im Ganzen bekommt, und Doctor Kapp, der auch noch eine Zeitlang hier bleibt, Gelegenheit zu geben, daß er meine Zustände noch genauer beurtheilen könne. Er hat mir gerathen, wenn ich nach Hause komme, Spaawasser zu trinken, und ich schreibe deswegen von hier aus an die Mutter, daß sie mir eine Kiste verschreiben läßt: eine Bemühung, die Herr Nicolaus Schmidt, oder sonst ein Freund, gern übernehmen wird.[1]

Nun von dir und deinen Projecten zu reden, so siehst du heraus, daß du mit deiner Lauchstädter Tour auf meine Rückkunft nicht warten kannst. Ich gebe dir also folgenden Rath, daß du das Haus recht gut besorgest und bestellest, dich nach Jemand Soliden umsiehst, der in deiner Abwesenheit hereinzieht und etwa deine Stube und Alcoven bewohnt: denn ich bitte dich inständig, das Haus nicht etwa Augusten und den Mägden allein zu überlassen, weil uns daraus ein großer Verdruß zuwachsen könnte, der allen Spaß verdürbe und eine schlechte Nachkur gäbe.

Da nun die Schauspieler wahrscheinlich nicht lange dieß Jahr in Lauchstädt bleiben, so hinge es von dir ab, die Zeit zu nutzen und, sobald du es für gut fändest, hinzugehen, ohne daß du weiter bey mir anfragtest noch wegen meines Ausbleibens besorgt wärest. Es soll mir sehr angenehm seyn, wenn du dort gute Zeit hast und dich wieder

[1] Frau Rat schreibt am 9. Juli an Christiane: „Mit dem heutigen dato ist Fuhrmann Valentin Fräbel von Schmalkalden mit 50 Bouteillien Spaawasser nach Weimar abgegangen: mein Sohn hat mir von Karls baad aus den Auftrag gegeben Ihm Spaawasser zur Nach Cur zu überschicken welches ich hirmit gethan habe — Gott seegne das Carls baad und das Spaawasser!"

einmal auf alte Weiſe amüſirſt. Seit der Einnahme von Danzig haben wir in unſern Gegenden nicht leicht etwas zu beſorgen, und überhaupt biſt du ja ſo nahe, daß du in einem Tage wieder zu Hauſe ſeyn kannſt. Schreibe mir nur, wenn du weggehſt und wie lange du ohngefähr auszubleiben denkſt. Nur ſtelle Jemand, wie ich ſchon gebeten habe, im Hauſe an, wäre es auch nur, um mich dieſer Sorge zu überheben.

Sonnabend den 27. Juni geht der Herzog von hier ab und ich werde alsdann erſt wieder ein recht einſames und ſtilles Leben führen; auch hoffe ich noch manches zu thun, wenn nur erſt die Trink- und Badekur vorbey iſt und ich mich hier wie auf einem Luſtort vergnüglich aufhalte.

Die Schauſpielergeſellſchaft iſt endlich auch hier angekommen. Wie ſie im Ganzen beſtellt iſt, kannſt da daraus abnehmen, daß in der Camilla unſer alter Spitzeder den Herzog und Madame Weyrauch die Camilla geſpielt hat. Übrigens iſt die Tochter von Spitzeder ein recht hübſches Mädchen geworden, aus der wohl etwas zu machen wäre.[1] Von der Weyhrauchſchen Tochter will ich nicht daſſelbige ſagen.

Die Granaten werden nunmehr glücklich angekommen ſeyn und ich hoffe, ſie ſollen nebſt den Spitzen in Lauchſtädt guten Effekt thun. Auguſt ſoll ein Paar Piſtolen haben. Der Säbel wird ſchwerer zu finden ſeyn. Überhaupt haben ſich die hieſigen Arbeiter gefürchtet, Waffen fertig zu machen, weil ſie dachten, man könne ſie ihnen, beym Ausbruch eines Krieges, ohne viel Complimente wegnehmen. Von den geſchliffenen Glaswaaren bring ich etwas mit, ſowohl für die

[1] An Kirms ſchreibt Goethe am 28.: „Für Spitzeders Tochter iſt es wirklich Schade, denn wenn ſie noch ein Jahr in dieſen Verhältniſſen bleibt, ſo iſt ſie wahrſcheinlich verloren. Hunger und Kummer, keine Anweiſung und keine Uebung, eine ſolche Lage für ein Kind, das wirklich etwas verſpricht, iſt traurig genug, doch iſt nicht daran zu denken, daß man ſie annehme, da alles, was ſie kann und vermag, auch ohne ſie recht gut bey uns geleiſtet wird.“

Tafel als für den Theetiſch. Denn was den letzten betrifft, ſo kannſt du ihn künftigen Winter doch nicht ganz entbehren.

Lebe recht wohl und grüße alle Freunde. Von Lauchſtädt aus kannſt du ſchreiben. Denn über Leipzig kommen die Briefe von dort eher hierher als von Weimar. Lebe recht wohl und gedenke mein.

G.

1163.

An Chriſtiane v. Goethe.

Durch Herrn Regierungsrath Voigt ſchicke ich dir ein Schwänchen zu deiner Reiſe nach Lauchſtädt. Meine Abſicht iſt dabey, daß du dieſe Dinge theils zu eignem Gebrauch verwendeſt, beſonders aber auch, daß du Perſonen, die dir gefällig ſind, einige Artigkeit erzeigen mögeſt. Ich habe deshalb der Kleinigkeiten allerley zuſammengepackt. Das Käſtchen ſelbſt ſollteſt du der Elſermann ſchenken und mit dem Schmuck der falſchen Granaten und des bunten Glaſes die Theaterfreunde ausputzen, auch mit dem Übrigen nach Belieben verfahren.

Auguſten danke für ſeinen Brief, der etwas länger als gewöhnlich ausgefallen iſt, und ſage ihm, daß ein Paar ſehr ſchöne Piſtolen beſtellt ſind. Was aber den Säbel betrifft, ſo haben ſie keinen mit metallener Scheide und wollen, wenn man ſie beſtellte, ſehr hoch hinaus. Auch iſt es eigentlich nur eine Offizierstracht. Die Säbel, unter denen man hier die Auswahl hat, ſind mit damascirten Klingen, die freylich nicht blinken, mit ſchwarzen Scheiden, das Beſchläge polirter Stahl oder vergoldetes Meſſing. Auguſt ſoll mir zunächſt ſeine Meinung darüber ſchreiben, auch was er für ein Gehänge dazu haben will.

Mit eigner Hand ſetze ich noch einige Worte hinzu. Ich befinde mich recht wohl und weil man nach Verordnung des Arztes gar manche Stunde des Tages nichts thun darf; ſo ſchleiche ich in den Boutiquen herum, handle Kleinigkeiten, wovon ich dir einen Transport überſchicke. Wenn du nach Lauchſtedt gehſt; ſo mache es dir recht bequem und vergnüglich, nimm ein hübſches Quartier und ſey überhaupt wegen des Aufwandes nicht ängſtlich, wir wollen ſchon wieder was herbeyſchaffen. Ich bin ſchon fleißig hier geweſen und werde es zunächſt noch mehr ſeyn. Von dem was ich dir überſende behalte für dich was dir Freude macht, das andre verſchencke an Perſonen denen du wohl willſt und die ſich gefällig gegen dich bezeigen. Lebe wohl, gedencke mein wie ich deiner gedencke.

Carlsbad d. 1. Jul. 1807.

Goethe.

1164.

An Chriſtiane v. Goethe.

Deinen Brief vom 8. aus Lauchſtädt erhalte ich heute am 14. Ich will gleich antworten und dieſes Blatt mit der nächſten Poſt fortſchicken, ſo erhältſt du es noch zur rechten Zeit.

Es war mir ſehr erfreulich, daß dich Herr Regierungsrath Voigt noch erreichte und dir das Schwänchen auf die Reiſe mitgeben konnte. Sey nicht zu karg mit dem Inhalt des Käſtchens: denn ich bringe dir noch manches ähnliche mit. Grüße die Elſermann, danke für Ihren Brief und ſag ihr, ſie ſoll an mich denken, wenn ſie ſich im Spiegel beſieht. Ich habe Mühe gehabt, einen ſo klaren hier zu finden, in den gewöhnlichen Käſtchen ſind ſie meiſtentheils ſtreifig.

Genieße deines Aufenthalts in Quchſtädt aufs beſte. Auch habe ich nichts dagegen, wenn du auf einige Zeit nach Leipzig gehen willſt. Was mich betrifft, ſo habe ich keine Luſt hinzugehen. Ich wüßte mir keinen angenehmern und bequemern Aufenthalt als Carlsbad und werde wohl noch eine Zeitlang hier bleiben. Was ſonſt Jena für mich war, ſoll künftig Carlsbad werden. Man kann hier in großer Geſellſchaft und ganz allein ſeyn, wie man will, und alles, was mich intereſſirt und mir Freude macht, kann ich hier finden und treiben. Wohlfeil iſt es auch. Die willkührlichen, außerordentlichen Ausgaben betragen das meiſte.

Sehr ſchönes Glaswerk habe ich angeſchafft, das eigentlich auch nicht theuer iſt; womit du Tafel und Theetiſch zum ſchönſten ausputzen kannſt; und ſonſt iſt auch noch allerley Geld vertändelt worden für Sachen, womit ich aber doch dir und andern einige Freude zu machen hoffe.

Der Herzog iſt noch hier und gedenkt, zu Ende der Woche abzugehen. Vielleicht kann ich durch ſeine Leute etwas nach Weimar bringen.

Mit meinem Befinden geht es ſehr gut, beſonders ſeit acht Tagen. Doctor Kapp von Leipzig und Dr. Mitterbacher von hier haben ſich ſehr viel Mühe gegeben, meine Umſtände zu erforſchen und, nachdem ich die eigentliche Brunnen Cur geendigt, mir eine Arzney verſchrieben, die ganz wunderwürdige Wirkungen gethan hat. Ich befinde mich ſeit den letzten acht Tagen ſo wohl, als ich mich in Jahren nicht befunden habe. Wenn es dauerhaft iſt, ſo wollen wir Carlsbad und die Ärzte loben. Indeſſen trinke ich noch alle Morgen von dem gelindeſten Brunnen einige Becher mit Milch, wobey ich mich den ganzen Tag nach meiner Art beſchäftigen kann. Carl macht ſeine Sache recht ordentlich und auch von dieſer Seite ſind wir beſſer dran als vorm Jahre. Um aller dieſer

Urſachen willen werde ich noch hier verweilen, weil ich nun erſt anfange, recht zu Hauſe zu ſeyn.

Du brauchſt mir deshalb nicht wieder zu ſchreiben, bis du beſtimmen kannſt, wenn du wieder in Weimar ſeyn wirſt. Dieſes melde mir von Lauchſtädt oder von Leipzig aus, weil von dorther die Briefe gar ordentlich ankommen. Ich ſchreibe dir alsdann gleich nach Weimar, damit du erfährſt, wie es mit mir ſteht und was ich weiter vornehme.

Hier wird gezeichnet, geleſen, mineralogiſirt und von Zeit zu Zeit eine Promenade gemacht. Das Wetter iſt ſehr ſchön, faſt zu heiß. Geſtern Abend hatten wir ein ſtarkes Gewitter.

Unter die Menſchen komme ich wenig; nur in ſofern ich bey dem Herzog ſpeiſe und von ihm in die Welt gezogen werde, ſehe ich manchmal verſchiedene Perſonen. In die Comödie komme ich auch nicht mehr. Nur die Wiener Stücke ſind höchſtens auszuhalten. Heute wird Fanchon gegeben; Madame Weyrauch macht das Leyermädchen und Spitzeder den Abbé.

Reſident Reinhard[1] mit ſeiner Familie geht morgen ab, über Dresden, und kommt wahrſcheinlich in einiger Zeit nach Weimar. Sey freundlich gegen ſie, wenn ſie dich beſuchen, und mache ihnen etwa Gelegenheit, Jemand zu ſehen und kennen zu lernen. An ihm wirſt du einen ernſthaften, ſehr verſtändigen und wohlwollenden Mann finden. In wie fern du zu ihr einiges Verhältniß haben kannſt, wird ſich geſchwind zeigen. Sie iſt eine gute Mutter und thätige Gattin, aber beleſen, politiſch und ſchreibſelig; Eigenſchaften,

[1] Karl Fr. v. Reinhard, 1761 in Württemberg geboren, war 1787 als Hauslehrer nach Bordeaux gegangen und hatte Anfang der neunziger Jahre in Paris eine Stellung im Miniſterium des Auswärtigen erhalten; ſpäter war er u. a. Geſandter in den Hanſaſtädten geweſen, in Hamburg hatte er Chriſtine Reimarus geheiratet, deren Brief über das Zuſammentreffen mit Goethe Frommann („Das Frommannſche Haus") mittellt.

die du dir nicht anmaßeſt. Sie kennt Madame Schopenhauer und hofft, auch mit ihr in Weimar zuſammen zu treffen. Mehr wüßte ich jetzt nicht zu ſagen, als daß ich dich erſuche, die Herren Wöchner und die übrige Geſellſchaft zu grüßen. Unſerm berliniſchen Kleeblatt gönne ich deine Ankunft in Lauchſtädt. Aus den Relationen Genaſtens und des Herrn Rath Rochlitz konnte ich ſchon merken, wie es eigentlich mit ihnen ſtand. Es iſt eben auch eine Prüfung, durch die ſie hindurch mußten. Da ſich Madame Beck als Gaſt bey der Geſellſchaft aufhält, ſo kannſt du ja wohl einleiten, daß die Hageſtolzen gegeben werden. Lebe übrigens recht wohl in der Hoffnung eines fröhlichen Wiederſehens.

Abgeſchickt d. 16. Jul. 1807. Goethe.

1165.*

An Chriſtiane v. Goethe.

Deinen Brief, meine Liebe, datirt Lauchſtädt den 14. July, habe ich am 21. erhalten und daraus mit Vergnügen erſehen, daß es dir wohlgeht. Es iſt immer angenehm, an einen Ort wieder zu kommen, wo man in früherer Zeit vergnügt geweſen iſt, in eine Gegend, wo man ſchon Verhältniſſe hat und weiß, wie es daſelbſt beſchaffen iſt. Ich ſende den gegenwärtigen Brief nach Weimar, daß er dich entweder daſelbſt empfange, oder kurz nach dir gleichfalls ankomme.

In meinem Zuſtand hat ſich nichts verändert. Ich befinde mich ſehr wohl und kann nunmehr hoffen, daß es dauern werde; wobey es nur darauf ankommen wird, in wiefern ich mich der Ordnung gemäß halten kann, von der ich nun einmal weiß, daß ſie mir convenirt . . .

Da wir ſo unerwartet Friede haben, der ſich wohl ſo bald noch nicht hoffen ließ, ſo wollen wir auf eine zwar

ſtille und beſcheidene, aber um deſto gemüthlichere Art unſeres Lebens den nächſten Winter genießen. Richte dich darauf ein, daß wir unſere alte Gaſtfreyheit fortſetzen können. Für hübſches Geſchirr, Tafel und Theetiſch auszuputzen, iſt geſorgt. Auch bringe ich dir eine ſilberne Thee- und Milchkanne mit, zu der ich zufälligerweiſe, ohne ſonderliche Koſten, gekommen bin. Der Herzog nemlich, als er wegging, verehrte mir einen Caminaufſatz von Bronce, der für jemand anders beſtimmt geweſen war, und zuletzt beym Umtauſch der Geſchenke ſtehen blieb. Dieſen vertauſchte ich mit geringer Aufzahlung gegen jene Geſchirre, die dir Vergnügen machen werden. Die Kette iſt auch fertig und ſieht ſehr ſchön aus. Wenn ich Gelegenheit wüßte, ſchickte ich ſie zum Geburtstag. Doch wird ſie dir auch ſpäter Vergnügen machen.

Die Glaswaaren will ich einpacken laſſen und mit dem Poſtwagen fortſchicken. Ich adreſſire ſie an Herrn von Hendrich, der ſie dir hinüberſpediren wird. Die wunderlichen Salzfäſſer werden dir beſonders gefallen.

Die Piſtolen für Auguſt ſind auch angeſchafft und ſo hätte ich denn ziemlich beyſammen, was ich mitbringen oder ſchicken wollte. Ich wünſche, daß wir uns deſſen zuſammen erfreuen mögen.

Daß du mit der Theaterwelt, der alten und jungen, in Verbindung biſt und bleibſt, iſt mir ſehr angenehm. Ich weiß recht gut, daß alle Händel, die in dieſem Zirkel entſtehen, gar leicht vermieden, oder wenigſtens viel ſchneller abgethan werden könnten, als gewöhnlich geſchieht. Wenn ich zurückkomme, werde ich die Sache auf meine alte Weiſe behandeln. Du kannſt alle von mir grüßen und ihnen ſagen, daß ich nur wünſche, meine Geſundheit möge auch dieſen Winter dauerhaft bleiben, damit ich mich wieder einmal recht ernſthaft und anhaltend einer Anſtalt annehmen könne, die ſo weit gediehen iſt, daß es uns denn doch nicht leicht

Jemand nachmachen wird. Grüße alles zum ſchönſten und danke deinem Bruder für die Briefe, die er mir geſchrieben, und laß mich erfahren, wie es dir in der letzten Hälfte des July ergangen . . .

Carlsbad den 27. Julius 1807. G.

1166.

An Zelter.

Intereſſante Menſchen von ſehr verſchiedener Art habe ich kennen lernen, unter welchen der Franzöſiſche Reſident Reinhard, der zuletzt in Jaſſy geſtanden und deſſen Schickſale Ihnen gewiß im ganzen bekannt ſind, wohl den erſten Platz einnimmt. Übrigens lebe ich denn doch ſehr einſam: denn in der Welt kommen einem nichts als Jeremiaden entgegen, die, ob ſie gleich von großen Übeln veranlaßt werden, doch, wie man ſie in der Geſellſchaft hört, nur als hohle Phraſen erſcheinen. Wenn Jemand ſich über das beklagt, was er und ſeine Umgebung gelitten, was er verloren hat und zu verlieren fürchtet, das hör' ich mit Theilnahme und ſpreche gern darüber und tröſte gern. Wenn aber die Menſchen über ein Ganzes jammern, das verloren ſeyn ſoll, das denn doch in Deutſchland kein Menſch ſein Lebtag geſehen, noch viel weniger ſich darum bekümmert hat; ſo muß ich meine Ungeduld verbergen, um nicht unhöflich zu werden, oder als Egoiſt zu erſcheinen. Wie geſagt, wenn jemand ſeine verlorenen Pfründen, ſeine geſtörte Carriere ſchmerzlich empfindet, ſo wäre es unmenſchlich, nicht mitzufühlen; wenn er aber glaubt, daß der Welt auch nur im mindeſten etwas dadurch verloren geht, ſo kann ich unmöglich mit einſtimmen.

Sagen Sie mir, mein Lieber, wie es mit Ihnen geworden ist. Ich habe tausendmal an Sie gedacht und an das, was Sie als Privatmann geleistet haben, ohne von Seiten der Reichen und Mächtigen unterstützt oder sonderlich aufgemuntert zu werden. Vielleicht ist das, was wir bey der politischen Veränderung am meisten zu bedauern haben, hauptsächlich dieses, daß Deutschland, und besonders das nördliche, in seiner alten Verfassung den Einzelnen zuließ, sich so weit auszubilden als möglich, und Jedem erlaubte, nach seiner Art beliebig das Recht zu thun, ohne daß jedoch das Ganze jemals eine sonderliche Theilnahme daran bewiesen hätte.

Diesen allgemeinen Reflexionen, welche freylich nicht zulänglich sind, und die ich wohl einmal mit Ihnen mündlich weiter ausführen möchte, füge ich eine besondere Bitte hinzu, um deren baldige Gewährung ich Sie freundlichst ersuche.

Ob wir gleich Stimmen und Instrumente in Weimar haben, und ich noch dazu der Vorgesetzte solcher Anstalten bin; so habe ich doch niemals zu einem musikalischen Genuß in einer gewissen Folge gelangen können, weil die garstigen Lebens- und Theaterverhältnisse immer das Höhere aufheben, um dessentwillen sie allein dasind oder daseyn sollten. Nun haben wir von Schleswig wieder ein paar neue Leute, einen sehr guten Tenor und eine Art von Correpetitor bekommen, die ich noch nicht persönlich kenne, die aber gute und verständige Leute zu seyn scheinen.

Mit der Oper, wie sie bey uns zusammengesetzt ist, mag ich mich nicht abgeben, besonders weil ich diesen musikalischen Dingen nicht auf den Grund sehe. Ich möchte daher das Seculum sich selbst überlassen und mich ins Heilige zurückziehen. Da möchte ich nun alle Woche einmal bey mir mehrstimmige geistliche Gesänge aufführen lassen, im Sinne Ihrer Anstalt, obgleich nur als den fernsten Abglanz

derſelben. Helfen Sie mir dazu und ſenden mir vierſtimmige nicht zu ſchwere Geſänge, ſchon in Stimmen ausgeſchrieben. Ich erſetze die Auslagen mit Dank. Zeigen Sie mir an, ob man im Notendruck, oder geſtochen, dergleichen findet. Auch Canons und was Sie zu dem Zwecke nützlich halten. Sie ſollen immer in unſerer Mitte ſeyn, geiſtig, und herzlich willkommen, wenn Sie perſönlich erſcheinen möchten. Schreiben Sie mir ein Wort hierher, denn ich bleibe noch 4 Wochen hier, und ſchicken mir ein Paket nach Weimar, damit ich gleich anfangen kann, wenn ich nach Hauſe komme. Leben Sie recht wohl und bleiben meiner dauernden Freundſchaft gewiß.

Carlsbad, den 27. July 1807. G.

1167.

An Rochlitz.

Ew. Wohlgeboren

haben mir durch Ihr letztes Schreiben abermals viel Vergnügen gemacht. Es war mir ſehr erwünſcht, zu hören, daß unſer Theater ſich ſeine Freunde in Leipzig erhält und ſeinen Gönnern daſelbſt keine Schande macht.

Ich will gern geſtehen, daß mir dieſe Sache ſehr am Herzen lag. Ich habe ſeit ſo vielen Jahren an dieſe Anſtalt viel Zeit und Aufmerkſamkeit und viele, wenigſtens nicht im Augenblick gedankte, Mühe verwendet. Wie viel muß es mir daher werth ſeyn, daß wir an einem dritten und ſo bedeutenden Orte anerkannt und gebilligt werden. Was mich in Ihrem erſten ſowohl als letzten Briefe beſonders erfreut hat, war dieſes Abſondern des Guten vom Beſſern, das höhere Behagen am Vorzüglichen und das Dulden des

Erträglichen. Die große Maſſe, weiß ich wohl, wird durch Vorurtheile regiert. Leider gehören aber gar zu viele zur großen Maſſe, und ein motivirtes Urtheil, das den Künſtler vom Künſtler, ja in verſchiedenen Augenblicken von ſich ſelbſt unterſcheidet, iſt ſehr ſelten.

Doch muß man gegen die Menge billig ſeyn. Sie bildet ſich doch auch nach und nach und wird für manches empfänglich, was ſonſt gar weit von ihr abſtand.

Daß meine eigenen Sachen gut gegeben worden und eine freundliche Aufnahme gefunden,[1] iſt mir ſehr angenehm. Die lange Zeit, die ich mich gedulden mußte, bis ſie zu einer ſolchen Erſcheinung gelangen konnten, hat mich nicht unempfindlicher gegen den Beyfall gemacht, und ich kann wohl ſagen, daß ich es mit Rührung vernehme, wenn ich höre, daß die Mitſchuldigen, die ich vor beynahe 40 Jahren in Leipzig ſchrieb, und die neueren Sachen, in die ich die Reſultate meines Lebens zuſammengedrängt habe, in ſinnlicher Gegenwart auf ein größeres Publicum wirkſam geweſen.

Haben Sie die Güte, unſere Geſellſchaft auch bey der Rückkehr freundlich zu empfangen und zu fördern, und mir am Schluſſe der ſämmtlichen Vorſtellungen noch ein Wort zu ſagen, das mich aufrege, nächſten Winter aufs neue für dieſe Anſtalt thätig zu werden.

Fahren Sie fort, meiner mit Neigung zu gedenken, und grüßen die Wohlwollenden.

Carlsbad, den 27. July 1807.

Goethe.

---

[1] Rochlitz hatte geſchrieben: „Ihre Werke blieben die, wodurch ſich die Geſellſchaft am vortheilhafteſten zeigte und an welchen auch das hieſige Publikum den lebhafteſten, ja einen Antheil nahm, der wie es ſeyn muß, immer zunahm.“

1168.

An Chriſtiane v. Goethe.

Dein Brief vom zweyten Auguſt hat mir viel Vergnügen gemacht, indem ich durch denſelben erfuhr, daß du wieder glücklich nach Hauſe gelangt biſt und alles in gutem Zuſtande angetroffen haſt.

Am 31. July ſchickte ich durch einen Boten einen Brief an Auguſt, worin ein Stückchen Spitze für dich lag; ferner gab ich demſelben Boten ein Päckchen mit, worin zwey Salzfäſſer nach der allerneuſten Mode befindlich waren. Ich hoffe, dieſe Sendung iſt glücklich angekommen, ſo wie du wohl nun auch einen weitläuftigen Brief vom 27. July, den ich nach Lauchſtädt ſchickte, nunmehr wirſt erhalten haben. Denn aus deinem Briefe kann ich nicht vermuthen, daß er dir noch in Lauchſtädt zugekommen ſey. Erkundige dich darnach, denn es wäre mir unangenehm, wenn er verloren gegangen.

Wir haben hier noch immer das ſchönſte Wetter und mein Befinden iſt auch ganz gut. Ich kann mich ſehr in Acht nehmen und auf mich Acht geben; welches jetzt die Hauptſache iſt, damit ich ſehe, wo es hinauswill und was ich von der Folge zu hoffen habe. Nun möchte ich aber auch Auguſten einen Spaß machen, und der ſollte darin beſtehen. Den 19. oder 20. dieſes geht von Jena eine Kutſche leer hieher, welche die Herren Fernow und Schütz abholen ſoll. Herr Frommann hat die Beſtellung davon. Nun wünſchte ich, daß Auguſt mit dieſer Kutſche herführe. Fernow und Schütz gehen den 24. von hier ab, und ich würde durch ſie den Wagen beſtellen laſſen, der mich abholen ſoll. Auguſt bliebe alsdann etwa 8 Tage bey mir und wir wären zuſammen Anfangs September in Weimar. Du giebſt ihm etwa 20 Thaler in Kopfſtücken mit, die er

bey ſeinen 3 Nachtlagern nicht braucht. Es verſteht ſich, daß Herr Frommann, da der Kutſcher ohnedem leer herfahren müßte, einen leidlichen Accord macht, daß Auguſt für eine Kleinigkeit herkommt, wie man ſonſt nur für ein Trinkgeld an die Kutſcher eine Retour Chaiſe haben kann; wie ich dieſes auch in einem beyliegenden Briefe an Herrn Frommann ausgedrückt habe.

Findet alſo Auguſt Vergnügen an dieſer Reiſe, ſo mag er beyliegenden Brief abſchicken, oder mag hinüberreiten und mündlich die Sache abthun. Das gegenwärtige Blatt nimmt Frau Stallmeiſter Böhme mit und du kannſt es Freytag früh erhalten. Da ſind noch immer 6 bis 7 Tage, ehe die Jenaiſche Fuhre abgeht. Auguſt ſoll nicht viel mitnehmen, aber doch Schuhe und Strümpfe und einen ſaubern Rock, daß er ſich kann in ehrbarer Geſellſchaft ſehen laſſen. Sollte er jedoch von ſeiner Thüringer-Waldreiſe noch nicht zurück ſeyn oder ſonſt ſich eine Urſache finden, warum Ihr ſeine Reiſe hierher nicht für räthlich hieltet, ſo iſt das Ganze nur ein Vorſchlag und keine Ordre; und er kann ſich dieſen Spaß aufs nächſte Jahr verſparen.

In einigen Tagen ſende ich einen Kaſten ab mit Glaswaaren, auf welchen oben Bücher gepackt ſind. Wenn er ankommt, ſo packe ihn ſorgfältig aus. Ich wünſche, daß alles ganz ſeyn möge, beſonders die vorzüglich ſchönen Salatſchalen. Die Einladungen nach Wien reißen gar nicht ab, auch nach andern Gegenden in Böhmen. Ich kann mich aber nicht entſchließen, meine hieſige Ruhe mit einem andern Aufenthalte als mit Weimar zu vertauſchen. Eben ſowenig möchte ich jetzt nach Leipzig; doch iſt mir's ſehr angenehm, daß du dir daſelbſt gute Bekannten verſchafft haſt, und daß es dir überhaupt von der geſelligen Seite in Lauchſtädt wohl gegangen iſt. — Auguſt muß nicht vergeſſen, ſich einen Regierungs-Paß geben zu laſſen, worin

ausdrücklich vermerkt ist, daß er nach Carlsbad gehe, um die Cur zu brauchen. Ferner könnte er die Kofferdecke mitbringen, die bey allenfalls einfallendem Regenwetter immer ein nützliches Reisegeräth ist. Auch soll er uns drey Bouteillen rothen Wein mitbringen, damit wir auch wieder einmal etwas von jener Sorte genießen; dagegen wollen wir sie mit Melnicker angefüllt wieder zurückbringen. Weiter wüßt' ich nichts hinzuzusetzen als ein Lebewohl dir und allen Freunden.

Carlsbad den 10. August 1807. G.

Noch ein Paar Worte von eigner Hand um dir zu sagen daß mich herzlich verlangt wieder bey dir zu seyn, und daß ich mich indessen freue Augusten hier zu sehen. Mir ist daran gelegen ihn einige Zeit allein um mich zu haben, daß ich nur wieder einmal sehe wo es mit ihm hinaus will. Riemer geht vielleicht mit Fernow zurück und wir andern folgen bald.

Was deine Ausgaben betrifft; so mache sie nach deiner Überzeugung ich billige alles. Ich habe mir etwas von Leipzig kommen lassen, weil ich manches kaufte.

Übrigens bin ich fleißig gewesen, habe viel dictirt[1] und bringe gewiß für das Doppelte meiner Ausgaben Manuscript zurück, an Romanen und kleinen Erzählungen. Auch darüber habe ich mir Plane gemacht. Wie mir denn überhaupt meine hiesige Einsamkeit manchen guten Gedancken zugeführt hat.

Ich lege abermals ein Endchen Spitze bey, daß ja keine Sendung ohne eine kleine Gabe komme. Lebe recht wohl, liebe mich und bereite mir einen geselligen Winter.

d. 10. Aug. 1807. G.

[1] Einige der kleinen, später in „Wilhelm Meisters Wanderjahre" aufgenommenen Erzählungen.

1169.

An Chriſtiane v. Goethe.

Carlsbad d. 23. Auguſt 1807.

Auguſt iſt glücklich angekommen und freut und verwundert ſich an den ſeltſamen Felſen, warmen Quellen und dergleichen, daß er ſogar gleich angefangen hat, zu zeichnen und zu illuminiren, wobey er, wie es im Anfang geht, wo man noch nichts kann, große Freude hat.

Es iſt höchſt nöthig, daß du übers Jahr, wenigſtens auf eine Zeit, auch mit hergehſt, damit du wenigſtens weißt, wovon die Rede iſt, weil das ganze Carlsbader Weſen gar nicht beſchrieben werden kann. Auguſten ſchmeckt der Melnicker vortrefflich. Es iſt ſo ein Waſſerweinchen, das leicht hinunterſchleicht und von dem man viel trinken kann. Wir haben ihm den Spaß gemacht, daß eine Harfenfrau, als wir bey Tiſche ſaßen, das famoſe Lied: „Es kann ja nicht immer ſo bleiben" zu ſingen anfing, und was dergleichen Späße mehr ſind. Übrigens aber iſt es ſo leer hier, daß in den Sälen Abends kein Kronleuchter mehr angezündet wird und alle geſelligen Vergnügungen aufhören. Die Natur iſt aber ſo ſchön, das Wetter ſo gut und die Umgebung ſo ruhig, daß ich wohl noch gern ein Bischen hier bleiben mag. Ich habe den Kutſcher beſtellt, daß er den 5. September wieder hier ſeyn ſoll, ſo daß wir den ſiebenten nach Jena abgingen, und alſo in drey bis vier Tagen daſelbſt wären; da du denn bald nähere Nachricht haben ſollteſt. Von einem Fall, der jedoch nicht wahrſcheinlich iſt, will ich zugleich ſprechen. Es wäre nicht unmöglich, daß ich nach Töplitz ginge, da denn meine Begleiter allein nach Weimar zurückkehren würden. Ich habe zwar gar keinen eigentlichen

Trieb dazu; aber der Herzog hat hier mündlich, und jetzt wieder ſchriftlich, dergeſtalt darauf inſiſtirt, daß ich ihn dort beſuchen ſoll, daß ich noch nicht weiß, ob ich ablehnen kann und werde. Hiervon ſagſt du Niemandem nichts; ich ſage aber nur gern das Mögliche, ja das Unwahrſcheinliche voraus, damit es dir nicht einen unangenehmen Eindruck mache, wenn du etwa den Wagen ohne mich zurückkehren ſiehſt. Denn auf der Poſt mag ich gar nicht nach Weimar ſchreiben, weil die Briefe gar zu lange ausbleiben.

Ich wüßte nun weiter nichts zu ſagen. Erſt wollte ich Herrn Fernow einiges an dich mitgeben; ich will es aber lieber ſelbſt bringen. Ich befinde mich ganz leidlich, wenn ich von einem Tage zum andern mein Weſen treiben kann; aber zu irgend etwas außerordentlichem, wo ich nicht ganz mein eigner Herr bin, mag ich mich nicht entſchließen. Lebe recht wohl.

G.

Ein Stück Spitzen folgt doch.

1170.*

An Carl Friedrich v. Reinhard.

Carlsbad, den 28. Auguſt 1807.

Ihren Brief von Dresden, mein verehrter Freund, erwartete ich mit Ungeduld. Nun iſt es mir höchſt erfreulich, zu wiſſen, daß Sie in eine Lage verſetzt ſind, in der Sie Ihre nächſten Wünſche befriedigen können, ohne die ferneren aufzugeben. Weiß ich Sie nur einmal als Präfect, ſo mache ich einen Reiſeplan, Sie zu beſuchen, dem Departement zu gratuliren und Ihnen zu einer ſchönen und weiter führenden Thätigkeit Glück zu wünſchen.

Die Äußerungen des deutschen Großpapas und des französischen Juvenils[1] haben den Vorsatz, dasjenige, was ich zu sagen habe, geschwind aufs Papier zu bringen, in mir aufs neue belebt. Mit sich selbst und mit wenigen einig zu werden, ist ein sehr stolzer Wunsch, und also will ich schon zufrieden seyn, wenn er mir im Leben nur einigermaßen in Erfüllung geht. Auf die Nachkommen muß man doch auch etwas rechnen.

Die Redensweise des guten alten Herren ist gerade die, die mich in meiner Jugend aus den philosophischen Schulen vertrieb und zu dem Huronischen Zustand hindrängte, in dem ich mich noch befinde. Lassen Sie uns auch bey unserm Übrigens[2] verharren, denn ich mag wohl hinzufügen: Übrigens freue ich mich recht sehr darauf, Ihnen bald wieder etwas zu schicken . . .

Daß Sie den Tasso in Leipzig gesehen, ist mir sehr erwünscht. Sie haben dadurch ein Resultat gar vieler Bemühungen und Anstrengungen kennen lernen; und da die dramatische Kunst doch eigentlich nur ins Wasser schreibt, so ist es mir desto tröstlicher, daß sich diese Züge in Ihren richtigen Sinn und in Ihr theilnehmendes Herz einprägen konnten.

Indessen hat das mir so freundlich verehrte schöne Kästchen[3] sich gegen mich als eine Pandorenbüchse in gutem Sinne verhalten. Die Werke des Lafontaine, die alten und neuen Romane haben mich sehr unterhalten und aufgeregt. Besonders aber setzte mich Montesquieu in Erstaunen. Die ganze Geschichte unserer Zeit steht buchstäblich in seinem Werke. So finden die Ärzte schon im Hippokrates diejenigen

---

[1] Reinhard hatte Aeußerungen seines Schwiegervaters Reimarus und eines jungen Sekretärs Talleyrands über die Farbenlehre Goethe mitgeteilt.

[2] Mit diesem Worte hatte Reimarus sein Urteil über die Farbenlehre begonnen.

[3] Eine französische Reisebibliothek enthaltend.

Krankheiten genau beſchrieben, an denen ſie ihre Patienten immerfort ſterben laſſen.

In Ihrem Urtheil über Corinna[1] hat mich Ihr treffender Geradſinn abermals ſehr gefreut. Sie laſſen ihr vollkommen Gerechtigkeit widerfahren, und das, was Sie tadeln, möchte ich nicht in Schutz nehmen. Nur geſtehe ich gern, daß ich gegen dieſes Werk wie gegen alles Hervorgebrachte nachſichtiger und ſchonender verfahre, indem ſchon Talent erfordert wird, auch das, was nicht recht iſt, hervorzubringen. Und ſo verſchmelzen ſich vor meiner Anſicht die Fehler ins Gute, wie es ja bey Betrachtung der Individuen auch der Fall iſt, an denen wir immer zu loben und zu tadeln finden, und die wir zuletzt doch lieben müſſen. Die Syntheſe der Neigung iſt es eigentlich, die alles lebendig macht.

Ihr Brief aus Weimar iſt mir nun auch zugekommen und hat mir große Freude verurſacht. Wir können es als eine gute Vorbedeutung unſeres künftigen Verhältniſſes anſehen, daß Ihnen unſere Zuſtände ſo klar geworden ſind, daß die Perſonen in Weimar meiſt beyſammen waren, die unſer Daſeyn ausmachen. Bald darauf ſind mehrere verreiſt, und ſpäter würden Sie das Local ſehr leer gefunden haben. Auch unſern Weimaranern wünſch' ich Glück zu der Bekanntſchaft eines Mannes, den ich ſo ſehr ſchätze und von dem ich ſo oft werde zu reden und zu erzählen haben. Wohl iſt jetzt eine Zeit, da man ſich an wechſelſeitigem Andenken und Zutrauen theilnehmend und hoffend aufrecht erhalten muß.

Daß Ihnen meine Wohnung und die Meinigen bekannt und lieb geworden, iſt mir beſonders erfreulich, weil mich Ihre Einbildungskraft nicht immer in den drey Mohren[2] aufzuſuchen braucht. Wenn Sie am Rheine glücklich angelangt

---

[1] „Corinna" von Frau v. Staël war vor kurzem erſchienen.

[2] Goethes Carlsbader Wohnung.

ſind, ſo erſuche ich Sie um eine Beſchreibung, oder noch lieber um eine Zeichnung Ihrer Wohnung und der umliegenden Gegend, damit ich die Erinnerung früherer Zeiten wieder auffriſchen und mich im Geiſte zu Ihnen in das ſchöne heitre Land begeben könne. Der herrliche Nachſommer und Herbſt muß ſich am Main und Rhein unendlich ſchön zeigen.

Ich ſchließe meinen Brief mit einer Betrachtung, die eine Stelle des Ihrigen rege macht. Der böſe Wille, der den Ruf eines bedeutenden Menſchen gern vernichten möchte, bringt ſehr oft das Entgegengeſetzte ſeiner Abſicht hervor. Er macht die Welt aufmerkſam auf eine Perſönlichkeit, und da die Welt wo nicht gerecht, doch wenigſtens gleichgültig iſt, ſo läßt ſie ſichs gefallen, nach und nach die guten Eigenſchaften desjenigen gewahr zu werden, den man ihr auf das ſchlimmſte zu zeigen Luſt hatte. Ja es iſt ſogar im Publicum ein Geiſt des Widerſpruchs, der ſich dem Tadel wie dem Lobe entgegenſetzt, und im Ganzen braucht man nur nach Möglichkeit zu ſeyn, um gelegentlich zu ſeinem Vortheil zu erſcheinen; wobey es denn freylich hauptſächlich darauf ankommt, daß die Augenblicke nicht allzu kritiſch werden und der böſe Wille nicht die Oberhand habe zur Zeit, wo er vernichten kann.

Verzeihen Sie die Wiederholung einer Betrachtung, die Sie ſchon ſelbſt gemacht haben. Wir hören aber doch auch wohl gern dasjenige, wovon wir überzeugt ſind, von einem Fremden wiederholen . . .

G.

1171.

An Adam Heinrich Müller.[1]

Carlsbad, den 28. Auguſt 1807.

Indem ich Ihnen, mein wertheſter Herr Müller, Ihre Vorleſungen zurückſchicke, möchte ich dieſe Hefte gern mit etwas Freundlichem und etwas Bedeutendem begleiten. Das erſte wird mir leicht, das zweyte im gegenwärtigen Augenblicke ſchwer; doch können Sie ja ſelbſt wiſſen, was ich Ihnen auf beyde Weiſe zu ſagen hätte. Der Schauſpieler fühlt nicht lebhafter, daß er eines wohlwollenden Zuſchauers bedarf, als wenn er eben abtreten will, der Dichter, wenn das Stück zu Ende geht; und ſo will ich gern bekennen, daß es mich ſehr freut, an Ihnen einen wohlwollend Theilnehmenden zu wiſſen und zu hinterlaſſen. Die Welt thut ihr Möglichſtes, uns gegen Lob und Tadel gleichgültig zu machen; aber es gelingt ihr denn doch nicht, und wir kehren, wenn wir günſtige und zugleich im Ganzen mit unſern Überzeugungen zuſammentreffende Urtheile vernehmen, immer gar zu gern aus unſerer Reſignation zum Genuß zurück.

Über Amphitryon[2] habe ich Manches mit Herrn von Gentz geſprochen; aber es iſt durchaus ſchwer, genau das rechte Wort zu finden. Nach meiner Einſicht ſcheiden ſich Antikes und Modernes auf dieſem Wege mehr, als daß ſie ſich vereinigten. Wenn man die beyden entgegengeſetzten Enden eines lebendigen Weſens durch Contorſion zuſammenbringt, ſo giebt das noch keine neue Art von Organiſation; es iſt allenfalls nur ein wunderliches Symbol, wie die Schlange, die ſich in den Schwanz beißt.

[1] Geboren 1779 in Berlin, ſeit 1805 in Dresden ſchriftſtelleriſch thätig, hatte Goethe ſeine Vorleſungen über dramatiſche Poeſie im Manuſkript geſandt. Im Jahre darauf verband er ſich mit Kleiſt zur Herausgabe des „Phöbus“.

[2] Von Kleiſt.

Der zerbrochene Krug hat außerordentliche Verdienste, und die ganze Darstellung bringt sich mit gewaltsamer Gegenwart auf. Nur schade, daß das Stück auch wieder dem unsichtbaren Theater angehört. Das Talent des Verfassers, so lebendig er auch darzustellen vermag, neigt sich doch mehr gegen das Dialektische hin; wie er es denn selbst in dieser stationären Proceßform auf das wunderbarste manifestirt hat. Könnte er mit eben dem Naturell und Geschick eine wirklich dramatische Aufgabe lösen und eine Handlung vor unsern Augen und Sinnen sich entfalten lassen, wie er hier eine vergangene sich nach und nach enthüllen läßt, so würde es für das deutsche Theater ein großes Geschenk seyn. Das Manuskript will ich mit nach Weimar nehmen, in Hoffnung Ihrer Erlaubniß, und sehen, ob etwa ein Versuch der Vorstellung zu machen sey.[1] Zum Richter Adam haben wir einen vollkommen passenden Schauspieler, und auf diese Rolle kommt es vorzüglich an. Die andern sind eher zu besetzen.

Mögen Sie mir künftig von sich oder von Andern manchmal etwas mittheilen, so soll es mir immer sehr angenehm seyn. Und nun noch einen Wunsch. Wenn Sie Ihre Betrachtungen, was in der deutschen Literatur geschehen, geschlossen haben, so wünschte ich, Sie bildeten uns auch eine Geschichte heraus, wie in der deutschen Literatur gedacht und geurtheilt worden. Wir stehen jetzt auf einem Punkte, wo sich das auch mit einer gewissen Freyheit übersehen läßt, und beydes hängt gar genau zusammen, weil doch auch die Hervorbringenden wieder urtheilen, und dieses Urtheil wieder ein Hervorbringen veranlaßt.

Verzeihen Sie, wenn ich in einem Briefe verfahre, wie man es im Gespräch eher thun darf, und füllen Sie die

[1] Kleists „Zerbrochener Krug“ wurde am 2. März 1808 in Weimar gegeben; eine Wiederholung hat unter Goethes Direktion nicht stattgefunden.

Lücken aus, die zwiſchen dem, was ich geſagt habe geblieben ſind.

Die Bekanntſchaft des Herrn von Haza,[1] der das Gegenwärtige mitzunehmen die Gefälligkeit hat, iſt mir ſehr angenehm geweſen. Ich wünſche recht wohl zu leben und manchmal von Ihnen zu hören. G.

1172.

An Zelter.

Sie ſind ein trefflicher Freund! Wie ich nach Hauſe kam, fand ich die Geſänge, und ſchon iſt der Anfang zur kleinen Singſchule gemacht. Wir werden nach und nach die Sänger des Theaters und unſere Choriſten herbeyziehen, auch Perſonen aus der Stadt, und ſehen, wie weit wir kommen. Hübſchen Raum haben wir im Theaterſaal.

Ihre abermalige Einladung macht mir das Herz ſchwer. Daß ich Ihre Anſtalt nicht ſchon habe kennen lernen, iſt unerlaubt; aber ich habe ſchon ſeit mehreren Jahren ein gewiſſes Kleben am Wohnort, das vorzüglich daraus entſpringt, weil in mir noch ſo viel aufgeregtes und doch unausgebildetes liegt. Da habe ich das ganze Jahr zu thun, um nur hie und da ins Klare zu kommen, meine Geſundheits- und die Zeitumſtände nicht mitgerechnet. Doch würden mich dieſe ohne jenes weniger abhalten. Aber ich fürchte mich, wenn man es genau beſieht, vor neuen Einwirkungen und Aufregungen, und entbehre daher mit Willen manchen Genuß.

Der Beyfall, den unſer Theater in Leipzig erhalten, macht mir Luſt und Muth, mich der Sache dieſen Winter

[1] Der Müllers Manuſkript überbracht hatte.

wieder lebhaft anzunehmen. Wir ſind bey dieſer Gelegenheit für unſer Ausdauern belohnt worden, und wollen mit Zutrauen und Hoffnung auf dem alten Wege fortgehen; und ſo kann auch die niederträchtigſte, detractive Oppoſition, wie wir ſie früher von Berlin her erfahren müſſen, nichts ausrichten.

Auch iſt mir Ihre Ausdauer, mein werther Freund, immer vor Augen. Nur iſt freylich zu fürchten, daß, wenn Sie nach Italien gehen, der herrliche Bund ſo vieler Jahre ſich auflöſen werde. Natürlich und luſtig iſt es, daß ſich Ihre Samenkörner ſo weit und breit herum und auch an die Theetiſche diſſeminirt haben. Schaffen Sie mir doch ja von ſolchen Geſangweifen: denn dieſe möchten gerade für unſern Schnabel gerecht ſeyn.

Von dem, was ich ſonſt thue und treibe, ſchweig' ich und hoffe bald von meinem ſtillen Fleiße einige Früchte mittheilen zu können. Leben Sie recht wohl und ſenden mir manchmal auch ein Lied. Auch ſolcher kleinen Productionen würde ich jetzt eher genießen können, beſonders wenn Sie ein leichtes Accompagnement für die Guitarre dazu ſetzen wollten, deren ich jetzt mehrere um mich habe.

Weimar den 15. September 1807.

1173.

An F. H. Jacobi.

Von deiner Rede[1] hatte ich ſchon in Carlsbad gehört und mir ſie zu leſen gewünſcht. Deſto erfreulicher war es, durch deine Sorgfalt ſie bey meiner Rückkunft in Weimar zu finden.

[1] „Ueber gelehrte Geſellſchaften, deren Geiſt und Zweck", die Jacobi als Präſident der Akademie in München am 27. Juli gehalten hatte.

Wir ſind dir alle, beſonders aber wir andern in den beſorgten proteſtantiſchen Ländern, großen Dank ſchuldig, daß du dieſe wichtigen Angelegenheiten ſo tüchtig und mächtig zur Sprache brachteſt und dich zu der Großmeiſterſtelle deines academiſchen Ordens durch einen Kampf mit den ſchlimmſten Ungeheuern legitimiren wollteſt.

Soll ich nun, wie es ſich unter uns ziemt, über die Ausführung meine Gedanken ſagen; ſo iſt dir der Anfang weniger geglückt als die Folge und das Ende. Im Streite gegen die Philiſter und Nützlichkeitsforderer biſt du zu bitter und mitunter ungerecht. Aus Leidenſchaft verwickelſt du dich in Tropen und Gleichniſſe, die nicht deutlich werden, ob wir andern gleich, die deines Sinnes ſind, alles recht gut verſtehen und dir beyſtimmen. Freylich kann ich begreifen, daß dir dieſes Geſchlecht den Kopf ſehr warm machen muß. Leid' ich doch als Poet und Künſtler ſchon ſo lange Zeit von ihnen. Sie ſind aber Legion, und man muß ſie gewähren laſſen, allenfalls nur ſie hänſeln, wie ichs von Zeit zu Zeit auch gethan habe. Würdeſt du dich wohl über Kinder ärgern, die lieber in einem Kirſchgarten herumnaſchen, wo ihnen die Beeren ins Maul hängen, als in einem jungen Fichtendickicht ſpazieren, das erſt in hundert Jahren Enkeln und Urenkeln Vortheil und Freude bringen ſoll?

Deſto vollkommener iſt dir, wie mich dünkt, alles übrige, ja der Hauptſieg gelungen, und man darf wohl ſagen, daß du dich aufs vortrefflichſte gehalten haſt. Dieſes dein Heft, und der ſonderbare Artikel im Mercure de France vom 15. Auguſt können uns wieder einigermaßen über unſere Zukunft beruhigen. Führe nur fort, was du ſo glücklich angefangen haſt. Gebe dir der Himmel leidliche Geſundheit und langes Leben, um dein Vorgeſetztes recht zu gründen und auszuführen.

Von dem, was ich thue, ist nicht gut reden. Ich spinne meine alten Fäden langmüthig fort und hie und da wird ein neuer angeknüpft. Schenke dem, was etwa öffentlich davon erscheint, deine Aufmerksamkeit.

Viele Grüße von mir und den Meinigen an dich und deine Schwestern. Sende mir doch von Zeit zu Zeit etwas mittheilbares aus deinen Acten. Lebe wohl und liebe mich wie von jeher.

Weimar den 16. September 1807. Goethe.

1174.

An Rochlitz.

So ist denn unser theatralisches Unternehmen in Leipzig glücklich vollendet, mit Ehre und Vortheil belohnt, und was mir gleich lieb ist, ich sehe unsre Schauspieler nach dieser Epoche froher, williger, thätiger, und hoffe sowohl für uns einen unterhaltenden Winter als auch künftig für Leipzig eine neubelebte Sommerunterhaltung. Denn wir haben mancherley artige und mitunter seltsame Dinge vor uns, an denen wir uns zu üben gedenken.

Haben Sie, mein werthester Herr Rath, den besten Dank für Ihren freundlichen Antheil. Ich weiß die stille geräuschlose Behandlungsart recht gut zu schätzen, mit der Sie den unsrigen nachzuhelfen wußten. Wenn es mit dem Epilog eine Irrung gab, so bin ich vielleicht selbst daran Schuld, weil ich mich nicht deutlich erinnere, ob ich unserer Regie deshalb geschrieben habe,[1] mich auf einen natürlichen

[1] Goethe hatte Rochlitz früher brieflich aufgefordert, einen Epilog für die Schlußvorstellung der Weimarer Truppe in Leipzig zu schreiben. Die Regie aber hatte sich einen Epilog von Mahlmann, dem Herausgeber der „Zeitung für die elegante Welt“ schreiben lassen, der dann auch gesprochen wurde.

Gang der Sache und auf Ihr Einwirken, wie bey dem erſten Abſchied, verlaſſend. Auch dafür nehmen Sie Dank, was Sie gewollt, gethan und verſchwiegen.

Ihre Briefe nehme ich manchmal wieder vor mich und habe ſie ſchon öfter geleſen. Sie dienen mir zum Leitfaden in dem täglichen Theaterlabyrinth, das einer der wunderlichſten Irrgärten iſt, die ein Zauberer nur erfinden konnte. Denn nicht genug, daß er ſchon ſehr wunderlich gepflanzt iſt, ſo wechſeln auch noch Bäume und Stauden von Zeit zu Zeit ihre Plätze, ſo daß man ſich niemals ein Merkzeichen machen kann, wie man zu gehen hat.

Leider iſt hier in Weimar die ſondernde Kritik nicht ſehr zu Hauſe. Man nimmt alles zu ſehr im Ganzen. Stücke, Schauſpieler, Aufführung, alles wird entweder gebilligt oder gemißbilligt, wobey denn Vorurtheil und Laune herrſchend werden, und man ſich weder des Lobes recht erfreuen, noch den Tadel ſehr zu Herzen nehmen kann.

Daher iſt es mir unendlich viel werth, daß unſere Schauſpieler wenigſtens gewahr geworden, daß eine ſolche Kritik exiſtirt, welche die Mängel begünſtigter und die Tugenden gleichgültiger, ja unbegünſtigter Perſonen zu würdigen weiß. Ich ſelbſt werde dieſen Winter das Schauſpiel öfter beſuchen und meine innern und äußern Sinne zu genauerer Prüfung ſchärfen. Denn ich geſtehe gern, das hieſige Publicum machte mir durch willkührliche Zuneigung und Abneigung oft ſo böſe Laune, daß ich, je mehr ich mir in den Proben Mühe gegeben hatte, deſto weniger Luſt fühlte, der Aufführung ſelbſt beyzuwohnen. Nun aber, da mich eine Stimme von außen her aufregt und beſtätigt; ſo werde ich wieder eine Weile auf meinem Wege ſtrecklings fortgehen und mich der Reſultate vielleicht ſelbſt erfreuen.

Die gute Aufnahme meiner Stücke hat mir eine beſonders angenehme Empfindung gemacht. Ich dachte wohl, daß ſie

auch einmal Epoche haben könnten, aber nach der Lage des deutschen Theaters glaubte ich's nicht zu erleben. Artig ist es, daß sogar das kleine Schäferspiel,[1] das ich 1768 in Leipzig schrieb, auch noch auftauchen mußte und gut empfangen ward.

Nochmals vielen Dank, den ich gerne mündlich abgestattet hätte, wenn ich nicht, da mir die Brunnenkur ganz wohl bekommen ist, mich vor einer allzuraschen Geselligkeit gefürchtet hätte. Jetzt will ich sehen, ob ich meine stille Nachkur auch zu Ihrem und Ihrer Mitbürger künftigem Vergnügen benutzen kann.

Leben Sie recht wohl, und wenn es möglich ist, so besuchen Sie uns diesen Winter.

Weimar d. 21. Sept. 1807. Goethe.

1175.

An C. F. v. Reinhard.

Weimar den 28. September 1807.

Sie haben mich nunmehr, verehrter Freund, durch drey Briefe erfreut und mir dadurch das Andenken an die schönen Carlsbader Tage lebhaft erneuert. Einen von mir abgesendeten werden Sie kaum erhalten haben. Leider war er von Carlsbad nach Jena zu lange unterwegs geblieben. Er ging von da etwa den 10. dieses nach Cöln ab.

Daß ich hier von Ihnen reden höre, daß Sie mit Herrn von Wolzogen zusammengekommen sind, daß Sie die Unsrigen in Paris treffen, das alles macht mir Sie abwesend gegenwärtig und läßt mich ein bleibendes, ja ein näheres Verhältniß hoffen.

[1] „Die Laune des Verliebten."

Tauſend Dank ſey Ihnen geſagt, daß Sie ſich meines Farbenwagſtücks von Zeit zu Zeit erinnern und hie und da ein gutes Wort dafür ausſprechen wollen. Leider kann ich Sie nicht ſogleich in den Stand ſetzen, um in Paris davon öffentlich im Inſtitut Erwähnung zu thun. Zwar denk' ich immer an einen Proſpectus, den man franzöſiſch und deutſch mit dem Werke herausgeben könnte. Nach Ihrem Rath wäre das Hiſtoriſche zur Einleitung, das Polemiſche kurz und bündig, wie man an die Newtoniſche Epoche käme, ſo wie alles übrige polemiſche, gegen die epicureiſche Vorſtellungsart und ſonſt am gehörigen Orte, zwar kurz aber hinreichend aufzuſtellen. Dazu gehört aber Sammlung und ich muß mich in meiner hieſigen Lage, die mir, bey einem faſt viermonatlichen Außenbleiben, einigermaßen fremd geworden iſt, wieder zu faſſen ſuchen. Könnten Sie jedoch einſtweilen hier und da ein gutes Vorurtheil für die Sache erregen und mir irgend Jemand anzeigen, der ſchon vorbereitet wäre, und den Proſpectus freundlich aufnähme und ihn austheilte, wenn ich ihn ihm ſendete; ſo wäre für die Folge viel gewonnen. Ich gedulde mich ſchon achtzehn Jahre in dieſer Sache und kann wohl noch einige Jahre zuſehen.

Eigentlich aber iſt das Schlimmſte, daß Hauy,[1] der nach Verdienſt in großem Anſehen ſteht und, ſo viel ich weiß, ein kluger, leiſe auftretender, einflußreicher Mann iſt, der des Kaiſers Gunſt hat, daß dieſer in ſeinem Compendium der Phyſik die Newtoniſche Theorie nächſt viel andern als ein himmliſches Palladium aufgeführt und ſie zur Norm beym Schulunterricht in den Lyceen aufgeſtellt hat. Aus Erfahrung weiß ich nun ſehr wohl, daß ein Gelehrter das, was er einmal hat drucken laſſen, nicht leicht zurücknimmt, ſondern wenn er ja eines beſſern überzeugt wird, ſeine

[1] Der Mineraloge Prof. Reni Juſt Hauy (1743—1822).

Meinung nur nach und nach verschwinden läßt, und eben so nach und nach das rechte unmerklich unterschiebt, wodurch denn die Welt gewissermaßen nicht gebessert wird, weil eine gewisse Indifferenz von Wahrheit und Irrthum auf diesem Wege entstehen muß. Dergleichen Fälle sind mir viele bekannt und ich fürchte sehr, daß die Franzosen, indem sie mit Gewalt die rein weißen englischen Musseline von Häfen und Marktplätzen abhalten, sich noch lange mit diesem schmutz- und aschenweißen theoretischen Schleyer das Haupt verhüllen werden.

Indem Sie Herrn Ebel[1] einigen Antheil an dieser Unternehmung einflößten, so haben Sie mir eine große Gefälligkeit erzeigt. Ich hatte schon längst Ursache, ihn wegen seiner Kenntnisse und seines Charakters zu schätzen. Wir beriefen ihn sogar einmal, als einen Schüler Sömmerings, zur Professur der Anatomie; welche vortheilhafte Stelle er aber auf eine sehr edle Weise ausschlug. Viel kommt darauf an, wie lange Sie in Paris bleiben und was ich von Ihnen und durch Sie vernehme. Versäumen Sie die Gelegenheit nicht, wenn ein Courier von den unsern herausgeht, damit ich, bey den übrigen nicht so ganz heitren Aspecten, wenigstens persönlich etwas erfreuliches zu erwarten habe.

Im Ganzen habe ich jedoch, wie ich gern gestehen will, seit einiger Zeit wieder guten Muth. Es scheint, daß die menschliche Natur eine völlige Resignation nicht allzulange ertragen kann. Die Hoffnung muß wieder eintreten, und dann kommt ja auch sogleich die Thätigkeit wieder, durch welche, wenn man es genau besieht, die Hoffnung in jedem Augenblick realisirt wird.

In diesem Sinne habe ich ein Vorspiel zu Eröffnung unsres Theaters geschrieben, wo ich Gewalt und Vertilgung,

[1] Der Frankfurter Arzt Joh. Gottfr. Ebel (1764—1830).

Flucht und Verzweiflung, Macht und Schutz, Friede und wiederherstellende Freude lakonisch vorgeführt habe. Vielleicht gebe ich es bald ins Morgenblatt, da es Ihnen denn auch wohl zu Gesicht kommt.

So viel sey vorsorglich geschrieben und hingelegt, da man einen Eilboten von Paris erwartet, der Ihnen auf seiner Rückkehr dieses Blatt bald genug zubringen wird.

Goethe.

Im Konzept hat der Brief noch folgenden Schlußsatz: Herr Geheimerath Voigt, der sich Ihnen empfiehlt, verspricht mir Gegenwärtiges bald und sicher nach Paris zu schaffen, und ich schließe daher früher als meine Absicht war. Seitdem obiges geschrieben worden, ist es mir ganz leidlich gegangen. Nach und nach, wie es gegen den October zu gehen pflegt, findet sich die Gesellschaft wieder zusammen. Übrigens sieht es, leider in einem andern Sinne, herbstlich bey uns aus. Manche Blätter des hiesigen dreyßigjährigen Gesellschaftstammes fallen ab und die Glieder der bisherigen Generation verlöschen. So ist Fräulein Göchhausen, Hofdame, ihrer Gebieterin der Herzoginn Mutter nachgefolgt. Nicht weniger ist bey andern Lebenden und Dauer versprechenden der Humor falb, [und gar mancherley Ansichten beschleunigen einen moralischen Winter. Ich halte mich so gut ich kann und wünsche auch Ihnen das beste in dem herrlichen Paris um dessen Anblick ich Sie beneide. Weimar den 27. September.

1176.*

An C. v. Knebel.

Diese Zeit über habe ich immer gehofft, meine Jenaischen Freunde zu besuchen. Indessen haben mich manche Theater-Sorgen und Besorgungen, darauf des Herzogs Krankheit und das böse Wetter abgehalten. Nun bin ich in allerley

Arbeiten gerathen, die ich nicht unterbrechen mag. Dank daher, daß du mich etwas von dir hören läſſeſt.

Den Prolog,[1] oder vielmehr das Vorſpiel, ſende ich hierbey, und bitte nur, daß du es nicht aus Händen gebeſt, auch mir daſſelbe Sonnabends wieder zurückſendeſt.

Leider erhältſt du nur den Theil, der in Worten verfaßt iſt und auf das Papier gebracht werden kann. Alles, was auf den ſinnlichen Effect berechnet war, geht ab; und ſo bleibt es nur Stückwerk. Die theatraliſchen Contraſte, die hier aufgeſtellt wurden, laſſen ſich durch die Einbildungskraft nicht nachbringen. Der furchtbare, bis zum Gräßlichen geſteigerte erſte Theil ſchloß ſich, indem eine heitere Sternerſcheinung Jeden erfreulich erinnerte, was man unſerer vortrefflichen Fürſtin vor'm Jahre ſchuldig geworden, an die zweyte glänzende und prächtige Hälfte durch einen ſanften Übergang gefällig an; und die hülfreiche ordnende Erſcheinung der Majeſtät war nicht ganz unerwartet. Der gefällige Friede ſtellte ſich dem Ernſt anmuthig entgegen; und dadurch daß die vier Perſonen durch zwey Schauſpielerinnen vorgeſtellt wurden, welche nur die Kleidung und den Ausdruck ihres Vortrages geändert hatten, erhielt das Ganze für den äußern und innern Sinn eine erquickliche Einheit. Wie denn auch das Andenken an die Herzogin Mutter am Schluſſe die treuen, Ihr ergebenen Herzen in ſanfter Rührung entließ.

Ich freue mich, durch dieſe extemporirte Arbeit, denn ich habe ſie in acht Tagen von Grund aus erfunden und verfertigt, durchaus einen guten Eindruck hervorgebracht zu haben. Ich wünſche, daß du beym Leſen und Vorleſen etwas ähnliches empfinden und erregen mögeſt.

Jacobi's Rede ſollſt du den Sonnabend erhalten. Es iſt ein Wort zu ſeiner Zeit, ob ſich gleich in mancher

[1] „Vorſpiel zur Eröffnung des weimariſchen Theaters am 19. September 1807 nach glücklicher Wiederverſammlung der Herzoglichen Familie."

Rückſicht dabey manches erinnern läßt. Man muß ſich in die Lage ſetzen, in der er ſie ſchrieb, und die Verhältniſſe beachten, die ihn umgeben . . .

Lebe recht wohl, gedenke mein, und laß manchmal von dir hören.

Weimar den 7. October 1807. G.

1177.

An Cotta.

Sie erhalten, mein wertheſter Herr Cotta, das am 19. September aufgeführte Vorſpiel, für das Morgenblatt, mit einer Nachſchrift, welche ich hinterdrein abzudrucken bitte.

Indem ich ihnen nun von der äſthetiſchen Seite, was wir haben und hervorbringen, gerne mittheile, auch ſonſt von andern öffentlichen Dingen einiges nachkommen ſoll; ſo muß ich nochmals ausdrücklich bitten, das, was unſre politiſche Exiſtenz betrifft und nicht von mir kommt, von Ihren Blättern abzuweiſen.

Wir ſind niemals politiſch bedeutend geweſen. Unſre ganze Bedeutung beſtand in einer gegen unſre Kräfte disproportionirten Beförderung der Künſte und Wiſſenſchaften. Von andern Seiten ſind wir jetzt ſo wenig und weniger als ſonſt. So lange alſo der Zuſtand von ganz Deutſchland ſich nicht näher entſcheidet, haben alle, beſonders die kleinen Staaten, Urſache zu wünſchen, daß man ſie ignorire; und abſurde Nachrichten, welche die Unruhe beſoldeter Nouvellenſchreiber, der Müßiggang und der böſe Wille erfindet und verbreitet, wenigſtens von ſolchen Anſtalten nicht aufgenommen werden, mit denen man in guten Verhältniſſen ſteht, und welche zu befördern man ſelbſt geneigt iſt. Verzeihen Sie, daß ich dieſes Punktes wieder erwähne. Es iſt aber eine jetzt mehr als jemals bedeutende Sache.

Die mir in Ihrem letzten Brief zugeſicherte Sendung erwarte ich mit Vergnügen. Ich befinde mich ganz leidlich und bin in meinen Arbeiten ungeſtört, ſo daß ich hoffen kann, dieſen Winter manches zu fördern.

In Hoffnung guter Nachrichten von Ihrer Seite empfehle ich mich zu geneigtem Andenken.

Weimar den 7. October 1807.

Goethe.

1178.

An Carl Unzelmann.

Durch ein Contract- und Pflichtwidriges Betragen des hieſigen Hofſchauſpielers Herrn Unzelmann ſieht ſich Fürſtliche Commiſſion veranlaßt, gegen denſelben ſtrafend zu verfahren; und zwar, wegen Erſcheinung auf auswärtiger Bühne, mit achttägigem Hauptwach-Arreſt, und wegen Übertretung des Urlaubs, mit Verkümmerung ſeiner Gage auf die Zeit der Verzögerung ſeiner Wiederkunft.

Wie man demſelben dieſes nun hiermit eröffnet; ſo hofft man zugleich, daß er durch ſein künftiges Betragen und Bemühen den von ihm begangnen großen Fehler wieder gut zu machen ſuchen werde.

Weimar den 5. November 1807.

Commissio.

1179.*

An C. F. v. Reinhard.

Ihr feſttägiger Brief, mein verehrter Freund, hat auch mir einen Feſttag hervorgebracht. Ich mag mich gar zu

gern durch Sie nach Paris verſetzt ſehen, das ich wohl in der Wirklichkeit ſchwerlich betreten werde. Übrigens haben wir alle Urſache unſere innern Familien- und Freundesfeyertage recht fromm zu begehen: denn was die öffentlichen Feyerlichkeiten betrifft, ſo theilt ſich die Welt wirklich in eine Tages- und Nachtſeite, und leider befinden wir uns auf der letztern.

Von meinem Befinden, an dem Sie ſo freundlich Theil nehmen, will ich gleich vorausſagen, daß es ganz leidlich iſt, daß ich bey einer gleichen Diät mich in einem ziemlich gleichen Zuſtande erhalte, arbeiten kann und noch mehr thun würde, wenn ich nicht ſo zerſtreut würde durch das Theater, das, als ein Repräſentant der Welt, die Rechte ſeines Urbildes behauptet, und durch Fremde, deren mehr oder weniger erwünſchte Beſuche einen lebhaften Reiſezirkel durch mein Haus führen.

Das chromatiſche Geſchäft, das mir durch Ihre gütige Theilnahme doppelt intereſſant wird, habe ich auch wieder angegriffen, aber noch kein Manuſcript zum Druck befördern können. Nach der langen Pauſe, und nach unſern Unterhaltungen, komme ich an die Sache mit einer Friſchheit des Blickes, die mich an dem vorgearbeiteten manches ausſetzen läßt. Was zunächſt zum Druck beſtimmt war, habe ich wieder umgearbeitet, und die Sache ſoll gewiß durch dieſen neuen Anlauf gewinnen. Doch iſt ſowohl zum polemiſchen als zum hiſtoriſchen Theil manches ſtudirt, gefunden und disponirt worden, daß wenn der Faden nur wieder einmal angedrillt iſt, die Spule ſchon raſch wieder fortſchnurren ſoll.

Haben Sie tauſend Dank für die Verwendung in dieſer Sache, und zwar für den doppelten Vortheil, den Sie mir bringen; einmal, daß Sie etwas leiſten und vorwärts führen, was ohne Sie nicht geſchehen wäre; ſodann, daß Sie mir eine Vorſtellung, einen Begriff von Zuſtänden geben, von denen ich wohl eine Ahndung aber keine Anſchauung hatte.

Da Ihre lebhafte Geschäftsthätigkeit durch jedes Hinderniß eine neue Anregung erhält, so entspringt uns gewiß zuletzt ein Resultat, das uns selbst überrascht. Schon das Interesse der verschiedenen Menschen kennen zu lernen in einer Sache, die uns selbst beschäftigt, ist höchst bedeutend. Inwiefern Villers[1] sich der Sache annehmen mag, wird sich zeigen, wenn er sie näher kennen lernt. Ich meines Theils gestehe gern, daß ich, was die Ausbreitung dieser Lehre und Vorstellungsart in Frankreich und also auch in der übrigen Welt betrifft, nunmehr mein ganzes Vertrauen auf Sie setze. Sie machen sich mit den Hauptpuncten gegenwärtig so bekannt, daß der polemische und historische Theil Ihnen in wenigen Wochen gleichfalls angehören wird, und daß Sie aus der Revision die bedeutenden Berichtigungen, Erläuterungen und Aufklärungen geschwind ergreifen und ins Ganze verarbeiten werden. Ich scheue mich gar nicht diese Hoffnungen zu haben, vielmehr freue ich mich, daß Ihre Thätigkeit in der jetzigen Epoche einen Stoff findet, an dem sie sich üben mag, und daß der Stoff, den Sie dessen würdig finden, mich selbst so sehr interessirt und uns beyde in lebhafter Verbindung erhält . . .

Wie Cuvier die Sache nehmen wird, kann nicht anders als von Bedeutung seyn. Ich weiß, daß er der neuen deutschen Methode bey Behandlung der organischen Natur nicht ganz günstig ist, und daß er da nur Zufälliges erblicken mag, wo wir Gesetzliches zu sehen glauben. Da nun diese Differenz in der Maxime unendlich ist, so kann man sich auch im Einzelnen, selbst wo man zusammentrifft, nicht vereinigen . . .

Hätte ich mit diesem Blatte nicht gezaudert und es in Weimar gelassen, so käme es früher in Ihre Hände, indem

[1] Ch. Fr. Dom. de Villers (1765—1815), der um die Kenntnis der deutschen Litteratur, besonders Kants in Frankreich sich verdient gemacht hat.

in dieſen letzten Tagen die Communication unvermuthet lebhafter geworden. Doch hoffe ich, es ſoll ſich bald eine Gelegenheit finden, und ſo mögen denn meine beſten Grüße und Wünſche zu Ihnen hinübergehen. Ich ſitze hier auf den Trümmern von Jena und ſuche meine eigenen Trümmer zuſammen. Ehe ich von hier weggehe, hoffe ich einige Bogen der polemiſchen und hiſtoriſchen Abtheilung des Farbenweſens gedruckt zu ſehen. Noch einiges andre hoffe ich fertig und bey Seite zu kriegen und mich ſoviel als möglich einiger Thätigkeit zu freuen. Leben Sie recht wohl, gedenken Sie mein und laſſen mich bald wieder etwas hören. Die Berufung unſeres Johannes von Müller nach Paris und das Gerücht von ſeiner Anſtellung im Königreiche Weſtphalen hat viel Senſation gemacht und den guten Deutſchen einige Hoffnung über ihren künftigen Zuſtand gegeben. Was mich betrifft, ſo mag ich gern erwarten ohne zu hoffen und bin ſchon zufrieden wenn ich meinen Tag leidlich und nicht ganz unnütz zubringe. Nochmals meine beſten Wünſche aus dem ſtillſten Winkel Deutſchlands in die lebhafte Hauptſtadt des Erdbodens.

Jena den 16. November 1807.

Goethe.

1180*

An Charlotte v. Stein.

Aus meiner tiefen Einſamkeit und Stille muß ich doch auch melden, wie es mir geht, beſonders da ich etwas intereſſantes zu überſchicken habe. Beykommende Schrift[1] werden Sie mit Vergnügen leſen. Sie iſt voller Verſtand,

[1] A. W. Schlegels Schrift gegen Racine unter dem Titel: Comparaison entre la Phèdre de Racine et celle d'Euripides (Paris 1807).

Einsicht in die Sache und Kühnheit. Der Verfasser greift die Überwinder des Continents auf ihrer empfindlichsten Seite und in ihrer eignen Manier sehr lebhaft an. Seine Landsleute sind lange schon überzeugt, daß er Recht hat, und es verdient alle Aufmerksamkeit, wie die Franzosen es aufnehmen werden, und was sie diesen Gründen entgegenzusetzen haben.

Meine Arbeiten gehen ganz sachte fort. An einigem was ich vorbereite, werden auch Sie, verehrte Freundin, Theil nehmen können. Anderes wird auf Hoffnung hin geschrieben und gedruckt. Die Gegenwart stimmt selten zum Gegenwärtigen. Was neben einander existirt, scheint nur zum Streite berufen zu seyn. Für einen Autor ist daher eine tröstliche Aussicht, daß alle Tage neue künftige Leser geboren werden.

Haben Sie doch die Güte mir zu sagen, wie es mit der Hand Durchlaucht der Herzogin geht. Der Anblick derselben hat mich beunruhigt und aus den Ärzten ist nichts zu bringen. Man weiß niemals, ob sie etwas geheim halten, oder ob sie selbst nicht wissen woran sie sind. Ich bitte mich Durchlaucht vielmals zu empfehlen und die Schlegelsche Schrift mitzutheilen.

So ruhig es mir hier nach meinen Zwecken und Wünschen geht, so wünschte ich mich doch manchmal nach Weimar zu versetzen. Besonders sind die Abende hier unendlich lang . . .

Behalten Sie mich in einem freundlichen Andenken, bis ich wieder mit meinen Zauberkreisen angezogen komme.

Jena den 19. November 1807. G.

1181.

An Anna Eliſabeth v. Türckheim.

Ihr lieber Brief, verehrte Freundinn, kam zu ſpät, Ihr Herr Sohn ſchickte mir ihn von Dresden. Er war bey mir geweſen, ohne daß ich's wußte er ſey es. Ich verwechſelte die beyden Familien, ähnliches Nahmen, und hielt ihn von der andern. Aber auch ſo, als mir ganz fremd, hat er mir ſehr wohlgefallen, das zweytemal kam ein Regenguß gelegen, der ihn lange bey mir feſthielt. Ich machte mir Vorwürfe ihn nicht bey Tiſche behalten zu haben, da es eben an der Zeit war, denn ich empfand eine wahrhafte Neigung zu ihm. Mit Ungeduld erwarte ich den andern Angekündigten ſchon lange vergebens, ich wünſchte bey dieſem nachzuholen was ich bey dem erſten verſäumte.

Zum Schluß erlauben Sie mir zu ſagen: daß es mir unendliche Freude machte, nach ſo langer Zeit, einige Zeilen wieder von Ihrer lieben Hand zu ſehen, die ich tauſendmal küſſe in Erinnerung jener Tage, die ich unter die glücklichſten meines Lebens zähle. Leben Sie wohl und ruhig nach ſo vielen äußern Leiden und Prüfungen, die zu uns ſpäter gelangt ſind und bey denen ich oft Urſache habe an Ihre Standhaftigkeit und ausdauernde Großheit zu denken. Nochmals ein Lebewohl mit der Bitte meiner zu gedenken.

Weimar d. 14. Dec. 1807.

Ihr ewig verbundener
Goethe.

1182.

An Zelter.

Erſt konnte ich, mein Beſter, von Ihnen nicht genug verlangen, erbat mir bald dieſes bald jenes, ich plagte Sie

mit meinen Commiſſionen, da Sie ohnehin genug zu thun haben; und da nun alles angekommen iſt, Geſänge, Preiscourant, Rübchen: ſo mache ich's wie die erhörten Beter und wende mich ohne weiteren Dank von dem Geber zu den Gaben.

Ich will das nicht entſchuldigen, denn zu ein paar Zeilen an einen Freund gäbe es immer Zeit; allein ich bin ſeit meiner Rückreiſe aus dem Carlsbad ſo wunderlich von der Gegenwart geklemmt worden, als wenn ich für jene vier Monate, die ich wie ein abgeſchiedener Gymnoſophiſt auf ungetrübter Bergeshöhe zugebracht, wieder büßen ſollte. Zwar iſt mir nichts unangenehmes wiederfahren; doch drängte ſich ſo manches Liebes und Unliebes heran, daß meine Kräfte, weder phyſiſch noch moraliſch, recht ausreichen wollten.

Endlich dachte ich auch die zweyte Sendung meiner Werke an Sie abgehen zu laſſen; ſie iſt aber bey mir ſelbſt noch nicht angekommen, nicht einmal in vollſtändigen Aushängebogen, ſonſt hätte ich die einſtweilen geſchickt, inſofern ſie etwas Neues enthalten.

Mein kleines Singechor, das freylich noch kaum über vier Stimmen hinausgeht, bildet ſich ſchon recht hübſch und wirkt auch ſchon auf das Theater zu. Kurz vor meiner Abreiſe iſt es durch eine junge weibliche Stimme, die man faſt einen Alt nennen könnte, ſehr ausgeſchmückt worden. Dürfte ich Sie gelegentlich um das Schillerſche Punſchlied bitten. Es iſt davon leider bey mir nur eine Stimme übrig; die andern ſind verſchleppt.

Werner,[1] der Sohn des Thals, iſt ſeit zwölf Tagen hier bey uns in Jena. Seine Perſönlichkeit intereſſirt uns

[1] Zacharias Werner, der ſein Drama „Der Sohn des Thals" mitgebracht hatte. An F. A. Wolf ſchrieb Goethe: „Werner der Thalſohn iſt auch bald vierzehn Tage hier. Seine Perſönlichkeit hat uns in ſeine Schriften eingeführt. Durch

und gefällt uns. Er lieſt von ſeinen gedruckten und ungedruckten Arbeiten vor und ſo kommen wir über die ſeltſamen Außenſeiten dieſer Erſcheinungen in den Kern hinein, der wohlſchmeckend und kräftig iſt.

Soviel, mein liebſter, für dießmal. Ich packe ein, um wieder nach Weimar zu gehen. Hier iſt es mir ganz gut geworden, und was Sie wohl nicht rathen würden, ich bin ins Sonettenmachen hineingekommen. Davon ſchicke ich Ihnen gelegentlich ein Dutzend, mit der einzigen Bedingung, daß ſie Niemand ſieht und daß keine Abſchrift genommen wird. Möchten Sie aber eins davon componiren, ſo würde es mich recht glücklich machen. Ich mag gar zu gern meine Productionen auf Ihrem Elemente ſchwimmen ſehen. Sagen Sie mir bald wieder etwas, wenn es auch nicht viel iſt. Ein Freundeswort iſt in dieſen trüben und kurzen Tagen doppelt erfreulich.

Geheimerath Wolf hat uns mit einem trefflichen Hefte über das Studium des Alterthums[1] beſchenkt, das einen großen Reichthum enthält und an alles erinnert was wir wiſſen, und uns freundlich andeutet was wir weiter noch wiſſen und wie wir das alles behandlen ſollen. Ein nochmaliges Lebewohl.

Jena den 16. December 1807.

G.

ſeinen Vortrag, ſeine Erklärungen und Erläuterungen iſt manches ausgeglichen worden, was uns ſchwarz auf weiß gar ſchroff entgegenſtand. Es iſt in jedem Sinne eine merkwürdige Natur und ein ſchönes Talent. Übrigens läßt ſich auch bey dieſem Falle ſehen, daß der Autor, wenn er einigermaßen vom Geiſte begünſtigt iſt, ſeine Sachen ſelbſt bringen und reproduciren ſolle."

[1] Darſtellung des Alterthums", erſchienen in Wolfs und Buttmanns „Muſeum der Alterthumswiſſenſchaft" und Goethe gewidmet.

1183.

An Johanna Frommann.[1]

Theuerſte Freundinn,

Für eine recht hübſche Brieftaſche hoffte ich Ihnen zu danken, nun überraſcht mich eine ſehr ſchöne, die mir ein außerordentliches Vergnügen macht. Dank! den beſten Dank! daß Sie mich auf ewig vor der Verſuchung gerettet haben, meine liebſten Papierſchätze, wie Beyreis ſeinen Diamanten, wie Werner ſeine Sonette, auf eine wunderliche Weiſe zu verwahren und zu produciren. Eben dieſe Sonette[2] voll feuriger himmliſcher Liebe ſind nun an der einen Seite des Porteſeuilles eingeſchoben, die ſich auf dieſen Gehalt ſchon ſehr viel einzubilden ſcheint. Jetzt bleibt uns nichts übrig als an der andern Seite, durch ein zwar irdiſches und gegenwärtiges, aber doch auch warme und treues Wohlmeynen und Lieben eine Art von Gleichgewicht hervorzubringen. In der Mitte mag dann Fremdes Platz finden, heiter, gefühlvoll — wie's zutrifft. Sehr angenehm iſt mir dieſes Zuſammenſammeln und anreihen, in der Hoffnung bald etwas davon mittheilen zu können. Da es aber ſehr ungewiß iſt wann ich wieder zu dem Glück gelange, ſo mache ich einen Verſuch dasjenige, was Sie an mir durch Nadelſtiche gethan haben, durch Lettern und Sylben zu erwiedern. Nehmen Sie die alten Bekannten freundlich auf, ich hoffe das Übrige bald nachſenden zu können.

Wie ſchmerzlich es war, unſre Erwartung Sie hier zu bewirthen auf einmal getäuſcht zu ſehen, ſollten Sie mit-

[1] Gattin des Buchdruckers Fr. Frommann, geb. 1765.

[2] Werners Sonette waren für Goethe Veranlaſſung geworden, ſich mit dieſer Dichtungsart zu beſchäftigen.

empfinden. Möge doch die Sorge für die liebe Allwine[1] ſich immer vermindern und der dauernde Beſitz dieſes guten Kindes Ihnen immer mehr zugeſichert werden. Geſtern Abend, zu Auguſts Geburtstag, habe ich Sie ſämmtlich hergewünſcht, die theatraliſchen Freunde ſpielten ein kleines Stück wovon ich die Affiche beylege. Es war ſehr artig. Auch ſende ich einen Zettel angebotner Sämereyen. Wir laſſen alle Jahre aus dieſer Handlung kommen und ſind ſehr wohl damit zufrieden. Mögen Sie auch etwas beſtellen, ſo verſchreibe ich's gleich mit. Hierbey bin ich nicht ſo ganz uneigennützig als Sie glauben könnten, dieſen Sommer hoffe ich manches davon bey Ihnen zu genießen. Bey Biſchoffs iſt für mich eingemiethet und ich werde einmal ganz ernſthaft ein Bewohner von Jena ſeyn. Das Schloß ſoll hergeſtellt, das Muſeum heruntergeſchafft, die obere Etage wohnbar eingerichtet werden. Was werde ich nicht alles dabey zu thun haben und mir zu thun machen. Leben Sie recht wohl mit den lieben Ihrigen. Verzeihen Sie meine Schreibſeligkeit, ſie überfällt mich noch ſeltner als die Redſeligkeit. Ich ſchließe und packe ein, in Hoffnung Herrn Frommann Gegenwärtiges mitzugeben. Viel Empfehlungen an das Seebeckiſche werthe Paar. Unterſtützen Sie meine Bitte bey Minchen.[2] Das Packet bringt Herr Frommann.

W. den 26. Dec. 1807.

Goethe.

---

[1] Frommanns kleine Tochter, die am Typhus erkrankt geweſen war.

[2] Minna Herzlieb (geb. 22. Mai 1789), die bei Frommanns als Pflegetochter Aufnahme gefunden hatte. Manche Züge der Ottilie in den „Wahlverwandtſchaften" hat Goethe dieſem anmutigen Mädchen entlehnt. Ihr gilt die zehnte der Sonetten, in der es heißt: „Lieb Kind! Mein artig Herz!" ſowie die 17. Sonette (Charade); auch Werner hatte den Namen Herzlieb in Sonettenform beſungen.

Register.

1. Nummern der Briefe an:

Arnim, Achim v., 1115.
August, Prinz von Gotha, 1078.

Bertuch 983, 984, 1030.
Brentano, C., 1011.

Carl August, Herzog, 1010, 1016, 1040, 1041, 1067, 1105, 1131, 1141, 1142.
Cotta 953, 1097, 1108, 1107, 1110, 1140, 1143, 1146, 1153, 1177.

Egloffstein, Henriette Gräfin v., 975, 995.
Eichstädt 1057, 1062, 1063, 1080, 1084, 1090, 1112, 1118.
Eybenberg, Marianne v., 968, 1029.

Fritsch, C. W. v., 1109.
Frommann, Johanna, 1183.

Genast und Becker 1021.
Goethe, Christiane v., 969—972, 986, 989, 990, 998, 1008, 1083—1087, 1071—1073, 1076, 1108, 1119, 1122—1126, 1149, 1150, 1157, 1159—1165, 1168, 1169.
Goethes Mutter 954, 1096.
Gore, Elise, 952.
Graff 1081.
Günther, W. Ch., 1129.

Hendrich, A. v., 1027.
Herder, 996, 1005, 1044.
Hofkapelle, Mitglieder der, 1014.
Hoftheaterkommission, 1000.
Holcroft 967.
Humboldt, A. v., 1151.
—, W. v., 979, 1023, 1025, 1075.

Iffland 1068.
Jacobi, Fritz, 976, 1091, 1173.
Jagemann, Caroline, 1028.
Jenaer Freunde 1130.

Kestner, Lotte, 1047, 1049.
Kirms 958, 991, 1001, 1089, 1100, 1120, 1146.
Knebel 1134, 1135, 1137, 1144, 1145, 1152, 1176.
Kotzebue, Caroline, 992.

Lindenzweig 1066.

Meyer, J. H., 973, 1128, 1133.
Meyer, Nic., 1069, 1132.
Müller, Adam Heinr., 1171.
Müller, Johannes v., 1085.

Polizeikommission in Jena 1127.

Reichardt 956, 980.
Reinhard, C. F. v., 1170, 1175, 1179.
Rochlitz 960, 1156, 1167, 1174.

Sander, Joh. Dan., 978.
Sartorius, Georg, 974.
Schelling 955, 982, 1009, 1136.
Schiller 957, 959, 962, 964, 965, 987, 993, 994, 999, 1002, 1006, 1007, 1019, 1020, 1024, 1032, 1043, 1050, 1052, 1056, 1058, 1060, 1077, 1082, 1083, 1088, 1092—1094.

Schiller, Charlotte v., 1055, 1059.
Schlegel, A. W., 997, 1004, 1045, 1046, 1048.
Schloſſer, Johanna, 977.
Schmidt, H., 1148.
Staël, Frau v., 1053, 1054.
Steffens, H., 968.
Stein, Charlotte v., 1087, 1106, 1158, 1180.

Tieck, Ludwig, 961.
Türckheim, A. Eliſ. v., 961, 1181.

Unzelmann, Carl, 1178.
—, Friederike, 1013, 1017, 1026.

Voigt, C. G., 988, 1065, 1111, 1139.
Voigt der Jüngere 1051.
Voß, J. H., 1015.
Vulpius, Chriſtiane, ſiehe Chr. v. Goethe.

Wieland 985.
Willemer, Joh. Jacob, 1022.
Wolf, F. A., 1095, 1113, 1138.
Wolff, Sabine, 1042.
Wolzogen, Caroline v., 1099.

Zelter 966, 1008, 1012, 1018, 1038, 1039, 1061, 1064, 1070, 1074, 1079, 1081, 1086, 1098, 1101, 1102, 1104, 1114, 1116, 1117, 1121, 1147, 1154, 1155, 1166, 1172, 1182.

2. Nummern der Briefe aus:

Göttingen 969, 972, 978.

Jena 967, 975, 986—990, 993, 994, 997—1004, 1007, 1032, 1035, 1050—1055, 1080, 1110, 1119—1121, 1157, 1158, 1179, 1180, 1182.

Karlsbad 1122—1126, 1159 bis 1171.

Lauchſtädt 1006, 1102—1108.

Oberroßla 962, 964, 965.

Pyrmont 970, 971.

Weimar 952—961, 963, 966, 974, 976—985, 991, 992, 995, 996, 1005, 1008—1031, 1033, 1034, 1036—1049, 1056—1079, 1081—1101, 1109, 1111—1118, 1127—1156, 1172—1178, 1181, 1183.

3. Goethes Schriften:

(Die Ziffern bezeichnen die Seiten.)

Benvenuto Cellini 84, 89, 112.
Bürgergeneral 161 f.

Danaiden 19.

Elpenor 255.

Farbenlehre 28, 99 f., 102, 172, 173, 228, 231, 232, 235, 241, 242, 252, 254, 298 f.
Fauſt 194, 255.

Gedichte:
Epilog zur Glocke 177, 178, 182 f.
Hochzeitslied 79, 88.
Stiftungslied 29.
Stirbt der Fuchs 253 f.
Zum neuen Jahre 30.
Götz von Berlichingen 136, 144, 147, 148, 150, 152, 155, 156, 166.

Hermann und Dorothea 20.

Iphigenie 45, 55, 59, 60, 61, 63, 91.
Jery und Bätely 38, 39.

Laune des Verliebten 291.
Leiden des jungen Werthers 166.

Mahomet 75.
Mitschuldigen, Die, 161.

Natürliche Tochter 59, 67, 95, 96, 108, 110, 152, 157.
Naturwissenschaftliches (außer Farbenlehre) 231.

Paläophron und Neoterpe 2.

Rameaus Neffe 167, 171, 172, 174, 175, 180, 195.

Schriften:
Ausgabe Göschen 171.
Ausgabe Cotta 171, 188 f., 255.

Tancred 6, 75.
Torquato Tasso 248, 281.

Vorspiel zur Eröffnung des Weimarer Theaters a. 19. September 1807: 295, 296.

Was wir bringen 48, 64, 67, 75, 82.
Weimarisches Hoftheater 45.
Wilhelm Meisters Lehrjahre 13, 194.
Wilhelm Meisters Wanderjahre 278.
Winckelmann 171, 175.

Zauberflöte, zweiter Teil, 19.

4. Personen- und Sachregister:

Amelang, Frl., Schauspielerin, 150.
Arnim, Achim v., 196.

Barbua, Malerin, 249.
Bartholdy 193.
Batsch, Aug. Joh., Botaniker, 97.
Beck, Henriette, Schauspielerin, 245, 290.
Becker, Heinr., Schauspieler, 78.
Benda, Schauspieler, 65.
Bernhardi, Aug. Ferd., 157 ff.
Bertuch, Friedr. J., 111.
Beyreis, G. Christ., 184 f., 187, 305.
Bitaubé 21.
Boehlendorff, C. U., 139.
Böhmer, Auguste, (Tochter von Caroline Schlegel, späterer Schelling, verw. Böhmer) 69, 70.
Böttiger, C. Aug., 41, 42 ff., 111, 133, 152.
Brand, Opernsänger, 88.
— Frl., Sängerin, 210.
Brentano, Maximiliane 71.
—, ihr Sohn Clemens, 71, 196.
—, ihre Tochter Elisabeth (Bettina), 258.
Brown, John, Arzt, 1.
Bröfigke, Frau v., 213.
Bürger, Elise geb. Hahn (Schwabenmädchen), 59.
Büttner, Chr. Wilh., 45 ff.

Carl, Diener, 148, 268.
Chladni, E. F., Physiker, 90.
Cimarosa, Komponist, 52.
Corti, Schriftsteller, 145.
Cotta, Joh. Fr., 67, 171.
Cuvier, Naturforscher, 299.

David, J. L., Maler, 70.
Denon, Direktor der Pariser Museen, 224, 225.

Dentzel, französischer Kommandant von Weimar, 220, 222, 241.
Deny, Schauspieler, 247, 257.
Destouches, Konzertmeister, 76 f.
Diderot 167, 175 (vergl. auch „Rameaus Neffe").

Ebel, Joh. G., Arzt, 293.
Eckhel, J. H. v, Numismatiker, 83.
Egloffstein, Henriette Gräfin v., 13, 30, 56.
— v., Hauptmann, 30.
— v., Hofmarschall u. Frau, 30.
Eichstädt, H. C., Professor, 111, 113, 164.
Einsiedel, F. H. v., 30, 64, 248, 250.
Elsermann, Schauspielerin, 210, 247, 256, 261, 267.
Ersch, J. S., Bibliothekar, 48.
Euripides 110.

Falk, J. D., 288.
Fasch, Joh. Fr., Komponist, 18, 19.
Fernow, C. L., 85, 125, 276, 280.
Fichte 111, 165.
Franckenberg, S. F. L. v., 155.
Frankreich, Heinrich III. v., 131.
Fritsch, C. W. v., Regierungsrat, 228.
Frommann, C. F., 40, 227, 228, 276, 277, 306.
—, Familie 227.
—, Tochter Alwine 306.

Gall, Joh. Jos., 81 f., 184.
Geist, Goethes Schreiber, 4, 22, 39, 142.
Genelli, H. Th., Architekt, 57.
Gensler, Bedienter, 215.
Gentz, Fr. v., 28, 37, 208.
Gern, J. G., Sänger, 16.
Gerstenberg H. W. v., 170.
Göchhausen, Louise v., 30, 56, 294.
Goethes Mutter 3, 102, 120, 176, 234, 246, 250, 258, 264.
Goethes Mutter, Briefe von, 3, 102, 176, 258, 264.
— Sohn August 4, 22 ff., 26, 27, 48, 62, 63, 101, 103, 105, 106, 145, 148, 149, 175, 187, 190, 198, 200, 201, 210, 217 f., 235 f., 247—249, 258, 266, 271, 276, 277, 279 f. (Brief Augusts 175), 306.
— — —, seine Mutter Christiane Vulpius (seit 19. Oktober 1806 Christiane von Goethe), 3, 5, 51, 59, 80, 145, 217 ff., 224, 236, 237. (Stellen aus ihren Briefen 59, 107.)
Götze, Wegekommissar, 282.
Goullon und Frau 26, 27.
Graff, J. J., Schauspieler, 98 f.
Griesbach, Joh. Jac., 114.
Grübel, Joh. C., Dichter, 167.
Grüner, C. F., Schauspieler, 142.
Guise, Herzog von, 131.

Haide, Fr., Schauspieler, 168, 248.
Haller, Albrecht v., 8.
Hartmann, F., Maler, 11.
—, Kandidat, 169.
Hauy, Mineralog, 292.
Haza, v., 286.
Hegel, G. W. F., 125, 226.
Helvig, Amalie v., 135.
Hendrich, Major v., 215, 271.
Hennings, A. v., 138.
Herda, C. Th. v. 262.
Herder 11, 76, 89, 113, 131, 240.
—, Caroline v., 41.
Herders „Adrastea" 11.
Herzlieb, Minna 306.
Himly, C. G., Prof. 32.
Hippokrates 281.
Höpfner, Johanna, Hausmagd 192.
Homer 158.
Huber, L. F. 239, 242.
Hufeland, Ch. W. 103.
Humboldt, Caroline v. 151.
—, Alexander v. 151, 251 f.

Iffland, A. W. 65, 121, 166, 204, 207.
Imhoff, Amalie v. 30.
Jacobi, F. H. 33.
—, deſſen Familie 38.
Jagemann, Caroline (ſpäter Frau v. Heygendorff) 65, 96, 221.
—, ihr Sohn 221, 235.
—, ihr Bruder Ferdinand 70.
Jena, Schlacht bei 217.
Julian, Kaiſer 11.

Käſtner, Joh. Fr. 14, 78.
Kapp, Dr. Ch. E. 262.
Kayſer, Ph. Ch. 39.
Keil, Frau, in Jena 62.
Keſtner, Joh. Chr. 120.
—, ſeine Frau Lotte 120.
—, ihr Sohn Theodor 120, 124.
Kirchner, S. Ch., Hofadvokat 108.
Kirms, Franz 23.
Kleiſt, Heinrich v. 284 f.
Klopſtock 101.
Knebel, Henriette v. 225, 227.
Koch, Kondukteur 46.
Kocher, Juriſt 14.
Kolbe, H., Maler 31.
Koppenfels, J. Fr. 26.
Kotzebue, A. F. 35, 51, 52 ff., 56, 111, 207.
Kranz, Schauſpieler 60.
Krotter, Fr., Dichter 78.

Lafontaine 281.
Laroche, Sophie v. 71.
Lauchſtädt 64, 68.
Leſſing 17, 36, 170, 247.
Levetzow, Frau v. 213.
—, Tochter Ulrike 213.
Loder, J. Chr. 44, 46, 49.
Lortzing, Schauſpieler 247, 257.

Maaß, Wilhelmine, Schauſpielerin 50, 142, 144.
Mara, Gertrud Eliſ., Sängerin, 89, 108.
Marcus, A. F., Arzt 193.
Marmontel, J. F. 165.
Matiſek, Schauſpielerin 10.
Mehul, Komponiſt 247, 250.
Melliſh, J. C. 2, 21.
Meyer, J. H., 11, 25, 26, 30, 50, 60, 73, 84, 111, 126, 127, 140, 165.
Meyer, Nikolaus, Arzt 49, 50.
Mionnet, Th. E., Numismatiker 88.
Mittwochs-Geſellſchaft 29, 55.
Mittenbacher, Dr. 268.
Montesquieu 281.
Moors, W. C. L. 120, 123.
Mozart 48, 107.
Müller, Fr. v, der ſpätere Kanzler 220, 241.
—, Joh. v. 134, 135, 163, 300.

Napoleon 201, 219 f., 231, 241.

Oberroßla 107.
Oels, C. L., Schauſpieler, 162, 166.
Oertzen, v., 211.
Oldenburg, Heinrich, 199.

Paer, F., Komponiſt, 80.
Paiſiello, G., 64.
Paulus, H. E., Prof., 110, 114.
Pauſanias 124.
Plautus 69, 248.
Polygnot 124.
Preußen, König Friedrich Wilhelm III., 102.
— Königin Luiſe, 102, 108.
Probſt, Wilhelmine, 104 f.

Quatremère de Quincy 31.

Räniſch in Dresden 169.
Raphael 158.
Reichardt, J. Fr., 38, 156.
Reil, Joh. Chr., Prof., 184.
Reimarus in Hamburg 281.
Reinhard, K. Fr. v., 269, 272.
— ſeine Frau geb. Reimarus 269 f.
Reinhold, C., Schauſpieler, 248.
— C. L., Prof., 86.
Rempt, Kantor, 77.

Ridel, C. J. R., (Schwager von Lotte Keſtner) 124.
Riemer, Fr. W., 148, 149, 163.
Riepenhauſen, Chr. J., 125.
Rochlitz, Joh. Fr., 261, 270.

Sachſen-Weimar, Anna Amalia, Herzogin Mutter, 156, 219, 225, 227, 237, 248, 249, 252, 253, 254, 262, 295.
— Carl Auguſt, Herzog, 1, 5, 26, 42, 54, 69, 75, 93, 94, 102, 117, 127, 133, 219 f., 225, 231, 251, 265, 268, 269, 271, 295.
— Luiſe, Herzogin, 219 f., 224, 225, 237, 250, 252, 253, 295, 301.
— Carl Friedrich, Erbprinz, 86, 89, 219, 225, 227, 231.
— Maria Paulowna, Erbprinzeſſin, 89, 161, 164, 166, 167.
— Bernhard, Prinz, 219, 225.
— Caroline, Prinzeſſin, 219, 225, 227.
Sachſen-Gotha, Ernſt II., Herzog, 142.
— Auguſt, Prinz, 2, 221.
Sander, J. D., Verleger, 36.
Scarron 171.
Schelling, Fr. W., Prof., 1, 69 f., 118, 193.
— Caroline, ſiehe Schlegel, Caroline.
Schelver, Fr. J., Prof., 98, 125, 222.
Schiller 9, 15, 17, 28, 30, 53, 62, 64, 65, 84, 88, 90, 93 f., 104, 105, 110, 111, 115, 130, 131, 143, 144, 152, 153, 157 ff., 165, 166, 170, 172 ff. (Schillers Tod), 178, 180, 189, 196, 240.
— Charlotte v., 1, 30, 143, 153.
— Tochter, Emilie, 153.
Schillers Schriften:
Braut von Meſſina 84, 93 f., 108 ff.,
Demetrius 173.
Schillers Gedichte:
Berglied 151.
Lied von der Glocke 177, 182 ff., 187, 189.
Jungfrau von Orleans 9, 15, 17, 55, 185.
Phädra 162.
Wallenſtein 64, 65, 88, 158.
Wilhelm Tell 133, 135, 136, 141, 151.
Schlegel, A. W., 39, 41 f., 51, 69 f., 136, 152, 300.
— Caroline, geb. Michaelis, verw. Böhmer, ſpätere Schelling, 69, 227.
— Fritz, 11, 42, 51, 58, 61.
Schloſſer, Johanna, geb. Fahlmer, 33.
— ihr Sohn Eduard, 33, 34.
Schmettau, Generalleutnant v., 221.
Schopenhauer, Johanna, 249, 270.
Schorch, H., Prof., 138.
Schütz, Chr. G., Prof., 93 f., 110, 111.
— ſein Sohn Friedr., 93 f.
Schultze, C. A., Bürgermeiſter, 53, 54.
Seckendorf, L. v., 2, 39.
Shakeſpeare 69, 119, 121 f. (Julius Caeſar).
Silie, Friederike, Schauſpielerin, 104, 179.
Smith, Jens, 21.
Soemmering, S. Th., 293.
Spitzeder, Sänger, 265.
— ſeine Tochter, 265.
Staël, Frau v., 127 ff., 131, 135, 152, 165, 282.
Stark, Joh. Chr., 1, 9, 130, 185.
Stein, Charlotte v., 1.
— ihr Sohn Fritz, 1, 135, 259.
Steffany, Zelters Stiefſohn, 72.
Stichling, C. W., 103.
Stromeyer, Baſſiſt, 186.
Swedenborg 229.
Teller, Frau, Schauſpielerin, 65.
Terenz 64.

Theateraufführungen:
Goethe:
Bürgergeneral 161.
Götz 182.
Iphigenie auf Tauris 45.
Jery und Bätely 39.
Mitschuldigen, Die, 161.
Tancred (nach Voltaire) 6.
Tarquato Tasso 243.
Was wir bringen 64.
Brandes-Benda:
Ariadne in Naxos 59.
Einsiedel:
Gespenst (nach Plautus) 248.
Kleist:
Zerbrochener Krug 285.
Krotter:
Mädchen v. Marienburg 50.
Lessing:
Emilie Galotti 247.
Mehul:
Helene 247.
Mozart:
Titus 64.
Schiller:
Braut von Messina 93 f.
Lied von der Glocke 182.
Wilhelm Tell 141.
Schlegel:
Jon 39, 41.
Shakespeare:
Julius Caesar 118 ff.
Vogel:
Pinto 214.
Wranitzky:
Oberon 65.
Tieck, G. Fr., Bildhauer, 29, 37, 40, 126.
—, Ludwig 58.
Trabitius, Schloßvogt, 47.
Tralles, J. H., Prof., 165.
Türckheim, Wilhelm v. (Lillis Sohn), 302.

Unzelmann, Friederike Auguste, 204 f., 209.
—, ihr Sohn Carl, 73 f., 78, 91 f., 104, 248, 297.

Veit, Dorothea, geb. Mendelssohn, 10.
Villers, Ch. Fr. Dom. de, 299.
Vohs, Frau, Schauspielerin, 61.
Voigt, Ch. G., 143, 234.
Voß, Joh. H., 111, 133, 186, 137, 148.
—, seine Familie, 148.
—, seine Söhne, 33, 34.
—, sein Sohn, J. H., 152.
Vulpius, Christ. Aug., 4, 62, 78, 238, 272.
—, seine Schwester Christiane siehe Goethe.
—, seine Schwester Erneſtine, 50, 101.

Wagner, Joh. Jac., Prof., 137.
Walther, Prof., 48.
Weimarer Kunstfreunde 141.
Weimarer Schreckenstage 217 ff.
Werner, Zacharias, 169, 206, 308, 305.
Weyrauch, Frau und Tochter, Schauspielerinnen, 265.
Wieland 153, 219 f., 224, 258.
Winckelmann, J. J., 171.
Wolf, Fr. Aug., 181, 187, 304.
—, seine Tochter Wilhelmine, 175, 197.
Wolff, Pius Alex., 115 f., 142, 143.
Wolfskeel, Chr. Fr., 30, 56.
Wolzogen, Wilh. v., 30, 86, 89, 108, 167, 291.
—, seine Gattin Caroline, 30, 86 f.
Wranitzky, P., Komponist, 65.
Würzburg 133.

Zeitschriften, Jahrbücher ꝛc.
„Allgemeine Literatur-Ztg." (alte) 13, 97, 98, 110, 126, (Altes Literarisches Zahnpulver) 195.
„Allgemeine Literatur-Ztg." (Neue) 110—115, 117, 124, 131, 136 ff., 141, 167, 169.
„Allgemeine Ztg." (Cotta) 42, 193, 236 ff.

„Berliner Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen“. 88.
„Der Freymüthige“ von Kotzebue, 111, 237.
„Frankfurter Journal“ 180.
„Jahrbücher der Medizin als Wissenschaft“ (Herausgeb. Schelling u. Marcus) 198.
„Journal des Luxus und der Moden“, (Herausgeb. Bertuch) 41 ff., 45.
„Mercure de France“ 288.
„Neujahrs-Taschenbuch auf das Jahr 1801“ (Herausgeber Seckendorf) 2.
— -Taschenbuch auf das Jahr 1804“ (Herausgeber Wieland u. Goethe) 153.
— -Taschenbuch für 1806“ (Cotta) 182.
„Wilmans Taschenbuch“ 19.
Zelter 18, 72, 90, 154, 165, 186, 187.
—, seine Frau, 201.

5. Litteratur.

Goethes Briefe und Tagebücher. Sophien-Ausgabe, Weimar.
Goethe-Jahrbuch. 24 Bde. Herausgeber Ludwig Geiger.
Goethes Tag- und Jahreshefte.
Goethe und Carl August. Studien zu Goethes Leben von H. Düntzer. 2. Auflage, Leipzig 1888.
Briefe von Goethes Mutter. Herausgeber Philipp Stein. Leipzig 1891.
Goethes Briefe an Chr. G. v. Voigt. Herausgeber Otto Jahn. Leipzig 1868.
Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel. 2 Bde. Leipzig 1851.
Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. 3 Bde. Herausgeber Philipp Stein. Leipzig 1901.
Goethes Briefwechsel mit Fr. Rochlitz. Herausgeber W. v. Biedermann. Leipzig 1887.
Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern v. Humboldt. Herausgeber Bratranek. Leipzig 1876.
Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. Herausgeber Riemer. Berlin 1833/34.
Goethe und die Romantik. Briefe mit Erläuterungen. Herausgeber Carl Schüddekopf und Oscar Walzel. 2 Bde. Weimar 1898/99. (Bd. 13 und 14 der Schriften der Goethe-Gesellschaft.)
Das Repertoire des Weimarischen Theaters unter Goethes Leitung 1791—1817. Herausgeber C. A. H. Burkhardt. Hamburg 1891.
Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung. Aus neuen Quellen bearbeitet von Julius Wahle. Weimar 1892. (Bd. 6 der Schriften der Goethe-Gesellschaft.)
Lillis Bild geschichtlich entworfen von Graf F. E. v. Dürckheim. 2. Aufl. von A. Bielschowsky. München 1894.
Aus Alt-Weimar. Mitteilungen von Zeitgenossen nebst Skizzen und Ausführungen. Von Ludwig Geiger. Berlin 1897.
Luise, Großherzogin von Sachsen-Weimar, und ihre Beziehungen zu den Zeitgenossen. Von Eleonore v. Bojanowski. Stuttgart 1903.
Das Frommannsche Haus und seine Freunde. Von Fr. J. Frommann. 3. Aufl. Stuttgart 1889.

Verlag von Otto Elsner, Berlin S. 42.

Goethe-Briefe.

Mit Einleitungen und Erläuterungen herausgegeben von
Philipp Stein.

Vollständig in 8 Bänden, jeder circa 20 Bogen stark.

Bisher erschienen:

Band I: „Der junge Goethe“ (1764—1775)
mit Goethes Jugendbildnis und der Handschrift seines ersten erhaltenen Briefes.

Band II: „Weimarer Sturm und Drang“ (1775—1783)
mit dem Bildnis Goethes aus dem Jahre 1776.

Band III: „Weimar und Italien“ (1784—1792)
mit Goethes Bildnis aus dem Jahre 1786, nach dem Gemälde von J. W. Tischbein.

Band IV: „Weimar und Jena“ (1792—1800)
mit dem Bildnis der Christiane Vulpius, nach der Kreidezeichnung von F. Bury.

Band V: „Im neuen Jahrhundert“ (1801—1807)
mit dem Porträt Goethes, nach einer Kreidezeichnung von Friedrich Bury.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Preis des Bandes broschiert . . . . Mk. 3,—
in elegantem Leinwandbande . . „ 4,—
im Liebhaberhalbfranzbande . . . „ 5,—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Otto Elsner, Berlin S. 42.

Ein Hausschatz des Deutschen Volkes.

Im obigen Verlage erschienen:

Eduard Mörikes Briefe

herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von

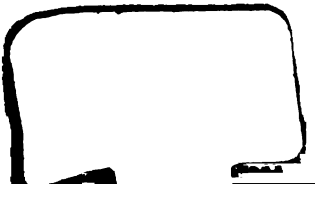
Professor Dr. Karl Fischer und **Dr. Rudolf Krauss.**

2 Bände, jeder 22 Bogen stark
mit Porträt Mörikes und Faksimile seiner Handschrift.

Erster Band: Die Jahre 1816—1840
bearbeitet von Dr. Rudolf Krauß.

Zweiter Band: Die Jahre 1841—1875
bearbeitet von Professor Dr. Karl Fischer.

Preis jedes Bandes

in würdigster Ausstattung . . .	M. 4,—.
gebunden in Schutzkarton . . .	M. 5,—.

Der sehnsüchtige Wunsch aller Mörike-Freunde nach einer zusammenhängenden Ausgabe seiner Briefe ist mit diesen, von den Hinterbliebenen Mörikes in liebevollster Weise geförderten und einzig autorisierten Bänden erfüllt. Eduard Mörikes Briefe dürfen in keiner Hausbibliothek fehlen!